Biogr. C 35
C6, 1/4

<36622475320010

<36622475320010

Bayer. Staatsbibliothek

Der Biograph.

Sechsten Bandes. Erstes Stück.

Halle, in der Waisenhaus-Buchhandlung 1807.

Von dieser Zeitschrift erscheinen jährlich wenigstens acht, höchstens zwölf Stück, brochirt, in farbigem Umschlag. Vier Stücke machen einen Band von wenigstens 1 Alph. 8 — 10 Bogen. Der Preis des ganzen Bandes von vier unzertrennlichen Stücken ist 1 Rthlr. 16 Gr. oder 3 Fl. wofür man ihn durch alle Buchhandlungen bekommen kann.

Der Biograph liefert in steter Abwechslung theils längere, theils kürzere Biographien merkwürdiger Menschen aus allen Ständen, deren Namen Kronos auf seine Zeittafel der drey letzten Jahrhunderte eingeschrieben hat. Mit eigentlichen Biographien wechseln von Zeit zu Zeit historische Abhandlungen, die mit der Biographik in enger Verbindung stehn, Beurtheilungen und kurze Auszüge aus neu erscheinenden biographischen Werken, so weit sie den Zeitraum, welchen sich der Biograph gesetzt hat, betreffen. Jedem Stück folgt ein historischer Anzeiger, welcher die im Lauf des Jahrs vorgekommenen Todesfälle solcher Personen enthalten soll, die auf irgend eine Art verdienen, von der achtsamen Muse der Geschichte auf ihrer Tafel für den künftigen Biographen des neunzehnten Jahrhunderts angemerket zu werden.

Ein literarischer Anzeiger wird als Beylage gratis ausgegeben, worin neue Bücher von den Herrn Autoren und Verlegern bekannt gemacht werden können. Bekanntmachungen, die nicht über 12 Zeilen betragen, kosten 8 Gr. oder 36 Kr. rhein. Längere zahlen für die Zeile 9 Pfen. oder 3 Kr. Die Anzeigen werden portofrey nebst den Einrückungskosten an die Verlagshandlung eingesendet, wofern man nicht mit ihr in Rechnung steht.

Der
Biograph.

Darstellungen
merkwürdiger Menschen
der
drey letzten Jahrhunderte.

Für Freunde historischer Wahrheit und Menschenkunde.

Nebst
einem vollständigen Nekrolog
des neunzehnten Jahrhunderts.

Sechster Band.
Mit einem Register über die sechs ersten Bände.

Halle,
im Verlag der Waisenhaus-Buchhandlung.
1807.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Der Biograph.

Sechsten Bandes — Erstes Stück.

I.

Juliane Franziska von Buchwald,
gebohrne Freyinn von Neuenstein.

Geboren 1707. Gestorben 1789.

Es war gleich anfänglich in dem Plan dieser biographischen Sammlungen, zwar vorzüglich das Leben denkwürdiger Männer, die ihr Verdienst um den Staat oder ihr Vaterland, um die Wissenschaften, oder sonderbare Auftritte und Schicksale auf irgend eine Art ausgezeichnet hatte, aufzustellen, aber daneben auch von Zeit zu Zeit an denkwürdige Frauen zu erinnern, die nicht minder in dem Andenken der Nachwelt zu bleiben verdienen, so bald sie den engeren Kreis, den ihnen ihr Geschlecht anwies, nur würdig ausgefüllt haben. Gerade die Einfachheit ihres Lebensplans, der ruhige Gang der Begebenheiten, die Reihe wohl abgemeßner und nach einerley Ziel hinstrebender Handlungen, hat für den philosophischen Beobachter oft noch mehr Interesse, als ungewöhnliche Schicksale und auffallende Ereigniße.

Gewiß ist dieß auch der Fall bey der edlen Frau, deren Andenken wir hier erneuern. Sie ist, so viel wir

wissen, nur durch zwey Schriftsteller dem grösern Publikum bekannt worden — den edlen Dalberg, den der wunderbarste Wechsel der Zeit itzt zum Fürstprimas von Deutschland erhoben hat; und den liebenswürdigen Dichter Gotter, der zu früh für das Vaterland verblüht ist. Kaum bleibt uns bey dem Mangel aller andern Quellen etwas übrig, als zusammenzustellen, was jene beiden in leicht vergeßnen kleinen Schriften*) über die seltne Frau sammelten. Es würde in den meisten Stellen sogar Verlust für den Leser seyn, sich selbst von ihren eignen Worten zu entfernen.

Juliane Franziska, Freyinn von Reuenstein, war die älteste Tochter von Philipp Jacob, Freyherrn von Neuenstein, — aus einem im Kanton Ortenau im Elsaße einheimischen Geschlechte — und Jeanne Marguerite de Moysen de la Rochelogerie, wie der Name zeigt, französischer Abkunft. Sie wurde den 7. Oktober 1707 zu Paris geboren, wo ihr Vater damals in Diensten des Duc de Bouillon bey der Jägerey stand, ihre Mutter aber die Stelle einer Hofdame bey der Herzogin Charlotte Elisabeth, der Mutter des nachherigen Regenten von Orleans, bekleidete. Der zufällige Vorzug, in einer der größten Hauptstädte Europens, und wo damals Wissenschaften und Künste sich des

*) Madame de Buchwald, par Charles de Dalberg. Erfort 1786. — Zum Andenken der Frau v. Buchwald, von F. W. Gotter. Gotha 1790.

höchsten Punktes der Blüthe freuten, geboren zu seyn, konnte auf ihre moralische Bildung keinen Einfluß haben; denn schon in ihrem vierten Jahre vertauschten ihre Eltern den Aufenthalt daselbst mit dem zu Stuttgard, wo ihr Vater, unter der Regierung des Herzogs Eberhard Ludwig von Wirtemberg, Oberjägermeister der Parforcejagd wurde. Aber unverkennbar gehörte sie durch die außerordentliche Lebhaftigkeit ihres Temperaments, so wie durch die eigenthümliche Wendung ihres Geistes, der von je her über Schwierigkeiten aller Art wegzugleiten verstand, der jovialischen Nation ihrer Mutter.

Eine treffliche Frau muß diese Mutter gewesen seyn. Sie allein übernahm die Bildung ihrer Tochter, und unterzog sich sogar dem Unterrichte in der Religion, Moral, Historie, Geographie und Heraldik. Nur für Sprachen, Schreiben, Zeichnen, Tanzen, Musik u. s. w. bediente sie sich fremder Beyhülfe. Wenig vornehme Mütter haben den Willen, sich einem so mühsamen Geschäfte zu widmen; noch wenigere besitzen die Geschicklichkeit, ihm vorzustehen. Und alles das war die Frau von Neuenstein zu einer Zeit zu leisten im Stande, wo in Deutschland die Kenntnisse des schönen Geschlechtes, selbst an Höfen, sich noch nicht jenseit des Katechismus erstreckten. Kein Wunder, daß sie, wegen dieser nicht gemeinen Eigenschaften, nach geendigter Erziehung ihrer Töchter, deren sie zwey hatte, und nach dem Tode ihres Gemahls (1729.) zur Oberhofmeisterin der Prinzessin Luise Friederike von

Wirtemberg, jetzt verwittweten Herzogin von Mecklenburg, erwählt wurde.

Erziehung macht den Menschen; aber ohne die glücklichen Anlagen der Freyinn von Neuenstein wäre alle Einsicht, Erfahrung und Sorgfalt der besten Mutter verloren gewesen. Selbst der Umstand, daß sie in einer Residenz, und als Spielgenossin der Fürstlichen Kinder, gleichsam am Hofe aufwuchs, so günstig er der geschwinderen Entwickelung ihrer Fähigkeiten, vorzüglich in Rücksicht auf das Aeußere, war, hätte leicht von einer wesentlichern Seite jene Bemühungen vereiteln, und ihrem Charakter die schiefste Richtung geben können. Doch der natürliche Hang ihres Verstandes zu Allem, was ihn aufzuhellen, zu erweitern und zu befestigen vermochte, ihre seltene Gelehrigkeit, und noch seltnere Beharrlichkeit im Lernen bewahrten sie vor den Verirrungen des Leichtsinns und der Eitelkeit; und ihr natürliches Wohlwollen ließ weder Neid noch Falschheit in ihrem Herzen Wurzel fassen.

Mit der Fackel der Vernunft beleuchtete sie die schlüpfrige Laufbahn, die ihr das Schicksal anzuweisen schien. Alles, was sie vom Hofe entlehnte, war jenes Talent, Mienen und Worte in der Gewalt zu haben, Neigungen und Geschmack den Umständen unterzuordnen, und sich unerschrocken aus Verlegenheiten zu ziehen, wo den Neuling die Fassung verläßt; jene Fertigkeit, conventionelle Zeichen der Achtung mit unparteyischer Gleichheit auszu-

spenden, und einen mildernden Schleyer über Wahrheiten zu werfen, die in ihrer Nacktheit empören würden; jenen schärferen Sinn für Schicklichkeit, der den Umgang mit der großen Welt so anziehend macht; endlich jene beneidenswürdige Gabe, überall die Langeweile wegzuzaubern, das Vergnügen im Fluge zu haschen, und aus Nichts einen Stoff der Unterhaltung zu weben. In Kurzem war die bescheidenste Person ihres Alters zugleich die aufgeweckteste; die auf ihrem Zimmer sich nicht von Büchern trennen konnte, behielt auf Bällen den Preis der rüstigsten Tänzerin: und das verständigste der Hoffräulein ergötzte, im Zirkel, mit unbeschreiblicher Gefälligkeit die eingebildeten Puppen, deren Demüthigung nur in seiner Macht stand.

So in der schweren Kunst zu gefallen eingeweiht, kam sie 1724 als Hofdame nach Koburg zur verwittweten Herzogin Elisabeth Sophie von S. Meiningen, Tochter des großen Churfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, die sich in der Folge zu Römhild, ihrem Wittwensitze, aufhielt.

Hier entstand ihre Bekanntschaft mit der Prinzessin Luise Dorothee, Stieftochter der Herzogin, die nicht lange darauf (1729.) an den damaligen Erbprinzen, nachmaligen Herzog von Gotha, Friedrich III. vermählt ward. Das frühe Genie dieser jungen Fürstin hatte die Nebel der Unwissenheit und des Stolzes, von denen damals die Wiege der Großen noch umringt war, glück-

lich durchbrochen. Ueberzeugt, daß Hoheit der Geburt nichts als eine Folie ſelbſt zu erwerbenden Verdienſtes iſt, machte ſie die Ausbildung ihres Geiſtes zu ihrer wichtigſten Sorge, und fand mehr Geſchmack an den Wiſſenſchaften, als an dem eiteln Gepränge und leeren Zeitvertreibe des Hofes. Ihrem ſcharfen Auge war der innere Werth der Freyinn von Neuenſtein nicht entgangen; und ſie fühlte das Bedürfniß einer zuverläſſigen Rathgeberin und gleichgeſtimmten Gefährtin zu ſehr, als daß ſie ihrer Mutter nicht hätte anliegen ſollen, ihr dieſes Kleinod abzutreten.

Dieſer Wunſch wurde 1735 erfüllt. Das zärtliche Verhältniß, das von dieſer Zeit an zwiſchen der nun regierenden Herzogin und ihrer Jugendfreundin herrſchte, und ſich nicht allein nie verleugnete, ſondern mit zunehmenden Jahren, wo möglich, noch inniger wurde, gereicht dem Andenken beider zu gleicher Ehre. Es war eine Freundſchaft, deren Lebhaftigkeit an Schwärmerey grenzte, ohne in Uebertreibung zu fallen. Es war ein beſtändiger Wettſtreit von Edelmuth und Delikateſſe. Eine Jede las in der Seele der Andern. Aber je beſcheidener die Eine ſich mit dem Abglanze begnügte, der vom Throne ihrer Gebieterin auf ſie zurück fiel, je ehrerbietiger ſie den Eifer ihrer Liebe in Pflichten und Huldigungen hüllte; um ſo gütiger zog die Andere ſie zu ſich hinauf, um ſo ſinnreicher war ſie, ihre Freundin bey jeder Gelegenheit in das vortheilhafteſte Licht zu ſtellen, gleichſam, als hätte ſie ſelbſt durch die

allgemeine Billigung ihrer Wahl einen Zuwachs des Ruhms erhalten können.

In ihrer gemeinschaftlichen Neigung zu den Wissenschaften fand diese Vertraulichkeit eine unerschöpfliche Quelle der Unterhaltung. Viele ihrer einsamen Stunden waren im eigentlichsten Verstande dem Studiren geheiligt. Sie schränkten sich nicht etwa nur auf Lesung solcher Werke ein, die die Phantasie erwärmen, deren Eindrücke aber, gleich den bunten Bildern einer Zauberlaterne, vor der Seele vorüberrauschen. So gerne sie in den Blumenauen der Dichtkunst, oder unter den herrlichen Gemälden, die uns die Geschichte darstellt, verweilten; so wenig schreckten trocknere Kenntnisse den Eifer ihrer Wißbegierde ab. Sie wagten sich sogar tief in das Feld der speculativen Philosophie. Ein gewisser Schenk, gewesener Lehrmeister der Prinzen von Meiningen, mußte ihr Vorlesungen über Wolfs speculative Philosophie halten, dessen System damals die besten Köpfe Deutschlands beschäftigte. Wie viel mehr mußte nicht die Morgendämmerung eines neuen Tages, der über Physik und Naturgeschichte aufbrach, ihre Aufmerksamkeit auf sich ziehen! Der Jenaische Professor Hamberger hielt sich einige Zeit in Gotha auf, um ihr die wichtigsten physikalischen Experimente zu zeigen, und der Professor Gordon in Erfurt hatte in der Folge vielen Antheil an der Fortsetzung dieses Unterrichts.

Aber beide Damen waren auch noch in dem Alter, wo man das Vergnügen nicht ungestraft von sich stößt; sie

fühlten, daß ein Hof nicht zur Akademie werden darf, und die sanfte Einwirkung ihres geläuterten Geschmacks wandelte die ganze Gestalt desselben um. Seine Sitten gewannen einen anmuthigern Anstrich, seine Lustbarkeiten veredelten sich, seinen Festen gaben die schöpferischen Hände der Musen neues Leben *). Fremde strömten herbey, und hatten die lieblichsten Blumen ihres Vaterlandes auf unsern Boden verpflanzen. Der Herzog war

*) Unter andern stiftete man einen gesellschaftlichen Orden: l'ordre des Hermites de la bonne humeur genannt, dessen Kapitel meistens auf Fürstlichen Landhäusern gehalten wurden. Die Kleidung bestand in einer Pilgertracht von braunem Taffet, einem weißen, mit Blumen bekränzten, runden Hute und einem rosenroth bebänderten Stabe. Das Zeichen war eine dreyfache Schleife von weißem Bande, mit der Devise: Vive la joïe! Die Ordensnamen der Brüder und Schwestern spielten auf ihren Charakter an, wie Discret, Badin, Egale, Papillon u. s. w. Laut der Regeln, die französisch abgefaßt waren, standen diesen Mysterien sittsame Freyheit und vernünftige Freude vor; Freude, deren Genuß die Seele erhebt, ohne sie zu berauschen, oder ihr den bittern Nachgeschmack der Reue zurück zu lassen. Beym Dessert wurden kleine französische Lieder gesungen. — Wer einen Blick auf den rohen Geschmack zurückwirft, der damals noch an vielen Höfen in Deutschland herrschte, wo zum Theil noch Hofnarren florirten, Marionetten fast das einzige Schauspiel waren, das man kannte, und die Männer übrigens lieber dem Bacchus als den Grazien opferten, wird diese und andere Bemühungen, mehr Galanterie und Mannichfaltigkeit in die Vergnügungen zu bringen, nicht geringfügig finden.

ein Kenner der Musik; sie kam empor. Die Herzogin wünschte Schauspiele; die Freyinn von Neuenstein wußte sie damit zu überraschen. Zu einer Zeit, da Komödie spielen noch hie und da zu den Erfindungen des Satans gerechnet wurde, hatte sie selbst den Muth öffentlich aufzutreten. Man spielte französisch; Racine, Régnard, Voltaire, la Chaussée, Marivaux, Boissy waren die Schriftsteller, aus denen man die Stücke wählte. Man setzte diese Art von Zeitvertreib, mit dem man zugleich eine nützliche Uebung verband, lange fort. Wirklich erreichte man auch seinen Endzweck so sehr, daß die französischen Offiziere im siebenjährigen Kriege ganz erstaunten, ihre Sprache an einem mitten in Deutschland gelegenen Hofe so gut und allgemein reden zu hören.

Doch zurück zu der edlen Gesellschafterin dieser seltnen Fürstin. Fräulein Neuenstein verheirathete sich im Jahr 1739 mit dem Oberhofmeister S. H. von Buchwald, und hatte zugleich das Vergnügen, ihren Platz am Hofe einer geliebten Schwester, die bereits seit einigen Jahren in ihrer Nähe lebte, abzutreten. Aber die Herzogin konnte sich nicht von ihrer angenehmsten Gesellschafterin trennen. Sie behielt die Wohnung im Schlosse, und nicht lange nachher wurde sie zur Würde einer wirklichen Oberhofmeisterin, ihr Gemahl aber in das Herzogliche Ministerium erhoben.

Vernunft und Achtung hatten den Bund ihrer Ehe gestiftet, und ununterbrochen wurde er vom besten Einver-

ständnisse und wechselseitigem Bestreben, sich einander mit Wohlwollen und Aufmerksamkeit zuvorzukommen, begleitet. Die einzige Frucht desselben war eine Tochter, Namens Luise. Mit diesem Geschenke des Himmels erreichte die Glückseligkeit der Verstorbenen ihren Gipfel. Neue Pflichten ruhten auf ihr; ein neues Feld der Thätigkeit war ihrem Geiste geöffnet. Aber ihr Herz umfaßte Natur und Freundschaft mit gleicher Wärme, und ihre Betriebsamkeit kannte keine Grenzen.

Erziehung war seit einigen Jahren auch die große Angelegenheit ihrer Fürstlichen Freundin. Jetzt suchten sich beide die Ausübung dieser schweren Kunst durch Mittheilung ihrer Beobachtungen und Erfahrungen zu erleichtern. Es war ein eben so entzückendes, als in jener Zeit neues Schauspiel, eine Fürstin zu sehen, die ganz Mutter war; die es zu ihren täglichen Pflichten rechnete, sich um die wissenschaftlichen Fortschritte ihrer Kinder zu bekümmern, und ihren Fleiß aufzumuntern, noch mehr aber ihr sittliches Wachsthum bald durch Unterredungen, bald durch Briefe zu befördern, und ihnen die hohen Begriffe von Tugend, Menschlichkeit, Wahrheitsliebe und Schätzung des Verdienstes einzuflößen, von denen sie selbst beseelt war.

Im Jahr 1749 verlor die Frau von Buchwald ihre ehrwürdige Mutter, die zu Schwerin, wohin sie ihrer Herzogin gefolgt war, ihre hochangestiegenen Tage beschloß. Unauslöschlich haften die Eindrücke der Kindheit

in einer unverdorbenen Seele, und wenn auch Zeit und Entfernung vom Vaterlande und der Zauber neuer Gegenstände dieses Andenken eingeschläfert zu haben scheinen, so erwacht es doch gewiß lebhafter, als jemals, am Grabe derer, die uns das Leben gaben. Aber so wehe auch jene Nachricht ihrem kindlichen Herzen that, so viel Gründe der Beruhigung und des Dankes gegen die Vorsehung fand sie in ihrer gegenwärtigen Lage.

Den ersten empfindlichen Stoß erlitt ihre Zufriedenheit im J. 1761 durch den Tod ihres rechtschaffenen Gemahls. Diese Begebenheit war, wenn ich so sagen darf, das Vorspiel der harten Prüfungen, die sich ihr näherten.

Der Abgott ihres Herzens, Luise von Buchwald, stand um diese Zeit in der Blüthe des Lebens. Ihre Figur war das Bild der Jugend. Ihr lebhafter Verstand entsprach der auserlesenen Erziehung, die sie genossen hatte, und ihr munteres, anspruchloses, gutmüthiges Wesen erwarb ihr die Zuneigung Aller, die sie sahen. Sie war sich ihrer Reize und Vorzüge eben so unbewußt, als das Glück eilfertig zu seyn schien, sie mit seinen besten Gaben zu überschütten. Im sechszehnten Jahre war sie schon Hofdame, und nicht lange darauf führte die Liebe sie in die Arme eines eben so edeln als geistreichen Mannes, des Herrn Reichsgrafen von Werthern, damals Oberhofmeisters zu Gotha, nachmaligen Königl. Preußischen Staatsministers. Diese unter den günstigsten Vorbedeu-

tungen im Jahr 1762 geschlossene Verbindung krönte die Wünsche ihrer Mutter, indem sie ihr die frohe Aussicht sicherte, sich nie von ihrem einzigen Kinde trennen zu dürfen. Aber kaum hatte die junge Gattin ein Jahr lang die Freuden ihres neuen Standes geschmeckt, als sie den 3. Jenner 1764 starb. Welch ein betäubender Schlag für die zärtlichste der Mütter! — Ihr Benehmen dabey charakterisirt ihren Charakter. Sie war gerade selbst krank, als ihre Tochter durch einen unglücklicher Weise verschluckten Knochen in Lebensgefahr gerieth. Man verbarg es ihr, und sie erfuhr erst spät, daß jene in Gefahr schwebe. Jetzt vermochte kein Zureden die Unruhe ihres Herzens zu überwältigen. Sie verlangt eine Sänfte, und läßt sich hintragen. Auf der Treppe begegnet sie einem Bedienten; sie fragt nach dem Zustande der Kranken; der Mensch erschrickt und verstummt. „Sie ist todt! Mein Herz sagt es mir. Sie ist todt!„ Mit diesen Worten eilt sie ins Zimmer. Die Anwesenden wollen sie zurückhalten, sie dringt zum Bette der eben Verschiedenen, ergreift ihre kalte Hand, drückt sie an ihr Herz, sinkt auf die Kniee, und ruft im feyerlichsten Tone: „Der Herr hat dich gegeben, der Herr hat dich genommen, der Name des Herrn sey gelobet!„ Dann erhebt sie sich, geht ins Nebenzimmer, wirft sich auf den Sopha, und betet leise. Niemand hat den Muth sich ihr zu nähern. Endlich beschwört man sie, an ihre Erhaltung zu denken, und sich in das Schloß zurück bringen zu lassen. Sie giebt nach,

ohne eine Thräne zu vergießen, ohne eine Sylbe zu reden. Die Nacht war schrecklich. Den andern Morgen erscheint die Herzogin; Thränen ersticken ihre Worte; sie setzt sich an ihr Bette, und schluchzt laut. Dieser Anblick erleichtert das beklemmte Mutterherz; sie weinen gemeinschaftlich. Ein Gleiches geschieht beym zweyten Besuch. Erst am folgenden Tage versucht es die weise Menschenkennerin — nicht der Leidenden Trostgründe aufzudringen — sondern nur ihre Phantasie unmerklich auf andere Gegenstände zu lenken.

Vor wenig Jahren hatte sie selbst die Mutterthränen ihrer hohen Freundin bey dem Ableben des eben von Reisen zurückgekommenen Erbprinzen Friedrich getrocknet. Jetzt erwiederte ihr die theilnehmende Fürstin mit der rührendsten Sorgfalt diesen traurigen Dienst.

Ihr erschöpfter Körper schien ihr eine nahe Wiedervereinigung mit der Verlornen anzukündigen; und gerne nährte sie einen Gedanken, der allein vermögend war, ihren nagenden Kummer so sanfte Schwermuth einzuwiegen. — Hätte sie sich damals sagen sollen, daß sie aufbehalten wäre, auch ihre großmüthige Trösterin zu beweinen! Zwar verschloß sie die Augen gegen die langsamen Vorboten dieses neuen Unfalls. Sie allein hoffte noch, als schon alle verzweifelten. Den 22. Oktober 1767 wurde Luise Dorothee der Welt entrissen. — Wer ein Herz hat, denke sich die grenzenlose Wehmuth der Frau von Buchwald!

Ereigniſſe dieſer Art ſind es, die an Höfen oft den Fall der Lebenden nach ſich ziehen. Mit der erlöſchenden Sonne ſchwindet auch der von ihr erborgte Schimmer. Um ſo herrlicher aber iſt bey einem ſolchen Wechſel der unbeſtrittne Triumph des wahren Verdienſtes.

Der trauernde Herzog ehrte in ihr ein theures Vermächtniß, ſchloß ſich feſter an ſie an, deren Sinnesähnlichkeit mit der Verewigten ſeinen Schmerz täuſchte, und wußte der jungen Erbprinzeſſin (verwittweten Herzogin), die bald darauf im Jahr 1769 den Abend ſeines Lebens durch neue Freuden zu erheitern kam — keine bewährtere Führerin beyzugeſellen, als die treue Freundin ſeiner unvergeßlichen Gemahlin.

Herzog Friedrich III. ſtarb 1772, und ſein Sohn Ludwig Ernſt folgte ihm in die neue Regierung. Er zeichnete ſich nicht durch kühne Neuerungsſucht aus. Man wählte vielmehr den entgegen geſetzten Weg. Man wachte gewiſſenhaft über die alte Ordnung, behielt jede löbliche Anſtalt bey, oder ging, bey nöthig erachteten Verbeſſerungen, nur mit der äußerſten Behutſamkeit zu Werke. Ein beſchämendes Beyſpiel für manchen Nachfolger, der vom jugendlichen Ehrgeize, das Vorhandene abzuſchaffen oder niederzureißen getrieben, nicht an die Nothwendigkeit des Erſatzes, und an die Mittel wieder aufzubauen denkt! — Aber was im Ganzen nur politiſcher Grundſatz war, das geſchah in Anſehung der Frau von Buchwald aus der Fülle eines von ihrem Werthe überzeugten Herzens.

So genoß sie länger als ein halbes Jahrhundert, in dem Hause, dem sie von ganzer Seele ergeben war, den unveränderlichsten Beyfall, die lebhafteste Erkenntlichkeit, und eine so entschiedene Achtung, daß man sich ihres Rathes, selbst bey wichtigern Angelegenheiten, mit der herzlichsten Zuversicht bediente.

Die Beweise dieses Einflusses liegen außer dem Zweck dieser Biographie. Wie viel sie aber, während des siebenjährigen Krieges an der Seite ihrer Herzogin Festigkeit, Klugheit, Weltkenntniß und Besonnenheit im Betragen gegen die Befehlshaber der verschiedenen Truppen, die Gotha abwechselnd besetzt hielten, bewiesen, und was für große Verdienste sie sich damals um Hof und Stadt erworben hat; das ist dort allgemein bekannte Thatsache. Männerpolitik hat in einer solchen Krise oft nicht Wirksamkeit genug. Nur der sanften weiblichen Beredsamkeit gelang es, die drohenden Wetter zu beschwören, die mehr als einmal über unsern Häuptern standen. Auch unterhielten mehrere französische Generale noch lange nach dem Kriege mit ihr einen geistreichen Briefwechsel, und ein gewisser Marquis de Custine, der bey Roßbach drey Säbelwunden am Kopf empfing, an denen er starb, hatte sogar in diesem Zustande einen sehr drolligen mit Versen untermischten Brief an sie angefangen.

Die Erwähnung dieses merkwürdigen Zeitpunktes scheint der schicklichste Uebergang zur Erzählung ihrer Bekanntschaft mit Friedrich dem Großen zu seyn.

Schon als Kronprinzen sah sie diesen unsterblichen Monarchen; das erste Mal zu Berlin (1731.) bey der Vermählungsfeyer seiner liebsten Schwester, der Marggräfin Wilhelmine von Bayreuth, als eben der werdende Held aus der Prüfung kam, durch die er die Augen von Europa zuerst auf sich gezogen hat; das zweyte Mal (1734.), am Hofe zu Koburg *), im Gefolge des Königs seines Vaters, der damals auf der Reise war, das Hülfs-Korps zu besehen, das er zur Kaiserlichen Armee am Rhein marschiren ließ.

In der Zwischenzeit trug ein Mann, welcher der Frau von Buchwald unendlich zugethan war, der (1762.) verstorbene Graf von Gotter zu Berlin — den die an ihn gerichtete Epistel des Philosophen zu Sanssouci, wie wol unter der Karrikatur eines sorglosen Epikuräers, auf die Nachwelt bringen wird — nicht wenig dazu bey, die vortheilhafte Meinung des Königs von ihr zu gründen.

Bey Gelegenheit der zwey Besuche aber, die Er dem Gothaischen Hofe 1757 und 1762 gab, befestigte sich diese Meinung in seinem Herzen, und stieg, und ward zum ausgezeichnetsten Wohlwollen. Der König war bey diesen

*) Sie erzählte oft, daß der König den Kronprinzen der verwittweten Herzogin Elisabeth Sophie (seiner Tante) mit den Worten vorgestellt hätte: „Da bring' ich Ew. Liebden meinen großen Jungen.„ — „Ja wohl wars ein großer Junge,„ pflegte die Erzählerin hinzu zu setzen.

diesen Besuchen, vorzüglich beym zweyten, so aufgeräumt, daß sein Gefolge versicherte, ihn seit dem Kriege in keiner ähnlichen Stimmung gesehen zu haben. Er sprach und lachte über der Tafel, ungeachtet einer unglaublichen Menge Zuschauer, wie bey den unbelauschten Mahlzeiten in seinem Sanssouci. Bey der Unterhaltung im Zimmer der Herzogin aber war, außer seinem königlichen Bruder, dem Prinzen Heinrich, niemand zugegen, als die Frau von Buchwald. Man erzählt, sie habe einmal im Entzücken über die erhabenen und geistreichen Dinge, die er sagte, ausgerufen: „Ah quel homme divin! Il faut que je me prosterne devant lui.„ — Non, Madame, erwiederte Friedrich, c'est à moi à me mettre à Vos genoux et j'en meurs d'envu. Mais je ne vaux plus rien pour les scenes de grande passion. Noch das Jahr vor seinem Tode, war sie so glücklich, die letzte Versicherung seines Andenkens aus dem Munde des Prinzen Heinrich zu erhalten.

Es läßt sich aber auch keine enthusiastischere Verehrung denken, als die ihrige für Friedrich den Großen. Sein Bild erfüllte ihre ganze Seele; seine Thaten schwebten unaufhörlich auf ihren Lippen; wenn sie auf sein Herz zu sprechen kam, wurde ihre Rede Begeisterung. Wie viel herrliche Züge der Gerechtigkeit und Großmuth wußte sie nicht von ihm, und wie glücklich machte sie jeder neue Beytrag! Als sie die Nachricht von

seinem Tode erhielt, vergoß sie zum letzten Male heiße Thränen; und seine nachgelassenen Werke waren das letzte Labsal, das ihr Geist mit vollem Bewußtseyn in sich sog.

Auch die vertrauteste Freundin Friedrichs, die verewigte Landgräfin Karoline von Darmstadt, war eine erklärte Gönnerin der Frau von Buchwald. Auf dem Rückwege von Petersburg im Jahr 1773 ruhte die hohe Reisende einige Stunden in ihren Armen aus, und sie erinnerte sich dieser letzten Unterredung nie ohne die innigste Rührung.

Wie ächt mußte nicht ein Verdienst seyn, in dessen Schätzung zwey so erleuchtete Kenner übereinstimmten! Und wen darf es noch befremden, daß alle Fürsten und Fürstinnen, mit denen ihr Gestirn sie in nähere Verbindung brachte, den Stempel ihres Werthes laut anerkannten, und sie mit den freundschaftlichsten Begegnungen überhäuften?

Die Liste dieser verehrungswürdigen Personen, an deren Spitze der Prinz Heinrich von Preußen steht, ist in der That so zahlreich, daß man bey ihrer Aufzählung Gefahr laufen würde, der Verstorbenen eine Ruhmredigkeit anzudichten, für die ihr Charakter zu groß war. Nur ein Paar derselben verdienen, wegen besonderer Umstände, aus der Menge der übrigen herausgehoben zu werden.

Natur und Sehnsucht nach dem Vaterlande, führten die menschenfreundliche Mutter des Königs der Britten im J. 1778 nach Deutschland, und in die Umarmung ihrer entzückten Geschwister zurück. Vier und dreyßig Jahre zuvor half die Frau von Buchwald ihr, auf der Reise zu ihrer Bestimmung, das Familiengeleite bis an den Ort der Einschiffung geben, und jetzt war von allen ehemaligen Bekannten der Prinzessin von Wallis niemand mehr am Hofe zu Gotha übrig, als sie, und der (1788.) verstorbene Obermarschall von Studnitz. — Wenn etwas der Mühe, ein hohes Alter zu erreichen, lohnt, so ist es vielleicht die Wonne zweyer Freunde, die auf immer getrennt zu seyn wähnten, und unvermuthet sich noch Einmal wieder begegnen.

Ein Fest einer andern Art war für sie die Vermählung einer Prinzessin vom Hause, der jetzt regierenden Herzogin von Mecklenburg, die 1775 zu Gotha gefeyert wurde. Sie durfte sich schmeicheln, an der Knüpfung dieses glücklichen Bandes keinen geringen Antheil zu haben. Die Schilderung, die ihre Feder, von Wahrheit und mütterlicher Empfindung geleitet, dem Hofe zu Schwerin von den trefflichen Eigenschaften dieser liebenswürdigen Fürstin machte, trug zuverlässig mehr zur Entscheidung der Wahl bey, als die Kunst eines Malers vermocht hätte; und wenn es ihm auch gelungen wäre, sich bey Abbildung ihrer Reize der Vollkommenheit des Originals zu nähern.

Als der Prinz Heinrich im Jahr 1785 das erste Mal nach Paris ging, widmete er, auf der Durchreise durch Gotha, der Frau von Buchwald ein paar Stunden, und erhöhte noch diesen Beweis von Achtung durch die Voraussendung eines ungemein schmeichelhaften Billets. Der Einfluß einer so gerechten Freude auf ihr Befinden läßt sich nicht beschreiben; es war die Wirkung frischen Oeles bey einer dem Erlöschen nahen Lampe. Ihre Freunde erstaunten über den sichtbar erneuerten Schwung ihrer Lebensgeister, und das Wunderbarste dieser Veränderung war ihre Dauer, die durch das Wiedersehen des Helden bey seiner Rückreise befördert wurde. Aber so veränderlich ist das Loos der Menschheit, daß eben dieselbe glückliche Veranlassung uns unter andern Umständen eine Quelle der Thränen werden kann. Der Prinz unternahm im Jahr 1788 eine zweyte Reise nach Frankreich, und ging wieder über Gotha. Ein Zwischenraum von drey Jahren hat für einen achtzigjährigen Körper die zerstörende Kraft eines halben Jahrhunderts. Nur der Schatten dessen, was wir waren, wandelt dann noch unter den Lebenden umher, und scheu fliehen wir vor denen zurück, die uns einst in bessern Zeiten kannten. Die Verstorbene ersparte ihrem großmüthigen Beschützer einen Anblick, der sein Herz zu tief gerührt hätte. Aber welchen Kampf kostete ihr diese Selbstverläugnung nicht! Der Prinz lohnte ihr dafür durch die zärtlichste Theilnahme an ihrem Zustande. Er warf beym Abschiede einen wehmüthigen Blick

nach der Gallerie, wo sie wohnte: „Es ist doch grausam, sagte er, hier vorbeyzugehen, ohne meine alte Freundin zu umarmen.„

Alles, was die Familie ihres Landesherrn mit Freude oder Leid erfüllte, war übrigens auch für sie in eben dem Grade Zuwachs von Vergnügen, oder Störung der Ruhe, als es diese theuren Personen mehr oder weniger nahe anging.

Frau von Buchwald war nie müssig. Den Morgen bestimmte sie ihren Berufsgeschäften, der Korrespondenz, der Lektüre — und der Toilette. Für sie war es Pflicht, das frivole Studium der Mode ihrer Aufmerksamkeit nicht unwerth zu halten. Wie richtig aber wußte sie zugleich auf einer Seite Wohlstand von Eitelkeit, und auf der andern den einem jeden Alter ziemenden Geschmack von beleidigender Sonderbarkeit zu unterscheiden!

Von jeher Freundin der Musen, aber gezwungen, die Stunden dieses geistigen Genusses ihren übrigen Verrichtungen abzustehlen, hatte sie sich durch nächtliches Lesen ihr Gesicht so geschwächt, daß die Furcht vor dem Staare sie vor verschiedenen Jahren dahin brachte, sich von einem durchreisenden Augenarzte eine mit vieler Gefahr verknüpfte Operation machen zu lassen. Kaum waren ihr die Augen verbunden, als ein Brief an sie ankam. Man sagt ihr, nach dem Siegel zu urtheilen, wäre er von fürstlicher

Hand. Sie befiehlt, ihn zu erbrechen und ihr vorzulesen. Es war ein Brief des Landgrafen von Hessen-Cassel, worin die Frau von Buchwald, so wie der ganze Hof, vor eben dem Augenoperateur, als vor dem ausgemachtesten Charlatan, dessen Kuren wenigstens in Kassel alle unglücklich ausgefallen wären, auf das nachdrücklichste gewarnt wurde. Die Umstehenden erblaßten bey dieser Nachricht. Sie selbst verlor die Fassung nicht. „Ich war bestimmt, sagte sie, mein Gesicht einzubüßen; sonst wäre dieser Brief eine Viertelstunde früher gekommen. Man bringe ihn der Herzogin.„ — Die Kur hatte indeß keine schlimme Folgen, bey einer weniger entschlossenen Frau hätte ein solches Schrecken die schlimmsten haben können. — Zwar konnte sie nur mit Mühe schreiben, blieb jedoch selten eine Antwort schuldig; und so wenig wortkarg sie im Gespräche war, so glücklich hielt ihre Feder die Mittelstraße zwischen trockener Kürze und überfließender Umständlichkeit. Ihr Styl war leicht, ungesucht, verbindlich, und viele ihrer Briefe würden um so mehr die Probe des Druckes aushalten, je weniger Spuren frostiger Korrektheit und abgezirkelter Zierlichkeit darin anzutreffen sind. Als sie nach und nach das Selbstlesen ganz aufgeben mußte, ließ sie sich desto häufiger vorlesen, beym Ankleiden, bey der Mahlzeit, beym Spazierengehen, im Bette, überall. Auf ihrem Tische lag immer die neueste Broschüre, oder ein Buch, das eben Aufsehen machte, und worüber sie die Stimmen der Sachverständigen einsammelte. Ehemals gab sie sich

sogar die Mühe, Stellen von hervorragender Schönheit auszuziehen, und noch in späteren Jahren setzte sie eine empfehlungswürdige Gewohnheit ihrer Kindheit fort, dann und wann eine dieser Stellen auswendig zu lernen. Mit unglaublicher Treue bewahrte aber auch ihr Gedächtniß, was sie ihm nur anvertraute. Namen, Jahrzahlen, Verwandtschaften, Anekdoten, nichts vergaß sie.

Ihre große Bescheidenheit hat ihr zwar nie erlaubt, um den Kranz der Autorschaft zu ringen; aber ihre Ansprüche auf einen vorzüglichen Platz unter ihren gelehrten Zeitgenossinnen gründeten sich auf die entschiedensten Rechte, und sind durch das einstimmige Zeugniß der Kenner besser beurkundet, als durch das zweydeutige Daseyn eines fliegenden Blattes, das oft mehr die Sucht seiner Verfasserin, sich einen Namen zu machen, als ihren Beruf, die Leser zu ergötzen, verräth.

Ihr Urtheil über wissenschaftliche Gegenstände war so richtig, ihr Gefühl für das Erhabene und Schöne jeder Gattung so warm, und ihre Theilnahme an den Fortschritten der Aufklärung und Kultur, selbst auf der höchsten Stufe des Alters noch so lebhaft, daß der Ort, der das Glück hatte, sie während eines mehr als funfzigjährigen Zeitraumes zu besitzen, ihrem unleugbaren Einflusse auf Bildung des Geschmackes und Verfeinerung des Tons, eben so zahllose Verbindlichkeiten hat, als er sie in anderer Rücksicht den weisen Gebrauch ihres Ansehens und ihrem

unermüdeten Bestreben, Nutzen zu stiften, und das Gute zu befördern, schuldig ist.

Blühende Einbildungskraft stand bey ihr mit überraschender Gegenwart des Geistes, der schnellste Scharfsinn mit dem glücklichsten Gedächtnisse, und bezaubernder Witz mit tiefer Einsicht in der ungewöhnlichsten Verbindung. Und bey allen diesen unter sich so verschiedenen Eigenschaften, war sie so sehr Meisterin des Ausdruckes, daß er sich ihren Ideen, ohne den geringsten Schein von Kunst oder Mühe anschmiegte, und daß nichts der Bestimmtheit, der Energie, dem Feuer ihrer, von der angenehmsten Stimme und lebhaftesten Pantomime unterstützten Rede gleich kam.

Weit entfernt aber, die Ueberlegenheit ihrer Talente auf Kosten Anderer geltend zu machen, ehrte sie vielmehr fremdes Verdienst mit ungeheuchelter Auszeichnung. Niemand kann bereitwilliger und geschickter seyn, als sie war, einen Jeden, der sich ihr nahte, in Vortheil und Wohlbehagen zu setzen, sich zu dem Grade seiner Fähigkeiten herabzulassen, in die Eigenheiten seiner Lage, in die Falten seines Charakters hinein zu gehen, des Schwachen zu schonen, den Irrenden unvermerkt zurecht zu weisen, und dem, den die Natur stiefmütterlich behandelt hatte, gleichsam von ihrem Verstande zu leihen. Wie schwer ist diese Kunst! wie viel Reichthum und Geschmeidigkeit des Geistes, welch ein Umfang von Menschenkunde, und welche Zartheit des Gefühls wird nicht dazu erfordert!

Die Frau von Buchwald besaß dieses Geheimniß ganz, und in ihm den unfehlbarsten Talisman der Herzen. Darum fanden Fremde beiderley Geschlechts und jedes Standes in ihrer Unterhaltung gleiche Befriedigung, und verließen sie nie, ohne von ihr entzückt zu seyn. Darum war sie das Orakel und die Lust ihrer Freunde. Darum fühlte sich, wer seine Zuflucht zu ihr nahm, durch die unwiderstehlichen Eindrücke ihres zuvorkommenden und theilnehmenden Wesens selbst dann beruhigt und aufgerichtet, wenn sie seinen Wünschen keinen günstigen Erfolg versprechen konnte. Darum ebneten sich ihr bey Unterhandlungen die abschreckendsten Hindernisse, gelang es ihr, innerhalb ihres Wirkungskreises, überall Gleichgewicht und Eintracht zu erhalten, und oft selbst den Wetteifer der Parteyen zum Werkzeuge rühmlicher Absichten zu machen. Darum endlich behauptete sie, bis zum letzten Augenblicke, ein Ansehen, dessen unerschütterliche Grundpfeiler Ehrfurcht, Liebe und Dankbarkeit waren.

So wenig sie aber auch ihre Erfahrungen und Kenntnisse zur Schau trug, so original war sie in der Art, irgend ein Fragment aus diesem unerschöpflichen Schatze, jedesmal an rechtem Orte, ins Gespräch einzustreuen, der kleinsten Anekdote Anmuth und Interesse mitzutheilen, einen lange verjährten Vorfall zur Neuigkeit des Tages aufzufrischen, oder einen schwer zu fassenden Charakter mit ein Paar kühnen Pinselstrichen unverkennbar zu schildern.

Sehr natürlich herrschte zwar auch bey ihr jene Vorliebe für die französische Literatur, die noch jetzt mancher Deutsche dem königlichen Schriftsteller nicht verzeihen kann; aber bey ihr ging sie nicht bis zur Geringschätzung ihrer Muttersprache, und die eifrigste Verehrerin Friedrichs und seines Freundes Voltaire ließ zu gleicher Zeit dem Genie Wielands, Herders und Goethe's volle Gerechtigkeit widerfahren.

Unter gewisse Lieblingsmeinungen, wohin die Frau von Buchwald gern das Gespräch zu lenken pflegte, und die sie, bey jeder Wiederholung, mit neuen Wendungen und treffenderen Gründen durchzufechten wußte, gehörte auch die: daß ein großer Verstand nothwendig mit Güte des Herzens verbunden sey. Hier ist nicht der Ort zu untersuchen, wie viel Einschränkungen und Ausnahmen dieser Satz leidet. So viel aber ist unzweifelhaft, daß ihr eigenes Beyspiel für einen Beweis der Wahrheit dieser Behauptung gelten konnte.

Gut war die Frau, die sich weder durch Geschenke der Natur, noch des Glückes, weder durch ihren weitverbreiteten Ruf, noch durch die schmeichelhaftesten Beweise der Achtung von so manchem Großen der Erde verleiten ließ, ihre Forderungen gegen ihres Gleichen höher zu stimmen, oder Geringere zu verachten. Gut war sie, die — nicht zufrieden, durch die Unbescholtenheit ihres Wandels der Eifersucht die Waffen zu entwinden, und den Neid

zum Schweigen zu bringen — ſich unter Menſchen aus allen Klaſſen ein ſolches Vertrauen erworben hatte, daß Hohe und Niedrige ihr Anliegen in ihren Schooß auszuſchütten kamen. Gut war ſie, die allen dieſen Eröffnungen und Zumuthungen und Bitten, ſo unerheblich, oder unbeſcheiden ſie zum Theil auch ſeyn mochten, ein geduldiges Ohr lieh, und die wichtigern nie vergaß, und ein Geheimniß nie mißbrauchte. Gut war ſie, die keine Mühe ſcheute, und keine Gelegenheit vernachläſſigte, billige Erwartungen zu erfüllen, und gegebene Zuſagen zu halten; die kein größeres Vergnügen kannte, als zu empfehlen, zu vermitteln, zu ſchlichten, gewagten Schritten Einhalt zu thun, und Ausbrüche von Heftigkeit zu verhüten; die auf weſentliche Gefälligkeiten von ihrer Seite keinen Werth legte, und doch ſo dankbar für den kleinſten Dienſt war.

Allein der überwiegende Verſtand, der dieſe Güte leitete, ließ ſie nie in Schwachheit ausarten, und gab dem Charakter der Frau von Buchwald eine Feſtigkeit, durch die ſie ſich über ihr Geſchlecht erhob. Standhaft in Verfolgung ihrer Plane, entſchloſſen bey den unerwarteſten Vorfällen, und unabhängig von der Herrſchaft der Umſtände, ſuchte ſie immer zwiſchen ihren Grundſätzen und ihren Handlungen jene ſeltene Harmonie zu erhalten, die das ächte Kennzeichen des Weiſen iſt.

Wie kann man von einer Frau, die ihre Tage in der angeſtrengteſten Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt zubringen

mußte, verlangen, daß sie da, wo dieser Zwang hinwegfiel, nicht dann und wann Aufwallungen von Leidenschaft hätte nachgeben, und Launen — die so oft aus physischen Ursachen entspringen — freyeren Lauf lassen sollen? — Wer wollte es ihr zum Verbrechen machen, wenn sie, um die ungemessenen Forderungen der Eitelkeit nicht ganz unbefriedigt zu lassen, oder weil sie es der Beurtheilung eines Jeden überließ, den innern Gehalt schöner Worte in der Hofsprache selbst zu würdigen, mit dieser leichten Münze vielleicht zu verschwenderisch war? — Ist warmer Eifer für unsere Freunde nicht selbst dann zu entschuldigen, wenn er bald in ihrem Lobe, bald in der Nachsicht gegen ihre Fehler über die Gränzen schreitet? — Oder was war es sonst, als Uebermaaß von Anhänglichkeit, wann sie bey gesellschaftlichen Zwisten oft bis zur Hitze Partey nahm, und um ihren Klienten zu retten, die ganze Last des Unrechts auf seinen Gegner wälzte? So, zum Beyspiel, riß die Vorliebe für den Patriarchen zu Ferney sie zu mancher, bey ihren billigen Gesinnungen sonst nicht zu erklärenden Härte gegen den Bürger von Genf hin.

Sie war das Ideal einer liebenswürdigen Matrone. Sie sah neue Gebräuche, neue Irrthümer, neue Thorheiten. Aber sie verkannte die Vorzüge der späteren Epoche, und das seitdem lebendiger erwachte Streben nach Vervollkommnung der Menschheit nicht; und sie wußte, daß für die Jugend nichts ermüdender ist, als der

versteckte Vorwurf, der das Lob der guten alten Zeit in sich faßt.

Schon lange hatte sie sich von jeder öffentlichen Erscheinung losgemacht. Der Gesellschaft aber blieb sie bis zur letzten Periode ihres Lebens treu. Sie schien Schwächen und Beschwerden zu vergessen, wenn die Versammlungsstunde schlug; und jede Verstimmung ihrer Organe ging unter den Tröstungen der Freundschaft in Harmonie über. — Welche Lehre für Leidende, die entweder aus finsterer Grille die lindernde Wirkung des Umganges verkennen, oder durch mürrische Ungeduld das Mitgefühl Anderer ermüden, und von sich scheuchen!

Steifheit, Kälte, Aberwitz, Verläumdung, und was sonst zuweilen glänzende Zirkel für den denkenden Mann so peinlich macht, war aus dem ihrigen bekannt. Gegenstände aus der politischen und gelehrten Welt wechselten mit einander ab, und wurden im freymüthigsten Tone, oft bis zur Gründlichkeit, und doch ohne den mindesten Anstrich von Pedanterie, abgehandelt.

Aber für eine Frau, die Alles mit ganzer Seele that, war in den letzten Jahren eine solche Unterhaltung, für den ganzen Abend zu anstrengend. Zu ihrer Schonung schlug man Karten vor. Eine vertrautere Zahl blieb seitdem zum Abendessen. Nicht lange, so fürchteten ihre Freunde, durch dieses längere Verweilen ihrem ohnehin

sparsamen Schlafe Abbruch zu thun, und stellten es wieder ein. Aber konnten sie hindern, daß das Vorlesen, wie ehemals, tief in die Nacht fortdauerte?

Eine große Annehmlichkeit des Lebens war für sie die Anwesenheit einer einzigen Schwester, die durch die schätzbarsten Eigenschaften des Geistes und Herzens ihre ganze Liebe verdiente, und mit einer fast beyspiellosen Innigkeit erwiederte. Sie schöpfte auch anfangs aus dieser Vereinigung um so mehr Vergnügen, da die Herzogin, eingenommen vom sanften Charakter der jüngern Freyinn von Neuenstein, sie ebenfalls mit vorzüglichem Vertrauen beehrte. Nur zu bald aber hörte mit dem Aufenthalte der Letzteren am Hofe die erwünschte Gelegenheit, sich täglich zu sehen, auf; und in der Folge der Zeit wurde Beiden der wechselseitige Genuß ihres Umgangs durch ein trauriges Hinderniß noch mehr verkümmert. Hartnäckige Gichtanfälle fesselten die Frau von Nepita mehrere Jahre hindurch fast unablässig an ihren Stuhl; sie selbst aber war, wegen eigener Schwächlichkeit, eine Art von Staatsgefangene, die sich höchstens nur an schönen Sommertagen in freyer Luft sonnen durfte. Um so fühlbarer war ihr, bey dieser unwillkührlichen Trennung, der Trost, das Lob dieser guten Schwester nicht nur täglich aus dem Munde gemeinschaftlicher Freunde und Zeugen der Gelassenheit, mit der sie ihren Zustand ertrug, zu vernehmen, sondern solches auch durch die laute Stimme eines

von den thätigsten Beweisen durchdrungenen Publikums bestätigen zu hören.

Man weiß nicht genau, ob die Frau von Buchwald in ihrer Jugend schön war. Wem konnte bey ihr eine Frage dieser Art einfallen? Man vergaß ihr Geschlecht. Aber der Ausdruck ihrer Züge, der Adel ihres Anstandes, und die Grazie ihrer Bewegungen — lange behielt sie von dem Allen Reste — lassen nicht ohne Grund vermuthen, daß sie zu den Figuren gehörte, deren gefälliges Ganze unser Urtheil auf den ersten Blick besticht.

Sie bekannte sich zum reformirten Glauben. Je aufgeklärter aber die Begriffe eines Menschen vom Ursprunge und Zwecke unsres Daseyns sind, um so weniger wird er das Wesen der Religion in Formeln und verabredete Uebungen setzen. Sein Herz ist das Heiligthum der Gottheit, Liebe für seine Mitgeschöpfe sein tägliches Opfer. Unbefangen wird er seinen Weg fortwandeln, und gelassen sich dem Ziele nahen, wo das längste Leben — gleichviel ob wir seine Last unter Thränen trugen, oder im Taumel der Wonne hindurchschwebten! — einem schnell verschwundenen Traume gleicht. Es ist eben so unmöglich, daß das Gift der Eitelkeit, oder irgend ein Modewahn die lautern Gesinnungen eines solchen Menschen verderbe, als daß er bey Widerwärtigkeiten, oder unter dem Drucke des Alters, in Kleinmuth und Andächteley versinke.

Wer das Scheinglück der Großen beneidet, würde sich oft seiner Thorheit schämen, wenn er in das Innere ihrer Gemächer dringen könnte. Die Frau, der das Schicksal fast alles verliehen hatte, was den Wünschen der Sterblichen schmeichelt — Fürstengunst und Reichthum, Einfluß und Ehre, die Ergötzungen des feinern Umganges, und die Seligkeiten der Freundschaft — sie mißte das erste irrdischer Güter, Gesundheit. Von jeher hatte sie mit ihrem Körper zu kämpfen. Sie legte sich harte Entbehrungen auf; sie kam nicht aus der Pflege der Aerzte. Aber läßt sich Hofleben und Diät vereinigen? Können Vorsichtsregeln und künstliche Mittel helfen, wenn das Feuer des Geistes ihre Wirkungen unaufhörlich vereitelt?

Dessen ungeachtet gelangte sie, bey wenig älternden Kräften, ungefähr bis in ihr achtzigstes Jahr, als eine von schmerzhaften Zufällen und Phantasien begleitete Krankheit sie langsam aufzureiben anfing. Doch machte diese Krankheit von Zeit zu Zeit Pausen, während deren ihr Geist wieder Lichtstrahlen seines vorigen Glanzes von sich warf. Aber mit neuer Heftigkeit kehrten jedesmal die Leiden zurück, und ihren trostlosen Freunden blieb nichts übrig, als die grausame Nothwendigkeit, den Schlag als eine Wohlthat zu wünschen, vor dessen Möglichkeit sie einst gezittert hatten. Sie kam, die erflehte Befreyung; und sanft war die Annäherung des

letzten

letzten Schlummers, der den 19. December 1789 die Bande ihrer Sterblichkeit löste. —

Die Alten gingen in den Ehrenbezeugungen gegen die Verstorbenen zu weit; jetzt thut man dessen vielleicht zu wenig. Um die Mißbräuche jener frommen Sitte abzuschneiden, rückt man ein an Stoff zum Nachdenken so reiches Schauspiel uns so viel immer möglich aus den Augen. Im gegenwärtigen Falle ließ man dem Herkommen sein ungeschmälertes Recht. Feyerlich war der Anblick, die vom Throne bis zur Hütte gepriesene, liebe, alte, weise Bewohnerin des Schlosses den letzten Tribut eines Ranges empfangen zu sehen, dessen Richtigkeit niemand besser gekannt hat, als sie.

Ihrem Willen zufolge, wurde sie in der bescheidenen Gruft beygesetzt, die sie sich selbst auf ihrem Gute zu Siebleben in einem Garten erbaut hat. Die Güte der holden Fürstin, deren Achtung ihr stilles Alter bis zum letzten Augenblicke gekrönt hat, ist der Schwesterliebe in der theuren Pflicht, ihr ein Denkmal zu errichten, zuvorgekommen.

Es bildet einen Sarkophag von schwarzem Marmor, mit einer eingelassenen Platte von weißem carrarischen Marmor. Oben auf steht die Büste der Verstorbenen, gleichfalls aus carrarischem Marmor, von der Hand des geschickten Künstlers, Prof. Doell. Dieses Monument wird auf drey Stufen und einem Würfel in einem auf

Säulen ruhenden Tempel zu stehen kommen, dessen Vorderseite nach der Erfurter Landstraße gekehrt ist. Hier ist die Inschrift:

HIER RUHT
JULIANE FRANCISKA v. BUCHWALD
GEB. FREYIN v. NEUENSTEIN
OBERHOFMEISTERIN ZU GOTHA
GEB. VII. OCT. MDCCVII.
GEST. XIX. DEC. MDCCLXXXIX.

Lange die Zierde der Menschheit, entschlief sie, müde des Lebens,
Aber noch immer dem Wunsch zärtlicher Freundschaft zu früh.

II.

Carl Bonnet.

Geb. zu Genf am 13. März 1720. Gest. am 20. Mai 1793.

Das Leben eines Gelehrten ist oftmals nicht reich an äußern Abwechslungen. Man dürfte es in dem gewöhnlichen Sinn vielleicht gar nicht interessant finden, sofern man dies Interessante allein von einem Wechselvollen ableitet, welches der Phantasie eine Menge bunter Bilder, wie in einem Roman, vorführt. Allein ein Leben, mit unverdrossenem Triebe den Wissenschaften geweiht, je mehr es sich fast allein durch eine innere fortgesetzte Wirksamkeit des Geistes bewährt, und sich für die ächte wissenschaftliche Cultur durch gehaltvolle Schriften kräftig besorgt zeigt — wird den Beobachter, der das Wahre von dem Schein zu sondern weiß, und mehr als die Oberfläche zu sehen gewohnt ist, desto mehr anziehen, weil es ein innerliches, ein besonnenes, ein geistiglebendiges Leben ist. Nur ein Privatleben, kann es ein öffentliches werden durch den gewissen Einfluß, den es sich auf das Studium und die Cultur der Zeitgenossen erwirbt. Es gewinnt vielleicht an Interesse durch den Conflict, worin eine männliche Geisteskraft mit dem geschwächten körperlichen Vermögen erscheint. — Möge man aus diesen Gesichtspunkten das Leben Bonnets lesen und erwägen!

Derselbe sorgsame Fleiß im Beobachten, das genaue Zergliedern eines Gegenstandes und die daher entspringenden und gefolgerten scharfen Vergleichungen verschiedenartiger und sich dennoch begegnender Erscheinungen — Eigenschaften, welche die Schriften Bonnets durchgängig charakterisiren — waren schon in den früheſten Richtungen und Neigungen seines Geistes unverkennbar. Bonnet *) war der einzige Sohn seines Vaters, eines wohlhabenden Bürgers zu Genf. Je weniger seinem selbstthätigen und forschenden Geiste der in jener Zeit gewöhnliche öffentliche Schulunterricht, der es lediglich auf sterile Grammatik und magern Gedächtnißkram anlegte, genügen konnte; desto mehr bemühte sich der Vater, seinem Sohn einen tüchtigen und gewandten Lehrer als Führer und Gehülfen seiner Bildung zuzuführen.

Er fand denselben an Laget, einem Mann, der bey der Erziehung und dem Unterrichte des jungen Bonnet wohlberechneten und richtig angewandten Grundsätzen folgte. Nicht wollte dieser seinem Zögling einen steifen und durch seine Form abschreckenden Unterricht ertheilen; vielmehr war er bemüht, durch freundliche und anziehende Unterredung, durch eine geordnete und mit

*) Zu vergl. hier und in der Folge „Memoire pour servir à l'histoire de la vie — de M. Charles Bonnet par Trembley. — Deutsch „über Carl Bonnet." Halle 1795. — Saußäres Lobrede am Grabe Bonnets — in den „kosmopolitischen Briefen," 1. Th. Frankfurt 1794.

Einsicht genutzte Lektüre, durch unablässige Beobachtung des Zöglings eben sowohl seine geistige Kraft beleben, damit sie forthin sich selbst helfen könne, als seinem Charakter Biegsamkeit und festes Gepräge geben.

Unter Crommelin, Professor zu Genf, wurde Bonnet in tiefere Kenntniß der alten Klassiker eingeweiht. Unter den Prosaikern waren es Nepos und Sallust, unter den Dichtern Horaz, deren Studium er mit Vorliebe und ausdaurendem Eifer unternahm. Jene beiden hatten durch die Einfalt, Würde und Schönheit ihres Vortrags einen bedeutenden Einfluß auf die Bildung seines Styls. Der Dichter regte seine Phantasie auf. Auch dem Geschichtsstudium ergab er sich mit Neigung.

Die Naturgeschichte, zu welcher ihn sein Hang zum Beobachten und Vergleichen vornemlich hinzog, und deren in das kleinste Detail gehende Untersuchungen bald genug seine Liebhaberin wurden, ward ihm zuerst recht interessant durch die Lektüre des „Schauspiels der Natur von Plüche," das ihm zufällig in die Hände fiel. Er ruhte nicht, bis er manche der hier beschriebenen Gegenstände mit eignen Augen gesehen hatte. Unter Andern war ihm das, was Plüche von der Wachsamkeit des Ameisenlöwen in seinem Trichter erzählt, so anziehend, daß er bald diesen Insekten selbst auflauerte, ihre Manipulationen beobachtete, und manches Neue entdeckte, das den Naturforschern vor ihm entgangen war.

Um diese Zeit machte er seinen philosophischen Cours unter Calandrini und Cramer. Daß Naturgeschichte und Physik ihm vorher so werth geworden waren, hatte einen nicht geringen Einfluß auf die Ansicht, die er von der Philosophie faßte. Keine Spekulation, die nicht auf dem Felde der Beobachtung ihren festen Boden fand, war für ihn anreizend. Die Naturbetrachtung führte ihn zur Metaphysik. Von wirklichen Dingen, wie er sie vor sich sah, gewohnt auszugehen, — machte er hiervon Schlüsse auf die übersinnliche Welt, worin indeß seine angenommenen Trennungen und Combinationen dem Sinnlichbeobachteten entsprechen sollten. Ihm war Metaphysik demnach nichts anders, als eine Naturgeschichte des geistigen Menschenwesens, und er wandte auch auf sie die Methode der analytischen Wahrnehmung an.

Reaumürs Werk über die Insekten — dessen er erst nach langem Bitten bey dem Bibliothekar der Akademischen Bücherſammlung habhaft werden konnte — entzündete seine Liebe zur Naturbeobachtung um so mehr, da es ihn mit dem berühmten Verfasser selbst in einen Briefwechsel brachte. Er theilte diesem einige gemachte Entdeckungen über die Raupen mit. Reaumür, erstaunt über den sorgfältigen Forschungstrieb eines kaum achtzehnjährigen Jünglings, munterte ihn in seiner Antwort zu fortgesetzten Beobachtungen auf. Man kann leicht denken, welchen Einfluß das Lob eines Veteranen unter den Insektologen auf das Gemüth eines so empfänglichen und reiz-

baren Jünglings haben mußte, als es Bonnet war. Unermüdet war er in der Sammlung von fernern Materialien. Swammerdams Bibel der Natur und Malpighis Anatomie der Pflanzen, so wie dessen Beobachtungen über den Seidenwurm und die Bildung des Huhns im Ey — studirte er zu dieser Zeit mit emsiger Aufmerksamkeit. Die praktische Logik der Malpighischen Schriften, worin Erfahrungen an Erfahrungen gereiht zu bündigen Folgerungen fortgeführt werden, wurde ihm sehr wohlthätig, und wirkte bedeutend auf die Methode seiner eignen Versuche.

Nach dem Willen seines Vaters mußte sich Bonnet, obwol höchst ungern, den Rechten widmen: auch nahm er darin den Doktorgrad 1743 an. Die praktische juristische Laufbahn betrat er indeß nie, und eilte überhaupt so oft als möglich von jenem für ihn allzutrocknem Studio in die offne Natur, unter Bäume und Gesträuche, um Insekten zu suchen, und die gefundenen unter das Mikroskop zu nehmen oder in der Haushaltung, die er ihnen in seinem Zimmer einräumte, zu beobachten. — Als er die noch im Streit befindliche Frage — ob die Blattläuse sich ohne Begattung fortpflanzen? — entschied, und die Resultate seiner bestimmten Erfahrung für Bejahung derselben dem Hrn. v. Reaumür mittheilte, ernannte ihn (1740.) die Akademie der Wissenschaften zu Paris zu ihrem Correspondenten. Er unterwarf jene interessante Insektengattung wiederholten

Beobachtungen, und wurde hierbey auf sehr überraschende Entdeckungen geleitet, z. B. daß die Blattläuse zu einer Zeit Eyer legen, zu einer andern lebendige Junge zur Welt bringen, daß man nach und nach neun Generationen derselben ohne eigentliche Paarung aufziehen könne, daß sie gleichwohl einen wirklichen Geschlechtsunterschied haben ꝛc. Die kleine Welt jener neun Generationen verfolgte er mit unzuermüdender Aufmerksamkeit drey Monate hindurch. Leider hatte diese Beharrlichkeit im mühsamen Beobachten einen sehr nachtheiligen Einfluß auf seine Augen, die in der Folge ihre Gesundheit und Schärfe nie ganz wieder erhielten.

Im Jahr 1741 machte Trembley die wichtige Entdeckung der Polypen. Auch Bonnets Fleiß beschäftigte diese interessante Thiergattung. Er machte neue Entdeckungen über die Fortpflanzung dieser Pflanzenthiere durch Zweige und Schößlinge, und über ihre Reproduktion durch abgeschnittene Stücke, die sich wieder zu ganzen Thieren bilden. — In Absicht auf die Naturgeschichte der Raupen und Schmetterlinge bewies er, daß die kleinen Oeffnungen an den Seiten der Raupe (Stigmata) die Organe ihres Athmens sind, und berichtigte hierbey eine Beobachtung Reaumürs, mit dem er seinen Briefwechsel ununterbrochen fortsetzte. In diese Zeit (1742.) fallen auch seine Beobachtungen über den Bandwurm, den er genauer zergliederte, beschrieb, und in gewisse Classen ordnete.

Seine bisherigen zur Naturgeschichte der Insekten gehörigen Beyträge sammelte er im Jahr 1744, und gab sie unter dem Titel einer Insektenlehre in zwey Theilen heraus. In der Vorrede stellt er die Grundsätze auf, wonach er bisher in der Naturforschung zu Werke ging, und wonach man auch seine fernern Versuche zu würdigen habe. Die Kunst zu Beobachten ist ihm ein allgemeines und für jede Disciplin nöthiges Hülfsmittel. Keine allgemein gültige Regeln, wie sie gewisse Systematiker unter den Philosophen durchaus durchsetzen wollen, will er anerkennen; nur mit bescheidener Zurückhaltung dürfe man über den Gang und die Verfahrungsart der Natur urtheilen. Er zeigt, wie seine Beobachtungen einen hellern Blick auf die Theorie der Entwicklung organisirter Wesen thun lassen, und wie man eine fortlaufende Stufenfolge zwischen den verschiedenen Natureerzeugnissen, ja eine genaue Verkettung unter allen Theilen des Weltalls annehmen dürfe. Auch hier giebt er zu erkennen, wie enge nach seiner Ansicht die Kunde der Natur mit den metaphysischen Fragen und Untersuchungen zusammengrenze. — Das Werk wurde mit allgemeinem Beyfall aufgenommen, und in mehrere ausländische Sprachen übersetzt.

Seine durch vielfache und anhaltende mühsame Arbeit geschwächte Gesundheit wurde jetzt immer bedenklicher. Die Augen konnten den Gebrauch des Mikroskops gar nicht mehr ertragen; er konnte ohne die heftigsten

Schmerzen weder lesen noch schreiben, und mußte den Staar fürchten: auch schien sich sein Körper nach und nach abzuzehren. So mußte er das für ihn Allerschwerste erfahren, daß die Natur — die reichste Quelle seiner Freuden, und der einzige Gegenstand alles seines Denkens und Forschens, ihm beynahe gänzlich abstarb. Jetzt kam es darauf an, den praktischen Philosophen zu bewähren, Herr über seine Bekümmernisse zu werden, und mit standhafter Resignation sich dem unabwendbaren Schicksal zu unterwerfen. Mit Wärme ergriff er die Tröstungen, die ihm eine gesunde, aus den Quellen geschöpfte Religion darbot. — Es zeigte sich jedoch einige Erleichterung seines Leidens. Durch gänzliche Enthaltung von aller Arbeit, durch genaue Lebensordnung und durch den Gebrauch einiger Arzneymittel wurde Bonnets Gesundheitszustand wenigstens leidlich.

Da er mikroskopische Untersuchungen durchaus meiden mußte, so führte ihn sein Thätigkeitsdrang auf andere Gegenstände der Naturbeobachtung. Er hörte im Jahr 1746 von den Versuchen, die Gleditsch in Berlin gemacht habe, im bloßen Moos Pflanzen wachsen zu lassen. Er wußte davon kaum die nähern Umstände, aber seine seltene Combinationsgabe führte ihn auf eine ganze Reihe ähnlicher und merkwürdiger Versuche. Er bemerkte, daß sowohl grasartige, als schotentragende Pflanzen, nicht minder Blumenarten, ja selbst Holzgewächse noch schöner und stärker im Moos als in der Erde

vegetirten. Ein merkwürdiger Einfall, worauf er hierbey gerieth, verdient eine besondere Erwähnung. Ein Johannisbeerstrauch in ein Buch gepflanzt — gab die schönsten Beeren; — ein gar vortreffliches Mittel, manchem unfruchtbaren Folianten einige, wenn gleich sehr fremdartige, Früchte abzugewinnen.

Er ward hierdurch auf mehrere Versuche geleitet, die über die Physiologie der Pflanzen ein Licht verbreiteten, und zu seinen höchst schätzbaren 1748 bearbeiteten „Untersuchungen über den Nutzen der Blätter an den Pflanzen" die Veranlassung wurden. Als Resultate stellte er auf, daß die untere Fläche der Blätter bey den holzartigen Gewächsen fähiger sey, die Feuchtigkeit einzusaugen, als die obere, daß jene zugleich Hauptorgan der unmerklichen Transpiration der Pflanzen sey, daß sie also eben so wohl Gefäße zum Einsaugen als Ausdünsten in ihrer Struktur vereinigen. Er zeigte, daß die Blätter, um den nährenden Dunst, der immer von der Erde aufsteigt, einzuziehen, sich, auch wenn man sie mit Gewalt in eine andere Richtung bringt, nach Verlauf einiger Zeit von selbst wieder der Erde zu drehen. Auch über die damals in Anregung gebrachte Frage — „ob der Saft der Bäume durch die Rinde oder das Holz emporsteige?" — stellte Bonnet genaue Untersuchungen an. Sie belehrten ihn, daß der Saft durch die Fibern des Holzes emporbringe, daß diese ihn zur untern Fläche der Blätter leiten, und ein Theil davon durch die Fibern

der Rinde zu den Wurzeln hinabgehe. Durch gefärbte Materien, die er den Baum einsaugen ließ, entdeckte er auch die Lage der Hauptöffnungen, durch welche die Nahrungssäfte, die in dem Innern der Erde verbreitet sind, durch die Wurzeln eindringen, und die Hauptkanäle, wodurch sie von hier aus ihre Cirkulation durch Stamm und Zweige fortsetzen. Ueberhaupt ist dieses Werk reich an eigenthümlichen und für jene Zeit ganz neuen Beobachtungen. Der darin hervorleuchtende Scharfsinn ist um so schätzbarer, da er mit einer strengen Logik gepaart nie um ein Haar breit von der Erfahrung abweicht, die bloßen Conjekturen von den Resultaten wirklicher Naturansicht sorgfältig trennt, und jenen nur den Grad der Wahrscheinlichkeit, dessen sie an sich fähig sind, beylegt.

Durch die Naturgeschichte, womit sich Bonnet bisher ganz ausschließend zu beschäftigen schien, ward sein Geist nach und nach auf Studien andrer Art geleitet. Die Wiederherstellungskraft der Insekten hatte ihn an die Streitigkeiten der Naturforschenden Philosophen über die Thierseele erinnert, und die Erklärung der an den Polypen wahrgenommenen Erscheinungen schien dem damals allgemein geltenden System der vorhergebildeten Keime entgegen zu seyn. Das bekannte Werk des Mallebranche von der Untersuchung der Wahrheit, so wie Leibnitzens Theodicee — Werke, die er sorgfältig studirt hatte, gaben dem Gange seines speculiren-

den Geistes eine nicht zu verkennende Richtung. Er unterschied in den Philosophemen jener Männer wohlbedächtig das, was aus Thatsachen hergeleitet wurde, von den leeren Hypothesen, die nur in der Luft zu schweben schienen. Je weniger ihm seine Augen erlaubten, Beobachtungen anzustellen, desto emsiger beschäftigte sich sein rastloser Geist, seinen selbstgeschaffnen Ideen Umfang und Consequenz zu geben, und die Ideen andrer Denker zu vergleichen und zu prüfen. Sein Kopf gewöhnte sich nach und nach daran, nicht nur einen vollständigen Gedankengang, sondern diesen auch in gewählten Worten aufzubewahren. Ganze Abhandlungen lagen in ihm, und er diktirte sie, ohne zu stocken oder zu verbessern. Er entwarf sich den Plan zu einem größern Werk, welches die Frucht seiner Meditationen über das Ganze des Weltalls vollständig in sich fassen sollte. Allgemeinere Ideen über den Urheber der Natur und die Harmonie der Schöpfung leitete darin zur Untersuchung der wichtigsten Theile unserer Erde; er verfolgte die Stufenleiter der Wesen, die sie bewohnen, von den rohen und leblosen zu den lebenden und organisirten, wobey er alles, was ihm Physik und Naturgeschichte von ihrer gesammten Beschaffenheit und von ihren Verrichtungen lehrten, genau aus einander setzte. Dies führte die Betrachtung zu dem Menschen, dessen physische und geistige Eigenschaften, dessen Anlagen und Fähigkeiten, einen Blick auf seine nähere und entfernte Be-

stimmung, auf die Gesetze, die er anerkennen muß, auf Moral und Religion thun läßt, worauf diese Betrachtungen mit einem Gemälde aller praktischen Folgen, die aus jener Theorie fließen, geschlossen wird.

Bonnet verfolgte diesen Plan fünf Jahre hindurch, und es entstand daraus ein großes Werk von etwa neunhundert Folioseiten — regelmäßig geordnete Fächer oder Rubriken für seine Ideen, woraus seine nachher einzeln herausgegebenen Werke nur losgetrennte Abhandlungen sind. Sein „Versuch einer Psychologie, oder Betrachtungen über die Thätigkeit der Seele" enthält gleichsam ein concentrirtes Gemälde jenes größern Werks. Der Mensch wird darin von dem ersten Augenblick seiner Existenz an betrachtet, und die Ausbildung und allmälige Entwicklung seiner Organe und Fähigkeiten von den Kindheitsjahren, wo er blos zu vegetiren scheint, bis zu dem reifern Alter des Verstandes — verfolgt. Unstreitig hat die darin herrschende Meinung, daß die Aeußerungen der Seelenkraft sich verschieden modificiren, lediglich nach den Modificationen des Gehirns — einen nachtheiligen Einfluß auf die Klarheit und Unabhängigkeit der Bonnetschen Theorie. Jedoch bleibt diese Schrift belehrend und interessant in Rücksicht der praktischen Grundsätze und Folgerungen, welche sich aus den psychologischen Ansichten des Verfassers ergeben, und mit eben so viel Kraft als Bündigkeit entwickelt werden. Besonders sind dahin die gesunden Aeußerungen

und Ausführungen über die moralische Bildung und Erziehung des jugendlichen Menschen zu rechnen. Der erst im Jahr 1759 vollendete „analytische Versuch über die Kräfte der Seele“ (übersetzt von C. G. Schütz) enthält eine genauere Entwicklung des ersten Theils jenes eben genannten frühern Werks. Um bey der Beobachtung der progressiven Entwicklung der Seelenkräfte einen ganz sichern Weg zu gehen, fiel er auf die etwas seltsame und leicht irreführende Idee, sich eine Natur zu denken, die genau wie der Mensch organisirt sey, und nun stufenweise belebt und in ihren verschiedenen den menschlichen ganz homogenen Fähigkeiten bethätigt werde. Es gab dies zu einer vielleicht allzusehr mathematischen Ausmessung und Zergliederung der Seeleneigenschaften des Menschen die Veranlassung. Gleichwohl findet auch hier besonders der Erzieher sehr fruchtbare und anwendbare Ideen über die Mittel, den Gemüthskräften des Kindes die wünschenswerthe Richtung zu geben, und es vor schädlichen Rückwirkungen auf den natürlichen und festen Gang seiner Entwicklung zu bewahren. —

Bonnets äußeres Leben war einfach und ruhig. Leidende Augen und ein schweres Gehör verboten ihm den Besuch großer und gemischter Gesellschaften. Ein kleiner Kreis gewählter Freunde machte seine liebste Erholung aus. Er verheirathete sich 1756 mit einer liebenswürdigen Frau, die Verstand genug besaß, um den

Werth ihres Gatten ganz, wie ers verdiente, zu schätzen, und wohlwollenden Gefühl, um ihm ganz die Freundin und Pflegerin zu seyn, deren er bedurfte. Sie widmete ihm ihre ganze Sorgfalt, ja beynahe ihre Existenz — und ihr eheliches Verhältniß wäre ganz gegenseitig beglückend gewesen, wenn nicht lange und schmerzenvolle Leiden ihre Ruhe gestört hätten. Die an sich starke Konstitution der Gattin Bonnets ward durch übelangebrachte Arzneyen geschwächt, und unterlag dem Anfall einer heftigen und immer zunehmenden Krankheit. Es folgten ganze Jahre voll angreifender Mattigkeit und voll zerrüttender Beängstigung. Ein schwacher Strahl von Hoffnung rückkehrender Besserung, der sich zuweilen zeigte, ward doch nie zu einem hellen und erfreulichem Licht. — Hier zeigte sich die ganze wohlthätige Kraft der praktischen Philosophie Bonnets. Sein Muth und seine Fassung ging auf seine Gattin über. Beide wußten der erträglichern Zwischenräume, welche ihnen die Natur verstattete, dankbar zu genießen; ihre gegenseitige Zärtlichkeit ward durch das Leiden noch innige; eine sanfte Heiterkeit verschönerte jeden Augenblick der Erholung; man fand in Bonnets Hause ganz unerwartete gesellschaftliche Freuden, und ungeachtet vieler und großer Entbehrungen schloß diese eheliche Verbindung, die sieben und dreyßig Jahre dauerte, einen so wahren Genuß in sich, daß man ihn eben so, vielleicht bey weit

günſtiger ſcheinender Außenſeite, oft vergebens ſuchen würde. —

Wir kehren zu Bonnets Schriftſtelleriſcher Laufbahn zurück. Aus dem großen Reich der lebendigen Weſen ſchienen ihm die organiſirten Körper einer beſondern und ſcharf eindringenden Unterſuchung um ſo mehr werth zu ſeyn, je mehr die Meinungen der damaligen Naturphiloſophen zumal über das Princip ihrer Bildung im Widerſpruch ſtanden. Er bearbeitete ſeine Ideen darüber in einer beſondern Schrift, die 1762 herauskam. Seine Haupttendenz darin ging dahin, zuvörderſt das Intereſſanteſte und Sicherſte, was die Naturgeſchichte über den Urſprung, die Entwicklung und Wiederherſtellungskraft der organiſirten Körper lehrt, zuſammen zu ſtellen, und dann beſonders das Syſtem der Keime in ſeinen Gründen und in ſeiner Uebereinſtimmung mit den beglaubigten Thatſachen, dann auch in ſeinen Folgen deutlich und mit Beleuchtung der Einwendungen der Gegner aus einander zu ſetzen. Man muß, ſo ſehr auch das Werk zum Theil ſich mit Hypotheſen beſchäftigt, doch der Methode und Conſequenz des Verfaſſers Gerechtigkeit wiederfahren laſſen.

Sein berühmteſtes und am meiſten geleſenes Werk (die deutſche Ueberſetzung von Titius mußte viermal aufgelegt werden,) iſt die „Contemplation de la nature,“ die im J. 1764 erſchien. Er hatte demſelben eine gemiſchte Claſſe von Leſern beſtimmt, und ſtattete

es daher mit den Gaben einer phantasievollen Einkleidung und einer schönen Darstellung reichlich aus. Er geht darin von den allgemeinern Ideen über Gottes Daseyn und Eigenschaften, so wie über die Ordnung und Harmonie des ganzen Weltgebäudes aus. Dann beweist er diese im Einzelnen; er betrachtet zu dem Ende den Menschen, seine Haupttheile, seine Fähigkeiten und Kräfte; er geht in ein beschreibendes Detail über die Pflanzen, ihre Oekonomie und die wichtigsten an ihnen bemerkbaren Erscheinungen. Länger verweilt er bey den Insekten, bey ihren unterscheidenden Merkmalen und ihrer Lebensweise. Scharfsinnige und interessante Betrachtungen über den Kunstfleiß der Thiere beschließen das Ganze. Unstreitig hat dieses Werk unter allen teleologischen, die in neuern Zeiten erschienen sind, Epoche gemacht. Reich und anziehend in dem Detail, ist es zugleich voll tiefsinniger und doch mit Klarheit dargelegter Folgerungen. Er führt zu den erhabensten und wohlthuendsten Aussichten und ohne jemals in seinen Hinweisungen auf den Urheber des Weltalls gesucht oder frostig zu werden, weiß er die Erinnerung an ihn häufig als ein Bedürfniß des Befriedigung suchenden Gemüths dem Leser von selbst entgegen zu führen. Da es ein sehr ausgebreitetes Publikum fand, indem es beynahe in alle europäische Sprachen übersetzt wurde, hat es auf einer Seite geholfen, den Geschmack an dem Studium und den Forschungen der Naturhistorie allgemeiner zu verbreiten, —

auf der andern die Kenntniß der richtigen Methode jenes Studiums und den philosophischen und teleologischen Sinn dieser Forschungen zu befördern und zu beleben.

Den Vorsatz, eine philosophische Moral, als das reine Resultat der Betrachtung des Menschen in der Verbindung mit den ihn umgebenden Wesen, zu schreiben — mußte Bonnet aufgeben, da sein Gesundheitszustand es ihm immer weniger erlaubte, sich anhaltenden Beschäftigungen hinzugeben. Die Bearbeitung der „philosophischen Palingenesie, oder der Ideen über den künftigen Zustand der lebendigen Geschöpfe“ wurde ihm leichter, da sie gleichsam das Resultat seiner Naturbeobachtung und der Schlußstein zu seinem vorher genannten größern Werk war. Er versucht darin, das Fortleben der Thiere und die Vervollkommnung ihrer Fähigkeiten in einem künftigen Zustande dem Auge der Vernunft als wahrscheinlich darzustellen. Da Bonnet auch hier sein Raisonnement durchaus auf Thatsachen zu stützen sucht, so ist es gar nicht gemacht, durch eine eitle Hypotheſenjagd so wenig zu reizen als zu ermüden. Vorzüglich interessant ist der (von Lavater auch abgesondert ins Deutsche übersetzte) Abschnitt über die Unsterblichkeitshoffnung des Menschen. Bey Gelegenheit der Frage, ob nicht das höchste Wesen der Unzulänglichkeit der Vernunft in Ansehung der Beweise für die Seelen-Fortdauer durch gewisse besondere Mittel zu Hülfe gekommen sey — wird Bonnet auf

eine Betrachtung über die Offenbarung und die Beweise für die Wahrheit des Christenthums geleitet. Der Gang seiner Untersuchung ist einfach und gerade; und wenn man hie und da die freye Umsicht und Gründlichkeit der Forschung vermissen möchte, so wird man sich doch oft durch die herzvolle Wärme der Darstellung, durch die rührende und treumüthige Sprache eines edelbegeisterten Gemüthes hingerissen fühlen. In dem Abschnitt über die innere Vortrefflichkeit der christlichen Religionslehre und über ihre Harmonie mit der Natur und Bestimmung des Menschen, herrscht eben so viel richtige Kenntniß, als Menschenkunde, wie sie aus der Geschichte und Psychologie hervorgeht.

Diese Schrift fand einen sehr allgemeinen Beyfall, und aus allen Gegenden liefen Danksagungsschreiben an den Verfasser ein, die es bezeugten, wie sehr man von Bonnets Gründen für die Wahrheit und die Liebenswürdigkeit des Christenthums getroffen und ergriffen sey. Lavater war gutmüthig genug, jene Gründe für so unüberwindlich zu halten, daß er seine Uebersetzung dem berühmten Moses Mendelssohn zueignete, mit der Aufforderung, sie entweder zu widerlegen, oder, durch sie bewogen, Christ zu werden. Dieser hielt sich nicht verbunden, auf diese Zudringlichkeit ausführlich zu antworten. Es entspann sich indeß hieraus ein Briefwechsel zwischen Mendelssohn und Bonnet, worin sie sich durchaus nicht in einen Streit über Gegenstände einließen,

in welchen sie in den wesentlichen Punkten von einander abgingen. — Die Palingenesie war das letzte größere Werk Bonnets.

Beynahe acht Jahre hindurch war Bonnet mit der vollständigen Sammlung aller seiner Schriften beschäftigt, die zu Neufchatel 1779 in acht Quartbänden erschien. Jeder einzelne Aufsatz wurde vor seiner Aufnahme in diese Sammlung von Neuem durchgesehn und überarbeitet. Auch einen Schatz kleinerer in die Naturgeschichte einschlagender Abhandlungen findet man hier aufbewahrt und vereinigt. —

Wir schließen diese Uebersicht mit einem Blick auf das häusliche und politische Leben und auf die letzten Tage Bonnets. Das immer rege Interesse an dem Studiren, so wie die beständige Sorgfalt, die seine Gesundheit erforderte, erlaubten ihm nicht, seinen Aufenthalt oft zu verändern, oder ein etwanniges Wohlgefallen am Reisen zu befriedigen. Die Wirksamkeit seines Lebens machte sich mehr durch das stetige Fortschreiten seines Geistes kenntlich. Der, welcher den unnennbaren Reiz eines den Wissenschaften geweiheten Lebens nicht zu schätzen weiß, hätte Bonnets Leben einförmig nennen mögen. Wenn es sein Tagewerk war, zu studiren, so kannte er auch keine andere Erholung, als — einen ruhigen Aufenthalt auf dem Lande. Er verließ seinen schönen Landsitz Genthod am Ufer des Genfer-Sees in den letzten fünf und zwanzig Jahren seines Lebens gar

nicht mehr. Hier ergötzte ihn die Herrlichkeit und Mannichfaltigkeit der Gegend, und bey jedem Schritt entdeckte er neue Wunder der Natur. Je mehr er großen und rauschenden Gesellschaftszirkeln fremd wurde, desto willkommner waren ihm hier und desto heimischer wurden bey ihm die erlesenen und bewährten Freunde.

So lieb ihm sein Studirzimmer war, so entfernte er sich doch gern daraus, so oft es das Interesse seines Vaterlandes zu erheischen schien. Schon 1752 wurde er in den großen Rath der Republik Genf aufgenommen, und er verwaltete die ihm nach dieser Verbindlichkeit obliegenden Geschäfte sechszehn Jahre hindurch mit gleichbleibendem Eifer und mit warmer Vaterlandsliebe. In seinen öffentlichen Geschäften und Unterhandlungen zeichnete ihn hier jene verständige Nüchternheit und Mäßigung aus, die sich von vorschnellem Parteynehmen entfernt hält, — eine weise Vorsicht, welche allezeit die Gegenwart in Verbindung mit der Zukunft betrachtet, — eine männliche und nicht schonende Kühnheit, womit er gegen herrschende Vorurtheile kämpfte, und seine Mitbürger zu jener edlen, alten Einfalt der Sitten, zu jenem ächten religiösen Sinn zurück zu führen suchte, ohne welchen keine Republik bestehen kann. Jener scharfe Blick des Beobachtens, der ihm in der Naturforschung und Psychologie so treffliche Dienste that, leitete auch seine Schritte in der Politik. Er liebte sein

Vaterland, aber ohne schwache und alles Vaterländliche gutheißende Neigung.

Auch nachdem er sich von den öffentlichen Geschäften zurück gezogen hatte, interessirte er sich für alles, was die Wohlfahrt des Genfer Staats anging. Man fand bey ihm immer bereitwilligen Rath und thätige Unterstützung, besonders für die Anstalten, die in dem Vaterlande die nützlichen und industriellen Wissenschaften befördern, Cultur und öffentliche Sittlichkeit verbreiten halfen. Sein nicht unbeträchtliches Vermögen reichte zur Befriedigung seiner Bedürfnisse und seiner Wohlthätigkeit hin; er war nie für Vergrößerung desselben besorgt. Diese Harmonie seines öffentlichen Lebens und seiner Gesinnung sicherte ihm eine allgemeine Achtung im In- und Auslande. Seine Mitbürger waren stolz auf seinen Besitz, und die mehresten wissenschaftlichen Vereine und Akademieen in Europa wetteiferten, ihn als Mitglied oder Correspondent in das nähere Interesse ihrer Unternehmungen und Bemühungen zu ziehen.

Bonnets Freunde hatten Trotz seiner schon frühzeitig geschwächten Gesundheit doch die Freude, ihn ein ziemlich hohes Alter erreichen zu sehen. Er verdankte dies seiner einfachen Lebensart, seiner Mäßigkeit, der Ruhe und Festigkeit seines Charakters. Im Jahr 1788 erlitt seine Gesundheit einen heftigen Stoß, und es zeigten sich Vorboten der Brustwassersucht. Es folgten darauf einige bessere Zwischenräume, allein nie genaß er ganz, wie

der. Jeder Winter brachte ihm neue Anfälle, neue Schmerzen, neue Beängstigungen, und der Sommer ersetzte nur zum Theil den Verlust der Kräfte. Die Heiterkeit seines Geistes, die Geduld und Ruhe seines Gemüths blieben auch bey dem empfindlichsten Leiden ungetrübt.

Ein wiederholter Krankheitsanfall, der 1792 erfolgte, führte ihn langsam dem Grabe näher. Man brachte ihn im Herbst von Genthod nach Genf, und die Aerzte bemühten sich mit jedem Aufwande ihrer Kunst, ihn zu retten. Wirklich widerstand er auch den Winter hindurch den Stürmen der Krankheit, und der wiederkehrende Frühling (1793) schien ihm neue Kräfte zu geben. Allein schon im May (den 20sten) mußte die erschöpfte Natur einem neuen sehr heftigen Anfall von Brustbeängstigung erliegen. Bis zum letzten Odemzug behielt er seine Fassung und Geistesgegenwart; er tröstete seine Gattin, die, selbst leidend, mit ihren treuen und theilnehmenden Hülfsleistungen nicht von ihm wich; er sprach den jammernden Freunden Muth ein. Man darf von ihm sagen, daß er starb, wie er gelebt hatte.

Die Welt, aber auch seine Freunde verloren viel durch seinen Tod. Der Umgang mit Bonnet war erheiternd und wohlthuend. Ob er wohl eine lebhafte Phantasie besaß, neigte er doch nie zur Schwärmerey hin; er blieb wie in seinen Grundsätzen und Ueberzeu-

gungen, so auch in ihrer Mittheilung, einfach und wahr. Immer eins mit sich selbst, waren auch seine Meinungen innig vereint mit seinen Empfindungen, und daraus entsprang ein innerer Seelenfriede, der sich selbst auf seinem Gesicht ausdrückte, und in seinem ganzen Thun und Wesen abspiegelte. — Die Fruchtbarkeit seines Geistes, obwol seine Hülfsquellen vermehrend, verbarg ihm doch nirgends die Hindernisse, die zu übersteigen waren. Nie wollte er sich eine Arbeit leicht machen; je mühsamer, desto willkommener für ihn. Ein abgesagter Feind von allen heftigen Erschütterungen und von jeder Uebertreibung, ertrug er das Drückende, aber sann auf Gegenmittel, und die Befürchtungen von der Zukunft beugten ihn nie gänzlich zu Boden. Sein treffliches Gedächtniß führte ihm immer das zu, was mit den Gegenständen, wovon man eben sprach, in Verbindung stand — aber er theilte es ohne Anmaaßung mit. Nie zerstreut während der Unterhaltung, verfolgte er mit hingebender Aufmerksamkeit den Ideengang derer, mit welchen er sprach, ohne ihn zu unterbrechen. Darum hatte er schon früh glückliche Erziehertalente entwickelt. Sein sanfter, geduldiger und schonender Sinn, seine angenehm aufmunternde und belehrende Art, das Beyspiel seiner Bescheidenheit und Rastlosigkeit — alles wirkte höchst wohlthätig auf seine Schüler. Bonnet lebt in ihrem dankbaren Gedächtniß.

Seine Mitbürger ehrten Bonnet bey seiner Beerdigung öffentlich. In ihrem Namen sprach Saußüre an seinem Grabe Worte der Liebe, Hochachtung und Wehmuth. Einige Monate nachher begab sich — nach öffentlich gefaßtem Beschluß — eine große und ansehnliche Gesellschaft von Genfer Bürgern in feyerlicher Prozession vor das Haus Bonnets, und der Präsident der Administration befestigte folgende Inschrift über der Thür:

„Hier wurde Carl Bonnet am dreyzehnten März 1720 geboren.“ —

Man wollte seinen Geburtstag lieber, als seinen Todestag auf die Nachwelt bringen, und nie sollten es die Bürger Genfs vergessen, was ihr edler Mitbürger ihnen und den Wissenschaften gewesen war.

III.

Johann Zacharias Platner.

Geb. 1694. Geſt. am 19. Dec. 1747.

Platner, deſſen Andenken wir hier erneuern, gehörte zu den gelehrteſten und geachtetſten Männern ſeiner Zeit. Sein Vater, ein Kaufmann zu Chemnitz, dem ſein Handel ein reichliches Auskommen gab, beſtimmte für ihn eben dieſen Stand. Seinen Wünſchen ſtand aber die Schwächlichkeit des Sohnes im Wege, die ihn unfähig machte, die ſchweren von den Lehrjahren unzertrennlichen Geſchäfte zu ertragen.

Der Vater verband mit der Liebe zu den Wiſſenſchaften und manchen allgemeineren Kenntniſſen, noch eine tiefere Einſicht in die Naturkunde. Daher ſtand auch ſein Haus jedem kenntnißreichen Fremden offen. Am engſten lebte er aber mit Chriſtian Friedrich Garmann, dem geſchickteſten Arzte der Stadt, verbunden. Dieſer ſchloß ſich näher an den jungen Platner an, ſeit er ihn bey der Kur einer Krankheit näher kennen zu lernen Gelegenheit gefunden hatte. Denn ſchon damals zeigte ſich ſein heller Verſtand, welcher, geſellt zu einer regen Wißbegierde, ihn zu einem ſehr liebenswürdigen Jüngling machte. Auch gelang es ihm, durch freundſchaftliche Ge-

spräche nach und nach in ihm eine solche Liebe zur Medizin zu erwecken, daß er alle seine Kräfte auf diese Wissenschaft hinwendete.

Der Vater war mit der Richtung, die der Geist seines Sohnes genommen hatte, nicht unzufrieden; sey es nun aus persönlicher Anhänglichkeit an alles, was mit den Naturwissenschaften zusammenhing, oder weil Gatmanns Ansehen von großem Gewicht bey ihm war. Er suchte daher von nun an seinen Sohn zu überzeugen, daß man in dieser Wissenschaft, ohne eine gründliche Kenntniß der lateinischen und griechischen Sprache, nichts Bedeutendes leisten könne, und daß alle die Männer, welche diese Wissenschaft bereichert, zugleich eine mehr als gewöhnliche Kenntniß jener Sprachen besessen hätten. Durch diese Idee allein schon angezogen, dann auch durch die Natur seines Geistes, wie durch eine geheime Sympathie dazu hingeführt, gewann er eine solche Liebe für dieses Studium, daß er auch noch in spätern Jahren immer wieder zu den Werken der großen Männer des Alterthums zurück kehrte.

Ein gewisser Daniel Müller lehrte damals die Humanioren auf der Hauptschule mit eben so viel Einsicht als rühmlichen Eifer. Denn immer war es eine der ersten Sorgen des Magistrats gewesen, den ausgezeichneten Köpfen Lehrer zu geben, welche den Geist der Jünglinge zu bilden verstanden. Nachdem der junge Platner sich

unter der Anleitung dieses Mannes in beiden Sprachen vervollkommnet hatte, ging er, begleitet von dem allgemeinen Beyfall und den schönsten Hoffnungen, nach Leipzig, um dort seine akademische Laufbahn anzufangen.

Er studirte zuerst Philosophie und Mathematik als Grundwissenschaften aller soliden Studien; dann wendete er die ganze Kraft seines Geistes auf das Studium der Medizin, und wurde hierin von Bohn und Rivin, welche zu den geschicktesten Männern ihrer Zeit gehörten, unterstützt. Sie waren ihm Lehrer und Rathgeber. Sein heller Geist, sein regsamer Eifer, die Feinheit seiner Sitten, der Anstand seines Betragens, alles dies gewann ihm ihre Zuneigung. Sie thaten für ihn aus Liebe, was sie andern aus Pflicht leisteten, und erleichterten ihm in jeder Rücksicht seine Studien.

Stahls Name und System war damals durch ganz Deutschland so berühmt, daß durch ihn Halle der Sammelplatz aller jungen Mediziner wurde, die sich in ihrer Kunst auszeichnen wollten. Dies ging so weit, daß, wie ehemals nur die Alexandrianischen Aerzte, so jetzt nur die Schüler Stahls, auf den Ruhm der Gelehrsamkeit Anspruch machen zu dürfen schienen. Auch Platnern führte der Ruf dieses großen Mannes nach Halle. Er wollte dabey nicht bloß vom Urtheil der großen Menge abhängen. Er wußte zu gut, wie unsicher die Celebrität

akademischer Lehrer sey, und wie viel Antheil das Urtheil junger Leute daran habe. Er ging nach Halle, um selbst zu sehen, und den Gehalt seines Systems aus Erfahrung kennen zu lernen. Zwar fand er bey seiner Ankunft Stahl selbst nicht gegenwärtig, da er zu der königlichen Familie nach Berlin berufen war, um Rath zu ertheilen. Aber mehrere seiner Schüler, die die Wissenschaft so sehr in dem Geiste Stahls vortrugen, daß es ganz dasselbe war, sie oder ihn gehört zu haben, ersetzten die Abwesenheit des Meisters. Indeß zeigte Platner auch hier sein eigenthümliches und freyes Urtheil. Ob er sich gleich ganz in Stahls Theorie hinein gearbeitet hatte, so machte er doch nie ein Geheimniß daraus, in vielen Stücken gänzlich von seinen Meinungen abzuweichen.

Zu derselben Zeit lernte er Christian Thomasius kennen, und es gelang ihm bald, auch die Freundschaft dieses merkwürdigen Gelehrten zu gewinnen. Denn nicht allein dadurch, daß er täglich die von seinen Lehrstunden besuchte, die ein allgemeineres Interesse hatten, sondern auch durch oft wiederholte Gespräche, wußte er seinen Geist, seine Kenntnisse, und die Anmuth seiner Sitten bey ihm geltend zu machen. Es waren in der Bibliothek des Thomasius damals häufige gelehrte Zusammenkünfte. Man besprach sich über wissenschaftliche Gegenstände; man entwarf Plane zu Herausgabe seltner oder ungedruckter Schriften. In diesen lehrreichen Zirkel

wurde Platner vom Thomasius selbst aufgenommen. In Leipzig war er schon früher in einer ähnlichen Verbindung. Durch Menken fing mehr als je die Liebe zur Literatur an aufzublühen, und auch die Freundschaft dieses Mannes und seinen näheren Umgang hatte er, so lange er in Leipzig lebte, als Tischgesellschafter täglich genossen. So zweckte sein ganzer Studienplan auf die Bildung seines Geistes ab, theils um sich für die Welt, theils für die Wissenschaft geschickter zu machen.

Mit Kenntnissen, wie man sie bey einem angehenden Gelehrten gewiß selten vereinigt findet, ausgerüstet, promovirte er zuerst zu Leipzig als Doktor der Philosophie, dann zu Halle als Doktor der Medizin, mit solchem Beyfall, daß er nach dem Urtheil aller Kenner für fähig erklärt wurde, schon jetzt medizinische Kollegia lesen zu können. Aber trotz des Beyfalls und der hohen Meinung der Menge, genügte ihm das, was er bis jetzt geleistet hatte, bey weitem noch nicht. Sein Geist hatte immer das Höchste vor sich, und nach diesem strebte er so unermüdet, daß er erst dann ruhen zu dürfen glaubte, wenn er mehr als das Gewöhnliche erreicht, und sich unter den Berühmten berühmt gemacht hätte.

Er glaubte jetzt auf Reisen seine Bildung am sichersten vollenden zu können. Nachdem er Nürnberg, Altdorf, Augsburg, Ulm, Tübingen und

Stuttgard besucht hatte, — lauter Städte, die ihm theils in medizinischer, theils in literarischer Rücksicht wichtig waren, — ging er nach Strasburg. Hier lehrte damals Marius, ein Franzose, gleich berühmt als Operateur und als theoretischer Lehrer, die Chirurgie. An ihn schloß er sich näher an, und fehlte nie in seinen Vorlesungen, in welchen er die Theorie mit der Praxis verband. Eben so wenig versäumte er die öffentlichen Krankenanstalten zu besuchen, und bey allen Operationen gegenwärtig zu seyn. Auch alle übrigen ausgezeichneten Männer dieser Stadt suchte er auf, und dies gelang ihm so gut, daß er sich rühmen konnte, ihr Freund gewesen zu seyn. Von Strasburg reiste er nach der Schweiz, und von da nach Dijon und Leiden. Dann ging er nach Paris. Hier legte er sich besonders auf praktische Chirurgie. Eine allgemeine Anweisung erhielt er darin von dem berühmten Anton Thiebaud. In den einzelnen Zweigen der Chirurgie aber suchte er sich bey verschiedenen Männern, welche es in einzelnen Theilen zu einem hohen Grade von Gewandtheit gebracht hatten, zu vervollkommnen. Die Geburtshülfe studirte er unter Gregoire, den er immer begleitete, und bey schweren Geburten unterstützte. Johann Thomas Wolhus, ein Engländer, war als ausgezeichnet geschickter Augenoperateur im höchsten Ruf. Platner [illegible] bey keiner seiner Operationen; und machte [illegible] glückliche Versuche in diesem Fach. Eben so [illegible]

nachläſſigte er auch die Bandagenlehre. Er glaubte — wie ſchon Celſus angehenden jungen Aerzten bemerklich macht — der Arzt dürfe auch nicht den unbedeutendſt ſcheinenden Theil ſeiner Wiſſenſchaft vernachläſſigen. Ein höchſt falſches wiewol ziemlich allgemeines Vorurtheil rechnet aber gerade die Bandagenlehre zu den weniger wichtigen Dingen.

Nachdem Platner aus ſeinem Aufenthalt in Paris jeden nur möglichen Nutzen zu ziehen geſucht hatte, beſchloß er die Rückkehr in ſein Vaterland. Beſonders bewog ihn dazu das Verlangen ſeiner Eltern, ihn wieder zu ſehen, welches durch den Tod ſeines zweyten Bruders noch vermehrt war. Er ging durch Holland zurück, um Albinus und Börhave — unſtreitig die wichtigſten Aerzte ihrer Zeit — und das von Ruiſch angelegte anatomiſche Muſeum zu Amſterdam zu ſehen. Nun kehrte er (1720) zu den Seinigen zurück, ging aber bald nach Leipzig, um ſich da als theoretiſcher und praktiſcher Arzt zu fixiren. Hier zeichneten ihn ſein Geiſt, ſeine Kenntniſſe und ſeine glücklichen Kuren, beſonders aber ſeine Augenoperationen, zu ſeinem Vortheil aus. Gerade in dieſer Art von Krankheiten hatte man ſich bis jetzt an Leute gewendet, welche — kaum etwas mehr als gemeine Quackſalber — da mit Arzneyen und Salben hatten helfen wollen, wo nur die Hand eines Operateurs helfen konnte. Bald zog ſein Ruhm auch Auswärtige herbey; unter an-

dern einen Mann, welcher am Dresdner Hofe viel galt, und den er von einem Augengeschwür glücklich heilte. Dieser bewirkte durch sein Ansehen und seine Verwendung, daß Platner eine außerordentliche Professur der Anatomie und Chirurgie erhielt. Hier sehen wir ihn seine Laufbahn als akademischen Lehrer beginnen, welche ihn nach und nach zu den höchsten Stufen führte. Außerdem empfing er noch Beweise der persönlichen Gnade des damaligen Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen, durch ein außerordentliches Gehalt und den Hofrathstitel. Dieser Ausdruck von Zuneigung machte ihn so dankbar, daß obgleich auswärtige Anträge mit den ansehnlichsten Bedingungen an ihn gelangten, er doch nie daran dachte, den Ort seines Aufenthalts zu verändern. Außerdem aber war er auch durch die Anhänglichkeit seiner Schüler, durch das unumschränkte Vertrauen, welches man als Arzt zu ihm hatte, durch die Freundschaft der ausgezeichnetsten Männer, endlich durch die gemeinschaftliche Liebe aller Bewohner Leipzigs mit den festesten Banden an diese Stadt geknüpft.

In seinem Privatleben so wie in seiner ganzen geistigen Wirksamkeit, erscheint er als der stille Weise, der thätige Menschenfreund, der treue und weise Lehrer seiner Schüler. In der Bildung der Letzteren blieb es ihm immer ein Hauptaugenmerk, in ihnen die Liebe zu den alten Sprachen zu erwecken. Er wußte es zu gut aus eigener Erfahrung, wie nothwendig diese Kenntniß für den Arzt

ist, der sich nicht auf die Sphäre des gemeinen Routiniers beschränken will. Er selbst trug alles lateinisch vor. Von seinen Schülern forderte er bey jeder Gelegenheit, sich mit den alten Aerzten, dem Aretäus, dem Celsus, besonders aber mit dem unsterblichen Hippocrates, vertraut zu machen. Dabey warnte er sie zugleich, sich nicht zu sehr durch den Reiz, den das Studium der Alten hat, fesseln zu lassen, und die eigentlichen medicinischen Studien darüber zu vernachlässigen. Gleichwohl hing er selbst so sehr an diesem Studium, daß er die müßigen Stunden gewöhnlich mit der Lesung der Schätze des Alterthums ausfüllte, und unter seinen gelehrten Freunden besonders den Umgang derer suchte, die mit gleicher Liebe an der Wissenschaft des Alterthums hingen.

Mit den Humanioren verband er auch das Studium der Mathematik und der Naturwissenschaft, gleich weit entfernt, in der Heilkunde eine mathematische Strenge für möglich zu halten, als die Naturkunde bloß als eine unterhaltende Beschäftigung ohne Anwendung auf das Studium der Medizin zu betreiben. Er liebte sehr den äußeren Erscheinungen auf den Grund zu gehen, so bald man sich nur nicht über die Grenzen des möglichen Wissens hinaus wagte, und in ganz leeren Spekulationen verlöre. Ueber das Innere der Natur, in das — wie der große Haller sagt, — kein erschaffner Geist eindringt, hielt er es für besser, seine Beschränktheit zu gestehen, als durch eine

vorgebliche Weisheit, oder durch hochtrabende leere Worte zu täuschen. Um indessen seine Schüler von der Einseitigkeit und Unwissenheit der bloßen Empirie abzuhalten, so zeigte er ihnen, nichts sey so thöricht, nichts so schädlich, als sich auf die in der Medizin angenommenen Hypothesen zu stützen, und von ihnen im blinden Glauben die Ursach aller Dinge herzuleiten. Denn diese Hypothesen, sagte er, wären es, welche unter dem Schein von Richtigkeit weniger scharfsichtige Leute täuschten, und vom rechten Wege beym Studium der Medizin gemeiniglich abführten. Die rechte Art Medizin zu studiren, war nach seinem Urtheil folgende. Zuerst müsse man sich eine genaue Kenntniß des menschlichen Körpers verschaffen. Dieß geschehe durch eine häufige Betrachtung und Zergliederung desselben. Dann müsse man sich bemühen, sich genau mit den Krankheiten selbst, deren Ursachen, ihrer Entstehung und dem Sitz derselben bekannt zu machen. Hierauf müsse das Studium der verschiedenen Arzneymittel folgen, das auf der Chemie und auf Erfahrung beruhe. Vor allen aber pflegte er das Studium der Chirurgie als der ältesten Wissenschaft in der Heilkunde zu empfehlen, und vertheidigte sie mit großer Lebhaftigkeit gegen die, welche sie herabsetzen wollten. Sie ist, sagte er oft, nicht nur für äußere Uebel unentbehrlich, sie ist es nicht weniger bey der Heilung innerer Krankheiten. Vielleicht ist er der erste, welcher dies mit so viel Nachdruck behauptet hat. Innerliche Krankheiten, lehrte er, könnte man weder recht kennen noch recht heilen,

wenn man sich nicht gewöhnt habe, aus äußerlichen Verletzungen von gleichartiger Natur auf innere zurück zu schließen. Daher hielt er auch häufige Vorlesungen über Chirurgie, und um sie so nützlich als möglich zu machen, sparte er kein Geld, sich eine vollständige Sammlung chirurgischer Bücher und Instrumente anzuschaffen.

Seinem Geschäft als Lehrer stand er mit großem Eifer und großer Treue vor. Sein Vortrag war gewählt, fließend und klar, und durch sein angenehmes Organ wurde der Eindruck noch erhöht. Alles, was er sagte, war gehaltvoll, gewählt, und trefflich geordnet. Dabey behandelte er nichts von seiner Kunst als Geheimniß. Selbst eine gewisse Augenoperation, welche er nebst dem dazu gehörigen Instrument von Wolhus gegen eine große Summe erkauft hatte, theilte er jedem mit, der sich dafür interessirte.

Als praktischer Arzt betrachtet, trug ihm die Vorsicht seiner Methode eben so viel zu seinem Ruhme bey, als das Glück, das sie begleitete. Nie hat er sich jemand aufgedrängt, nie kleinliche Mittel versucht, andere zu verdrängen, und doch wurde er mehr um Rath gefragt, als er es selber wünschen konnte. Nie suchte er mit Geheimnissen zu glänzen, nie setzte er fremdes Verdienst herab; aus seinem ganzen Wesen leuchtete die Bescheidenheit hervor. Sobald ein kräftiger Entschluß gefaßt werden mußte, so handelte er langsam zwar, und nach der reiflichsten Ue-

berlegung, aber dann auch durchgreifend und unerschütterlich. Mittel zu gebrauchen, deren Ausgang ganz zweifelhaft und ein bloßes Wagstück blieb, war gegen seine Grundsätze. Er wollte lieber langsam und sicher verfahren, als unbedachtsam wagen, um nur die Kur zu beschleunigen. Wo er Gefahr sah, hielt er seine Bedenklichkeiten und Zweifel nicht leicht zurück, ob es gleich eben so oft von Unerfahrnen, als von seinen Neidern für Aengstlichkeit ausgelegt wurde. Wenn er aber nach reiflich erwogenen Umständen sich bestimmt hatte, ging er mit edlem Selbstvertrauen und mit männlicher Kraft seinem Ziele entgegen, und ließ sich von unvorhergesehenen Umständen nicht abschrecken. Er vertraute dann seiner Kunst und seinem Eifer. Auch strenge Mittel scheute er nicht, wenn er sie für nothwendig hielt. Es ist das, sagte er oft, eine unzeitige Weichlichkeit, wodurch man das Leben des Kranken in Gefahr bringt. So heilte er mehrmals schwere Krankheiten durch künstliche Fieber, durch Entzündungen und Eiterungen. Am meisten erkennt man in ihm den denkenden Arzt, wenn man weiß, wie oft er Mittel ganz gegen die herrschende Gewohnheit und die Meinung des großen Haufens der Praktiker anwendete. Dieß machte ihm, zumal im Anfange seiner Praxis, besonders die Hebammen und manche kluge Frauen zu Feinden, welche an Krankenbetten, bey Wöchnerinnen und in Krankenstuben auch einige Kenntnisse und Erfahrungen gesammelt zu haben meinten. Viele merkwürdige Kuren sind ihm an Kranken,

welche schon aufgegeben waren, gelungen. Daher wär es etwas ganz gewöhnliches, daß man in gefährlichen Fällen die letzte Zuflucht zu ihm nahm.

Seine gewissenhafte Sorge für die Einzelnen, die sich ihm anvertraut hatten, verbreitete sich nicht weniger aufs Allgemeine. Auch unaufgefordert belehrte er häufig das Publikum über Gesundheitspflege, gute Diät, — worauf er überall einen sehr hohen Werth setzte, — und medizinische Polizey. So sind mehrere seiner Schriften entstanden, z. B.: Von den Krankheiten durch Unreinlichkeit; von den Schnürbrüsten; von der Wirksamkeit mineralischer Wasser; vom Schlafe der Kinder durch das Wiegen; vom Schlafe in Federbetten. Den Werth seiner Kenntnisse erhöhte noch das angenehme menschenfreundliche Betragen am Krankenbette. Nie erlaubte er sich hier, was sehr gesuchten und berühmten Aerzten so leicht begegnet, irgend eine Härte, wenn ihn nicht die höchste Noth dazu zwang. Aber auch dann ging er nie über die Grenzen der Urbanität hinaus. Er blieb oft ganze Stunden lang bey den Kranken, wenn es seine Zeit erlaubte, und wußte dann eben so heilsam auf die Seele als auf ihren Körper zu wirken.

Nichts hatte er sich so angelegen seyn lassen, als jede Kenntniß, die ihm theils für praktische Zwecke, theils als Lehrer nothwendig war, so ganz zu seinem Eigenthum zu

machen, daß er nie in die Nothwendigkeit kommen konnte, ängstlich aus Lehrbüchern zusammen zu lesen, was gerade in dem gegenwärtigen Fall nothwendig war. In die Prüfungen junger Aerzte vor der Promotion kam er eben so unvorbereitet als sie selbst, um sich ihnen so viel als möglich gleichzustellen. Er hielt es für höchst unbillig, zu verlangen, der junge Anfänger solle auf Fragen unvorbereitet antworten, welche der Meister selbst unvorbereitet nicht hätte vorlegen können. Nie zeichnete er etwas für diese Examina auf. Er hatte vielleicht oft Gelegenheit gehabt, zu bemerken, wie nachtheilig dieser Behelf dem Fragenden wird, wenn er entweder eine unvorhergesehene Antwort erhält, oder die Antwort ihn von dem Gange, den er sich ausgesonnen hat, abbringt. Diese Sicherheit war es auch, die ihm als praktischen Arzt so sehr zu statten kam. Immer trug er das Bewußtseyn in sich, daß von Seiten der Kunst nichts vernachlässigt sey. Er wußte, daß er sie sich in allen ihren Theilen zu eigen gemacht habe.

Viele seiner gelehrten Arbeiten sind Casualschriften, bey Promotionen, beym Anfang seiner Lehrstunden, oder bey ähnlichen Gelegenheiten. Treffliche Denkmäler seiner ausgezeichneten Kenntnisse sind seine Schriften über Anatomie und Chirurgie, die immer ein Hauptgegenstand seiner Studien blieb. Als Präses oder Promotor bey Disputationen hielt er mehrere Reden, wählte aber den Stoff immer so, daß auch der Nichtarzt Nutzen daraus

ziehen konnte. Im Grunde hatte auch daran seine Humanität, welche immer als ein Hauptzug seines Charakters hervortritt, den meisten Antheil. Es war seiner Natur zuwider, vor einem gemischten Auditorio Gegenstände, die nicht allgemein interessirten, abzuhandeln. Nach diesem Grundsatz wählte er auch den Inhalt seiner Programmen, so oft er zu dergleichen Feyerlichkeiten nach akademischer Sitte einlud. Es ist ja lächerlich, pflegte er wol zu sagen, jemanden durch eine Schrift einzuladen, die er nicht verstehen kann. Dabey wußte er dem Inhalt seiner Programmen und Reden irgend eine oft sehr geistvolle Beziehung auf den Inhalt des gelehrten Wettstreits zu geben. Eine Disputation handelte von der Bläſſe (de pallore) durch Krankheiten. Er eröffnete den Akt mit einer Rede über die Röthe (de rubore), und schloß das Ganze mit einer Abhandlung über die Bescheidenheit des Arztes (de pudore). Den ersten Rang unter allen seinen Werken behauptet seine Chirurgie *). Man hat die Entstehung dieses Werks theils den Vorlesungen, welche er mehrere Jahre hielt, theils den vielen gesammelten Erfahrungen seiner Praxis zu danken. Deutlichkeit, Feinheit, eine große Masse gelehrter Kenntnisse vereinigen sich darin mit einer schönen Form. Was bis zu seiner Zeit in der Chirurgie bekannt war, kann man sicher seyn, darin

*) Institutiones Chirurgiae rationalis tum medicae tum manualis in usum discentium. Lipsiae 1745.

zu finden; daneben zeichnet es sich durch ächt klassische Latinität aus. Sein Hauptaugenmerk blieb indessen die Deutlichkeit; lieber opferte er ihr, wiewol selten, die Eleganz auf.

Er hinterließ eine Bücherſammlung, wie sie wenigstens in seinem Fach, vor ihm nie in Leipzig existirt hatte. Sie enthielt die herrlichste Auswahl alter klassischer Werke, und fast ganz vollständig alles, was über die Medizin von einigem Werth, vorzüglich aber im Fach der Chirurgie, Anatomie und Geschichte der Medizin geschrieben war. Auch erinnert man sich, daß er kurz vor seinem Tode mit großem Wohlgefallen geäußert hat, daß ihm wissentlich kein Werk von einigem Werth fehle, was über Chirurgie und Anatomie in alten und neuen Zeiten geschrieben sey. Reisende Aerzte pflegten oft zu gestehen, nie etwas ähnliches gesehen zu haben. Leider hatte auch dieser Schatz, der mit so vieler Mühe und so großen Kosten gesammelt war, das gemeine Schicksal großer Bücherſammlungen, in kurzer Zeit zerstreut zu werden.

Jetzt noch einen Blick auf sein übriges Leben! Er war ein echt frommer Mann, ohne jedoch seine Religiosität zur Schau zu tragen. Sein Glaube ruhte auf der Natur und der heiligen Schrift. Fest auf Gott vertrauend, ergab er sich gern in seinen Willen, und erwartete ruhig, was andere ängstlich erflehten. Dagegen war ihm alle Bigotterie verhaßt. Daß er ein durchaus rechtschaffener

Mann war, leugnen selbst seine Feinde nicht. Nicht eine Spur von Falschheit und Verstellung. Nie erlaubte er sich eine kriechende Erniedrigung, ob er gleich öfter in den Fall kam, mit Fürsten und Personen von hohem Ansehen umzugehen. Er war weder geizig noch habsüchtig. Jedes niedrige und entehrende Mittel zur Erlangung von Geld oder von Ehrenstellen war ihm unmöglich gewesen; er verachtete jeden, der seine Zuflucht dazu nahm. In der Freundschaft war er eben so treu als eifrig. In ihr fand er den höchsten Lebensgenuß. Nichts war für ihn so schwer, nichts so gefährlich, als daß er es nicht für einen Freund unternommen hätte. So zurückhaltend er gegen Fremde war, so offen war er gegen seine Freunde. Aber eben daher seine Vorsicht bey der Wahl derselben! Niemand konnte darauf Anspruch machen, als die, welche er als kluge, unterrichtete, für das öffentliche Wohl besorgte, und durchaus rechtschaffene Männer erprobt hatte. Dieß alles vereinigte sich in ihm, und so war es natürlich, daß man sich allgemein um seine Freundschaft bewarb.

Welche Trauer sein Tod unter allen Bewohnern Leipzigs, wo er lebte und wirkte, verbreiten mußte, kann man sich leicht denken. Es gab Wenige, welche ihm nicht aus Dankbarkeit verpflichtet gewesen wären. Er starb an einer heftigen Brustbeklemmung, welche ihn in einer Gesellschaft von Freunden überfiel. Man trug

ihn sogleich in einer Sänfte nach Hause. Kaum war er in sein Zimmer getreten, als ein Schlagfluß seinem wohlthätigen Leben ein Ende machte. Er hinterließ zwey Töchter und zwey Söhne, von denen der noch jetzt zu Leipzig lehrende der Erbe seiner Kenntniß und seines Ruhms ist.

So lebte, so wirkte Platner als Arzt und als Mensch! Jeder Arzt, der sein Leben mit dem seinigen vergleichen kann, der trägt in sich die sicherste Bürgschaft, auf die Liebe und Verehrung seiner Mitwelt und Nachwelt rechnen zu dürfen.

IV.

Peter Aretino.

Geb. 1492. Geſt. 1556.

Wenig Menſchen haben bey ihren Lebzeiten in einem gewiſſen Kreiſe ein größeres Anſehen genoſſen, als Peter Aretino. Man betrachtete ihn als einen der erſten Schriftſteller, der je geſchrieben hatte. Die Zeit, die das Verdienſt und die Talente abwägt, hat ihm ſeinen Platz richtiger angewieſen. Ihr unbefangnes Urtheil iſt zugleich ein Beweis, daß ſich wenigſtens von einer gewiſſen Seite des Zeitalters nicht verſchlimmert hat, und es ſchwerer als das ſechszehnte Jahrhundert verzeiht, wenn ein Gelehrter den guten Sitten Hohn ſpricht.

Er ward am 20ſten April 1492 zu Arezzo, einer Stadt in Toſkana, geboren. Man kann nichts Zuverläſſiges von ſeinem Herkommen ſagen. Sein Stillſchweigen bey dieſem Punkte hat den Verdacht erregt, daß es ſehr niedrig geweſen. Seine Feinde haben auch nicht unterlaſſen, ſich dieß zu Nutzen zu machen, und tauſend Fabeln auf ſeine Rechnung drucken laſſen. Wenn man ſich auf den Genealogiſten von Toſkana und auf einige Briefe, die er geſchrieben oder an ihn gerichtet ſind, beziehen darf, ſo war er der natürliche Sohn des Luigi Bacci. Die Sorgfalt, womit er die mit der Geburt unächter Kinder

verbundene Schande zu verringern ſuchte, könnte zur Beſtätigung dieſer Meinung dienen. Doni, der ihm nicht gewogen war, und ihn mit dem Antichriſt verglich, behauptet im Ernſte, er wäre die ärgerliche Frucht von den Ausſchweifungen eines Mönchs und einer Nonne.

Die Kindheit des Aretino hat nichts merkwürdiges. Fontanini behauptet, ſeine Talente hätten ſich zeitig entwickelt, und er habe dem Seraphin von Aquila folgende Grabſchrift gemacht:

Qui giace Seraphin, partirti or puoi,
Sol d'aver viſto ſaſſo che lo ſerra.

Allein Aretino war damals erſt neun Jahre alt, und ſeine Erziehung war ſehr vernachläſſiget worden. Er meldet es ſelbſt, daß ſie ſich bloß auf den Unterricht im Leſen und Schreiben eingeſchränkt, daß er niemals Griechiſch verſtanden, und daß er endlich zu einer mittelmäßigen Kenntniß im Lateiniſchen gekommen ſey.

Bey reifern Jahren verfertigte Peter Aretino wider den Ablaß ein Sonnet, worüber er aus ſeinem Vaterlande verbannt wurde. Dieſes Unglück machte ihn nicht klüger. Als Flüchtling zu Peruggio äußerte er ſchon Merkmale von ſeiner Irreligioſität. In einer Kirche, die ſehr häufig beſucht wurde, war ein Gemälde, welches die Magdalene zu den Füßen des Heilandes vorſtellte, wie ſie ihre Arme nach ihm ausſtreckt. Er fand ein Mittel, ihr zu großem Anſtoß des Volks heimlich ein muſikaliſches Inſtrument in die Hände zu zeichnen.

Man behauptet, er sey in seiner Jugend ein Buchbinder gewesen. Bey der Nothwendigkeit, Bücher und Gelehrte zu sehen, habe er Geschmack am Lesen bekommen. Ein sehr lebhafter Verstand und ein sehr glückliches Gedächtniß habe ihn bald gehoben. Gewiß ist, daß er bald seine Profession verließ, sich nach Rom begab, und nach und nach bey Leo X. und bey Julius von Medicis in Dienste kam. Beide überhäuften ihn mit Wohlthaten.

Bey seinem damaligen Aufenthalt in Rom geschah es, daß der berühmte Julius Romanus sechszehn unzüchtige Zeichnungen verfertigte, welche Marc Antonio von Bologna in Kupfer stach. Clemens VII., der damals den päpstlichen Thron besaß, wüthete gegen die Urheber. Julius Romanus fand seine Sicherheit in den Staaten des Herzogs von Mantua, der ihn berufen hatte, um eine Gallerie zu malen. Marc Antonio wurde in ein Gefängniß gebracht, wo er lange Zeit schmachtete. Aretino nahm sich seiner an. Die eifrigen Bitten und das Ansehen des Kardinals von Medicis machten, daß er wieder in Freyheit gesetzt wurde. Aretino wollte hernach die Zeichnungen sehen, welche zu diesem Handel Anlaß gegeben hatten. Sie erhitzten seine Einbildungskraft so, daß er sechszehn Sonette dazu verfertigte.

Diese Sonetten wurden unter die Zeichnungen gesetzt. Diese Sammlung, die nur ungefähr zwanzig

Seiten ausmacht, ist sehr selten geworden. Die Kupferstiche sind nicht mehr vorhanden, den ausgenommen, welcher zum Titelblatt diente. Chevillier in seinem Buche von dem Ursprunge der Buchdruckerey, erzählt, ein reicher Kaufmann in der St. Jakobsstraße, Namens Jollain, ein sehr frommer Mann, habe sie auf alle mögliche Art zu vernichten gesucht, und ausgemittelt, wo die Platten von diesen Zeichnungen verkauft wurden. Er zahlte hundert Thaler dafür, und vernichtete sie, in der Meinung, daß es die wahren Originalplatten wären, welche Marc Antonio gestochen hätte. Diejenigen, die man noch wirklich antrifft, haben weder das Verdienst der Zeichnung noch des Grabstichels der Alten; sie haben bloß diese ekelhafte Unfläterey erhalten. Wer sollte es glauben, daß de la Monnoye diese Sonnette in lateinische Verse übersetzt, und den Verlust der Zeichnungen in der Vorrede zu seiner Uebersetzung bedauert habe?

Die Sonnette machten viel Aufsehen. Das dadurch gegebene Aergerniß setzte die Strenge der Regierung in Bewegung. Der Bischof von Verona, Johann Matthäus Giberti, geheimer Rath und Datarius des Papstes, verfolgte den Verfasser auf das lebhafteste. Dieser ward gezwungen, in sein Vaterland zu fliehen, und schwur von dieser Zeit an dem Prälaten einen unversöhnlichen Haß.

Johann

Johann von Medicis, der aus Mißvergnügen über Karl V. in die Dienste Franz I. getreten war, wollte den Aretino an sich ziehen, und ließ ihn zu sich kommen. Der Dichter schlug es Anfangs aus. Er suchte sich in Rom Frieden zu verschaffen. Ein unglücklicher Zufall, der ihm kurz hernach begegnete, zwang ihn, jenes Anerbieten anzunehmen. Sein satyrischer Charakter und seine beißende Denkungsart hatten ihm Feinde gemacht. Einige hatten sich sogar auf eine empfindliche Art an seinen Einfällen gerächt, aber ihn nicht gebessert. Er konnte den Bischof Giberti nicht leiden, weil er Ursache zu haben glaubte, sich über ihn zu beschweren. Er äußerte gegen alles, was ihm zugehörte, seinen Haß. Dieser Prälat hatte eine Köchin, gegen welche er eine Satyre schrieb. Ein gewisser Achilles de la Valta, der diese Frauensperson liebte, ward gegen diese Beleidigung lebhaft aufgebracht. Er suchte den Dichter auf, und als er ihn an einem abgelegenen Orte antraf, so versetzte er ihm fünf Dolchstiche.

Eine so gewaltthätige Züchtigung überschritt freylich das Maaß. Aretino, welcher nicht daran starb, verlangte Rache. Der Papst, von seinem Rathe gegen ihn eingenommen, gab ihm kein Gehör. Durch diese Unbilligkeit aufgebracht, begab sich Aretino zu Joh. von Medicis, nachdem er seinen Verdruß durch die bitter-

sten Klagen geäußert hatte, worauf Berni in Versen antwortete: „Ein Strick, ein Prügel oder ein Messer würden die Bitterkeit seiner Galle am besten vertreiben, oder sie im kurzen oder über lang austrocknen.

Indeß machte ihn doch diese Erfahrung nach und nach klüger. Er verbreitete alle Reize seines Geistes bey Joh. von Medicis, welcher sein zärtlichster Freund wurde, und selbst Franz I., der ihn bey seiner Reise nach Italien sah, konnte sich nicht enthalten, ihm Merkmale seiner Wohlthätigkeit zu geben.

Aretino blieb dem Medicis stets ergeben. Er folgte ihm bey allen seinen Feldzügen, und verließ ihn nicht eher, als bis er starb. Von nun an entsagte er dem Dienste der Großen, und begab sich im Jahre 1527 nach Venedig.

Die Freyheit, die er in dieser Stadt genoß, machte ihm seinen Aufenthalt angenehm. — Hier ließ er seine Raggionamenti drucken, ein Werk, das in Gesprächen abgefaßt, und in drey Theile getheilt ist. Der erste hat die Ausschweifungen der Nonnen, der verheiratheten Frauenzimmer, und der liederlichen Weibspersonen zum Gegenstande. Im letzten, der noch am erträglichsten ist, wird von dem Hofleben gehandelt.

Man kann kaum begreifen, wie eifrig man alles suchte, was von seiner Feder kam. Man behauptet,

und er erzählt es auch in seinen Briefen, daß ein spanischer Prinz einen besondern Courier unterhalten, der ihm seine Werke bringen mußte, so bald sie die Presse verlassen hatten, weil er gleich zuerst alles, was er verfertigte, haben wollte. Er gab damals eine Menge von Schmähschriften heraus, worin er die großen Herren, und alles, was nur Großes in der Welt war, angriff. Diese satyrische Kühnheit gelang ihm. Sie verschaffte ihm ein so großes Ansehen, daß er sich selbst den Beynamen einer Geißel der Fürsten beylegte. Viele große Herren gaben ihm Pensionen, und er lobte gemeiniglich diejenigen, die ihm am besten bezahlten. Als man ihn fragte, warum er nicht auch den Lobredner Franz I. machte, so antwortete er: „Er habe die Tugenden desselben hinlänglich angezeigt. Uebrigens könne er nicht von der Luft leben, und Se. Kais. Majestät hätten nie geruhet, sich zu erkundigen, ob er esse.“ Karl V. hatte ihm eine Pension gegeben, welche ihre Wirkung nicht verrichtete.

Die Mühe, die man sich nahm, sich um ihn zu bewerben, mußte ihn natürlicher Weise eitel machen. Er trieb dieß auch so weit, als es möglich war.

Der Marquis von Guasta munterte ihn auf, Satyren gegen die großen Herren zu schreiben, und ihre Fehler zu rügen. Und wenn Sie auch, schrieb er

an ihn, etwas an mir, der ich Ihr Freund bin, zu tadeln finden, so schonen Sie mich nicht. Man wird leicht ermessen, ob sich Aretino an ihm vergriff.

Im Grunde verachtete man den Dichter, aber dennoch schonte man ihn, und überhäufte ihn mit Gunstbezeugungen. Franz I. z. B. schickte ihm eine goldne Kette, 600 Thaler am Werthe, woran die fein gearbeiteten Glieder feurige Zungen vorstellten, mit der Beyschrift: Lingua ejus loquetur mendacium. Die Feinde des Aretino unterließen nicht, sie nach ihrer Art auszulegen; andere, die klüger waren, glaubten, es bedeute, daß Franz überzeugt wäre, der Dichter würde ihn mit Lobsprüchen bezahlen, und ihm seine Achtung dagegen zu verstehen geben. Dem sey wie ihm wolle, die meisten großen Herren schienen ihn um die Wette bereichern zu wollen. Ihre Gunstbezeugungen suchten ihn oft auf, bisweilen forderte er sie. Man sagt, Soliman habe ihm auch Geschenke gemacht. Als Karl V. einstmals auf der Reise war, und eine große Anzahl Depeschen zu unterzeichnen hatte, so verschob er sie alle auf eine andere Zeit, ausgenommen einen Brief, worin er den Aretino empfahl.

Der Dichter wußte alle diese für ihn schmeichelhafte Anekdoten. Er glaubte sogar, seinen Ehrgeiz bis zum Kardinalshut treiben zu können. Er versöhnte sich wie-

der mit Paul III., den er durch den Herzog von Parma darum bitten ließ. Die abschlägige Antwort, die er erhielt, verdroß ihn, ohne ihm seinen Stolz und seine Hoffnung zu benehmen. Er glaubte, unter der Regierung Julius III., der, wie er, aus Arezzo gebürtig war, glücklicher zu seyn. Er unterließ nicht, bey seiner Standeserhöhung an ihn zu schreiben, und ihn sehr zu loben. Der heilige Vater begnügte sich, ihm hundert Thaler, nebst einem Diplom als Ritter von Lateran zu schicken; eine ziemlich geringe Ehre, wovon sich aber doch der Dichter viel versprach. Er trug kein Bedenken, sich nach Rom zu begeben, in der Ueberzeugung, er würde zu den höchsten Ehrenstellen gelangen können. Er wurde daselbst empfangen, wie er sichs wünschte. Er bekam bald Audienz. Als er sich niederwarf, so hob ihn der Papst auf, und küßte ihm die Stirne. Diese Auszeichnung gab seinen Hoffnungen eine neue Stärke. Sie verschwanden aber bald. Er kam wieder nach Venedig, bekümmert über seine fehlgeschlagene Bemühung, und, um sich zu trösten, rühmte er sich, er habe den Cardinalshut ausgeschlagen.

Seit dieser Zeit blieb Aretino beständig zu Venedig. Er fuhr fort, zu schreiben. Er ging mit den Gelehrten um, wie er mit den großen Herren umgegangen war. Weil er aber merkte, daß seine Unwissenheit seinem Ruhme schaden könnte, so schloß er sich an einen

Gelehrten an. Dieß war Nikolaus Franko von Benevento. Der Charakter dieses Gelehrten hatte zwar manche Berührungspunkte mit dem Charakter des Aretino. Auch lebten sie einige Zeit in ziemlich gutem Vernehmen. Aber bald trennte sie der Eigennutz. Sie verließen einander, wie nur zu häufig bey Gelehrten der Fall ist, mit gegenseitigen Beleidigungen.

Ueberhaupt zogen die beißenden Einfälle des Dichters ihm sehr oft Verdrüßlichkeiten zu. So hatte er z. B. den zweyten Band seiner Briefe Jakob I. zugeeignet. Er war gewohnt, sich seine Zueignungsschriften bezahlen zu lassen. Der englische Hof ließ ihn lange auf eine Belohnung warten. Aretino glaubte, man wäre sie ihm schuldig, und hörte nicht auf, fünf Jahre lang darum anzuhalten. Man schrieb ihm endlich, der Graf von Arundel, damaliger englischer Gesandter bey der Republik, habe Befehl, ihm 500 Thaler auszuzahlen. Sie wurden ihm nicht auf der Stelle geliefert. Aretino bildete sich daher ein, der Gesandte wolle sich diese Summe zueignen. Er unterstand sich sogar, ihm dieß Schuld zu geben, und sich öffentlich darüber zu beschweren. Der Graf von Arundel, der davon unterrichtet wurde, konnte seinen Zorn nicht zurück halten. Er trug einigen von seinen Leuten auf, ihm die Wirkungen davon empfinden zu lassen. Seine Befehle wurden genau vollzogen. Der Dichter war über diese Züchtigung, die ihm übrigens

nichts ganz ungewöhnliches war, äußerst niedergeschlagen. Als er nun sah, daß es ihm unmöglich seyn würde, Genugthuung zu erhalten, so hüllte er sich in den Mantel der Religion, und nahm die fromme Miene an, seinen Beleidigern zu verzeihen. Er war daneben so klug, bekannt zu machen, daß der Graf von Arundel keinen Antheil an dieser Sache hätte, um sich nur die Freyheit vorzubehalten, ihn zu sehen, und das ihm von Jakob I. zugestandene Geschenk zu fordern. Er erhielt es wirklich einige Tage hernach, und dieß trug nicht wenig zu seiner Beruhigung bey.

Stolz, so bald man sich vor ihm schmiegte, war er dennoch bis zum Kriechenden demüthig, so bald man ihm drohte. Ein Beyspiel giebt folgender Vorfall mit Tintoret. Dieser berühmte Maler hatte sich mit Titian entzweyet. Aretino, als Freund des letztern, nahm bey dieser Streitigkeit seine Partey, und machte einige Sonette gegen seinen Nebenbuhler bekannt. Tintoret begegnet ihm eines Tages, äußert den Wunsch, sein Portrait zu malen, und nöthigt ihn, mit in sein Haus zu kommen. Indem nun Aretino eine malerische Stellung annimmt, geht Tintoret mit wüthenden Gebehrden mit einer Pistole auf ihn los. „Was wollen Sie thun?“ ruft der zitternde Dichter. Messen will ich Sie, antwortet Tintoret, und fuhr fort mit der Pistole zu manövriren. Dann setzte er in einem ernsthaften Tone

hinzu: Sie sind nicht höher, als zwey und eine halbe meiner Pistolen. — Aretino schwebte in der fürchterlichsten Angst, der Scherz war ihm zu ernsthaft. Von dem Augenblick wendete er jedes Mittel an, sich mit dem Beleidigten auszusöhnen.

Man weiß schon, daß die Sitten des Aretino nichts weniger als regelmäßig waren. Ausschweifend liebte er die Freuden des Gaumens, den Wein und das andere Geschlecht über alles. Einige seiner natürlichen Töchter starben zeitig. Eine einzige blieb am Leben, und verursachte ihm Verdrüßlichkeiten. Sie hieß Adria. Er wollte sie verheirathen. Giovatelli Rota, der erfahren hatte, daß er ihr tausend Dukaten mitgeben wollte, erbot sich, sie zu nehmen. Er verlangte, daß diese Summe noch vor dem Wechseln der Ringe ausgezahlt werden möchte. Aretino brachte acht Monate zu, sie zusammen zu bringen. Unterdeß nahm der Schwiegersohn seine Wohnung bey ihm. Dieß mißfiel dem Schwiegervater sehr, und er beschwerte sich über die Habsucht des Rota. Er hat doch, schrieb er, zum Pfande eine goldne Kette, die ich von einem spanischen Prinzen erhalten habe, und eine schriftliche Anweisung auf die erste Zueignungsschrift, die ich machen werde. Dieß genügte dem Schwiegersohn wenig. Der Herzog von Florenz ließ endlich einen Theil des Brautschatzes auszahlen. Die Heirath ging

vor sich; allein Adria war nicht glücklich. Ihr Gemahl hielt sie schlecht. Aretino wandte alle nur erdenkliche Mittel an, den Hausfrieden wieder herzustellen. Er konnte aber nicht zum Zwecke kommen. Vergebens legte der Herzog von Florenz auf Bitten des Aretino sein Ansehen dazwischen. Rota blieb rauh und barsch.

Aretino wurde in die Akademieen zu Siena, zu Padua und zu Florenz aufgenommen. Man war damals in Ansehung des Charakters und der Sitten der Candidaten nicht so ekel, als heut zu Tage. Unter der großen Anzahl seiner Werke ist kein einziges, das die Lobsprüche verdiente, die sie erhalten haben. Seine Briefe sind matt und frostig. Menage, der mit Nachdenken las, und seine Lektüre zu nutzen wußte, bekennt, daß er nichts darin gefunden, wovon er Gebrauch machen könnte, ob er sie gleich vom Anfang bis zu Ende durchgegangen sey. Man kann, sagt er, nichts aus diesen Briefen lernen, als die Schreibart. Der Stoff seiner Raggionamenti fand bey ausschweifenden Leuten Beyfall. Seine Komödien sind nichts, als eine Sammlung schlecht zusammen geflickter Auftritte, worin der Wohlstand und die Sitten durchgehends beleidigt sind.

Seine Gedichte sind größtentheils abgeschmackte Lobeserhebungen, oder bittere Satyren, oder Ausschweifun-

gen der Einbildungskraft, hie und da mit Witz, mit Leichtigkeit, selten mit Geschmack geschrieben.

Zuweilen spielte er auch den Andächtigen. Dann verfertigte er Leben der Heiligen und andere Andachtsbücher. Viele entstanden bloß, um sie an religiöse Personen zu schicken, die ihn dann mit Geschenken dafür belohnten. Kein einziges von seinen Werken hat einen klassischen Werth, und man kann schwerlich in Baillets und Menage Urtheil einstimmen, zumal des letztern, wenn er sagt: Ubi bene nemo melius, ubi male nemo peius.

Er hat unstreitig viel von seinem Ruhm seiner Unverschämtheit zu danken. Indem er sich unaufhörlich als einen der ersten Köpfe ankündigte, glaubten auch viele seiner Zeitgenossen, ein solches Selbstgefühl müsse die Folge des Verdienstes seyn. Und wirklich ging die übertriebene Achtung seines Zeitalters so weit, daß man ihn auf den Lehrstühlen anführte; daß gute Schriftsteller ihm ihre Werke zueigneten; andere sie ihm zum Verbessern anvertrauten und seinen Rath einholten. Es gab Lobpreiser, die ihn die Säule der Kirche, die Fackel der Prediger, und — weil er eine Lebensbeschreibung des Heilandes geschrieben hatte — den fünften Evangelisten nannten. Man schlug Medaillen ihm zu Ehren; er selbst ließ dergleichen schlagen; auf allen sah man sein Bildniß und die Ueberschrift: Divus Petrus Aretinus

flagellum principum. Er trieb die Unverschämtheit so weit, daß er sich auf der Kehrseite einer dieser Medaillen auf einem Throne sitzend vorstellen ließ, wie er die Abgesandten der Prinzen, die ihm Geschenke schickten, empfängt, mit dieser Umschrift: l' principi tributati da i popoli, il servo loro tributano. Man sagt, der Großvezier des Soliman, der berühmte Ibrahim, habe, als er von ungefähr diese Medaille gesehen, lachend gefragt, wo denn das Reich dieses neuen Potentaten anzutreffen wäre? So sehr verblendete er sein Jahrhundert, welches ihn den Göttlichen nannte. Der geistvolle und biedere Montaigne macht dabey die Bemerkung: „Plato hat den Beynamen des Göttlichen durch eine allgemeine Uebereinstimmung davon getragen; niemand wagte es, ihn deswegen zu beneiden. Aber was thun die Italiener, die sich nicht ohne Grund rühmen, einen aufgeweckten Geist zu besitzen, und andern Nationen ihrer Zeit voraus zu seyn? Sie beschenken den Aretino mit diesem Namen, an dem ich doch, außer einer schwülstigen Art zu reden, die von witzigen, aber in der That zu weit hergeholten und phantastischen Einfällen aufgeschwollen ist, nichts finden kann, was ihn über die gemeinen Schriftsteller seines Jahrhunderts erheben könnte. So weit dünkt mich, ist er davon entfernt, sich jenem göttlichen Plato nähern zu können.“ Uebrigens war man mit diesem Titel zur Zeit des Aretino sehr freygebig. Er selbst scheute sich nicht, ihn an einen Kartenmaler zu verschwenden.

Seine religiösen Schriften waren vor der geistlichen Censur nicht gesichert. Man fand Ketzereyen darin. Seine Feinde waren nicht die letzten sie aufzusuchen, und sie bey der Inquisition anzubringen. Vor diesem Richterstuhle wurden sie verdammt, Aretino wird jedoch in dem Urtheil nur ein armer Mensch, ein guter Mensch, der nur aus Unwissenheit gesündigt hat, genannt. Die Inquisition verbot sie hernach; sie fingen an vergessen zu werden; die Neugierde des Publikums wurde späterhin wieder rege; und mehr brauchte es nicht, sie wieder auflegen zu lassen.

Einem Manne, der ohne Unterschied über alle Gattungen von Materien schrieb, der, nachdem er sich an den unzüchtigsten Gemälden geübt, hernach die Frömmigkeit predigte, ohne sie in Ausübung zu bringen, war die Religion an sich wol sehr gleichgültig. Einige von seinen Zeitgenossen hielten ihn für einen Atheisten. Er war wenigstens ein praktischer Irreligiose, und die Gebräuche der Kirche waren bis auf den letzten Augenblick ein Gegenstand seiner Spöttereyen.

Man hat behauptet, er sey der Verfasser des berüchtigten Buchs de tribus impostoribus. Der P. Mersenne versichert, daß er die Schreibart des Peter Aretino darin gefunden habe. Allein unser Dichter hat niemals lateinisch geschrieben. Er gestand selbst, daß er es kaum verstehe. Welches lateinische

Werk unſers Schriftſtellers ſollte es alſo ſeyn, mit dem der P. Merſenne eine Vergleichung angeſtellt hat?

Man weiß die Zeit ſeines Todes nicht genau. Man muthmaßt, er wäre zu Anfang des Jahrs 1536 erfolgt, weil er ſeit dem 15. Oktober des vorhergehenden Jahrs nichts mehr drucken ließ, und weil Ruſcelli im Jahre 1557 in ſeinem Wörterbuche von ihm als von einem unlängſt Verſtorbenen redet. Ob die Sage, die von ſeiner Todesart umherging, gegründet iſt, dürfte ſchwer auszumitteln ſeyn. Sie wären übrigens ſeines Lebens würdig. Seine Schweſtern, erzählt man, überließen ſich den niedrigſten Ausſchweifungen. Bey dem Anhören der Erzählung von einem Streiche, den eine von ihnen ihrem Liebhaber geſpielt hatte, fing Aretino mit einer ſolchen Heftigkeit an zu lachen, daß er vom Stuhle fiel, und tödtlich verwundet ward *). Sein Geſchmack an Unterhaltungen dieſer Art macht dies Ende nicht unwahrſcheinlich.

Er wurde in die Kirche des heiligen Lukas zu Venedig begraben. Unter den Grabſchriften, die man auf ihn verfertigte, war auch die bekannte:

*) Laurenzini erzählt die Sache in ſeinem lateiniſchen Geſpräch über das Lachen auf folgende Art: Infandas obſcoenitates de meretricibus, ut aiunt, ſororibus ſuis, cum audiret, ex riſu ſellam, in qua ſedebat, evertiſſe, occiputque vehementer graviterque ad terram affixiſſe atque alliſiſſe, ut extemplo nequiſſime interiret.

Condit Aretini cineres lapis iſte ſepultos,
Mortales atro qui ſale perfricuit.
Intactus Deus eſt illi, cauſamque rogatus
Hanc dedit, ille, inquit, non mihi notus erat.

Nach ſeinem Tode legte man ihm viele höchſt unſittliche Werke bey, die er nicht verfertigt hatte. Hungrige Poeten hofften dieſen Mißgeburten ihrer befleckten Phantaſie Abgang zu verſchaffen, wenn ſie einen Namen trügen, der in dieſem Fach berühmt oder vielmehr berüchtigt war!

Auch Aretino beſtätigt durch ſein Beyſpiel, daß die Geſchichte die wahre Todtenrichterin iſt. Welch ein elendes Gebilde ſtellt ſie uns in einem Menſchen auf, der gewiß nicht ohne Genie war, aber daneben zu jeder Unwürdigkeit fähig und aufgelößt, wie in ſeinen Sitten ſo in dem Innerſten ſeines Weſens. Welch ein Contraſt mit dem Gemälde, welches ſich unmittelbar an das ſeine hier anſchließt!

V.

Ludwig Racine.

Geboren 1692. Gestorben 1763.

Ludwig Racine, der Sohn des berühmten Johann Racine, und der Catharine von Romanet, der Tochter eines Schatzmeisters von Frankreich an der Kammer von Amiens, wurde am 2. November des Jahrs 1692 zu Paris geboren. Sein Vater fing damals an, sich auf das Studium der heiligen Bücher und der christlichen Moral zu legen. Gewiß hatte sein Geist um diese Zeit noch die volle Stärke, da er gerade zu der Zeit das Trauerspiel Atalia, das erhabenste seiner Werke, dichtete.

Noch kurz vor seinem Tode empfahl letzterer seinen Sohn dem Herrn Rollin, Direktor des damaligen Kollegiums von Beauvais. Seine Mutter vertraute ihn den Händen dieses geschickten Lehrers an. Außerdem hatte er noch den Vortheil, den Unterricht des Herrn Mesenguy zu empfangen. Sein Geschmack für die Poesie zeigte sich schon frühzeitig, obgleich ihn seine Mutter davon abzulenken suchte. Sie nahm die Sache nur allzusehr von der Finanzseite, und meinte, die Kunst bereichere selten ihre Lieblinge. Boileau dagegen sagte ihm oft, daß man, so lange die Welt steht, noch nie gesehen habe, daß der

Sohn eines großen Dichters selbst ein großer Dichter geworden sey. Aber alle diese Vorstellungen waren vergebens; der Sohn des großen Dichters Racine mußte durchaus Verse machen. Man sagt, daß er seit dieser Zeit eine lebhafe Neigung fürs Theater fühlte, aber es war ein Glück für seinen Ruhm, daß er die Kraft hatte ihr zu widerstehen. Der Ruhm seines Vaters wäre ein zu schweres Hinderniß für ihn gewesen, und so entriß ihn der Gang, den seine Religiosität nahm, noch gerade zu rechter Zeit dieser gefährlichen Versuchung.

Nach seinem Abgang von der Schule studirte der junge Racine die Rechte, und ließ sich hierauf als Advokat anstellen. Aber da er keinen Geschmack an diesem Studium fand, so ward er Geistlicher, und zog sich zu den Vätern des Ordens unsrer lieben Frauen zurück. Während seines dreyjährigen Aufenthalts hieselbst verfertigte er sein Gedicht „von der Gnade.“ Der heilige Prosper hatte schon im fünften Jahrhundert eben diesen Gegenstand bearbeitet.

Indeß verließ er in der Folge den geistlichen Stand, und ging nach Fresne, einem ländlichen Aufenthalt, zu Herrn Dagoutsseau, einem großen Verehrer seines Vaters. Als aber dieser zurückberufen wurde, kam auch Racine nach Paris zurück, und wurde 1719 in die Academie des inscriptions aufgenommen.

Er

Er hatte wenig Vermögen; dieß bewog ihn, die Stelle eines Aufsehers über die königlichen Pachtungen anzunehmen. Wer würde wol glauben, daß dem Sohn des berühmten Racine diese einzige Hülfsquelle übrig blieb? Man möchte es gern der Nachwelt verbergen. Aber weder die Abkömmlinge von Corneille, noch die unserer übrigen berühmtesten Männer, sind glücklich gewesen. Das Monument, welches Ludwig XV. Herrn Crebillion setzte, war das erste Beyspiel eines Zeichens der Achtung, wodurch die Regierung dem Andenken eines berühmten Mannes huldigte.

Ludwig Racine reiste nun nach Marseille, dann ging er nach Salies, hierauf nach Moulins, nach Lyon und Soissons. In der letztern Stadt blieb er 15 Jahr, und ließ sich während dieser Zeit bey dem hohen Gericht als Forstmeister des Herzogthums Valois anstellen. Während dieser verschiednen Beschäftigungen verfertigte er das Gedicht „über die Religion," seine Episteln „über den Menschen," und seine übrigen Werke. Auch arbeitete er an der Herausgabe der "Briefe von Joh. Babt. Rousseau." Zu Lyon hatte er sich mit Dem. Presle, der Tochter eines königl. Sekretärs, verheirathet, deren Vermögen ihn in eine bequemere Lage und in den Stand setzte, seine Aemter niederzulegen.

Im Jahr 1752 gab er drey Bände Anmerkungen über die Tragödien seines Vaters heraus, und übersetzte

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

hierauf „Miltons verlohrnes Paradies;“ doch steht diese Ueberſetzung der des Herrn Dupré von St. Maur ſehr nach, und wird, da ſie zu ſehr dem Buchſtaben folgt, oft ſklaviſch. Kurz nach der Herausgabe dieſes Werks erhielt er die traurige Nachricht von dem Tode ſeines Sohns zu Cadix, wo er ſich gerade während des Erdbebens von Liſſabon aufhielt. Dieſer junge Menſch gab ſowohl wegen ſeiner Talente als auch wegen ſeines Charakters die ſchönſten Hoffnungen. Man hatte Gedichte von ihm, welche bewieſen, daß der Name Racine den Muſen immer theuer ſeyn ſollte, und den gerechten Schmerz über ſeinen Verluſt noch vermehrten. Herr Le Brun verewigte dieſe traurige Begebenheit in einer feurigen Ode, worin ſich unter andern die bekannte treffliche Strophe findet:

Reviens ... la mer t'élance ... arrête
Vois, crains ces flots ſuſpendus;
Ils retombent — Dieu! la tempête
L'entraîne à mes yeux éperdus
Divin Racine! ombre immortelle!
Son fils ... il expire, il t'appelle.
Volez, Muſes, Graces, Amours;
Volez; ſa bouche vous implore!
Toi, deeſſe plus chère encore,
Amitié, vole à ſon ſecours.

Vom heftigſten Schmerze dahingeriſſen, verließ Racine ſeine Studien, verkaufte ſeine Bibliothek und

seine Kupferstiche, und behielt nichts als die religiösen Schriften. Schon länger hatte er keine Schauspiele mehr besucht; itzt lebte er ganz eingezogen, beschäfftigte sich mit Andachtsübungen, schrieb auch mehrere religiöse Werke, die nicht ins Publikum gekommen sind. Zwey Jahre vor seinem Tode bekam er öftere Anfälle von Schlagflüssen. Er endigte sein Leben mit der Resignation eines christlichen Weisen am 29. Januar 1763.

Racine hatte nichts gegen sich, als den unsterblichen Ruhm des väterlichen Namens. Man kann dem Gedichte „von der Gnade" das Verdienst überwundener Schwierigkeiten nicht absprechen; und gewiß zeigt die Unternehmung, einen so abstrakten Gegenstand durch die glänzendsten Farben der Poesie zu verschönern, von keinem mittelmäßigen Talente. Gleichwohl muß man gestehen, daß der ganz theologische Stoff oft unter den Händen des Künstlers zu spröde blieb.

Das Gedicht „über die Religion," welches viel bedeutender ist, steht weit über jenem, und wird Racine's Namen für immer berühmt machen. Rousseau hielt es für eins der schönsten Werke der französischen Sprache, und zugleich für eins der solidesten und schicklichsten, um die Ungläubigen zum Glauben zurück zu bringen. Rousseau zog hierbey nur das Gefühl zu Rathe. In der That ist es auch leicht zu überzeugen, wenn man zu gefallen weiß. Im Allgemeinen sind Racine's Verse

wohlklingend, und entsprechen der Würde der Gegenstände, welche er behandelt hat. Vielleicht hätte sein Vater die Größe Gottes nicht edler dargestellt, als sie in folgenden Versen ausgedrückt ist:

Ce Dieu d'un seul regard confonde toute grandeur;
Dés astres devant lieu s'éclipse le splendeur;
Prosterné près du trône ou sa gloire étincelle,
Le Cherubin tremblant se couvre de son aîle.
Rentrez dans le néans mortels audacieux;
Il vole sur les vents, il s'assied sur les cieux;
Il a dit à la mer: brise toi sur la rive,
Et de son lit étroit la mer reste captive.
Les foudres vont porter ses ordres confiés.
— — — — — —
Notre globe à ses yeux est semblable à ce grain
Dont le poids fait à peine incliner la balance.
Il souffle, et de la mer tarit le goufre immense etc.

Seine Episteln stehen den Boileauschen und Rousseauschen sehr nach. Seinen Oden fehlt es an Wärme, Leben und Begeisterung; sein Styl aber ist immer rein, und dieses Verdienst war sehr empfehlend in einer Zeit, wo junge Versemacher die Freyheit, sich von dem Joch der Sprache frey zu machen, als ein Privilegium der Dichtkunst anzusehen gewohnt waren.

Er hat auch die Briefe und die Biographie seines Vaters herausgegeben, ein köstliches Denkmal für die, denen die Ehre der Künste noch nicht gleichgültig geworden ist. Selbst die kindliche Liebe würde nicht die Lobeserhebungen eines mittelmäßigen Geistes rechtfertigen. Aber von welchen Gefühlen gegen seinen Vater Racine auch durchdrungen seyn mochte, so stand ihm keiner seiner Leser darin nach. Es war nicht diejenige Schwäche, welche man den Editoren und Commentatoren vorzuwerfen pflegt; gar leicht von der Schönheit der Werke, welche sie ans Licht bringen wollen, zu sehr eingenommen zu seyn; aber der Sohn eines großen Mannes darf immer die Würde des Namens, welchen er trägt, fühlen, und sie mit einem edlen Vertrauen geltend machen.

Seine Bemerkungen über die Poesie sind das Produkt einer reifen und scharfsichtigen Kritik. In mehreren Schriften, welche in neuern Zeiten über diesen Gegenstand erschienen sind, hat man häufig die besten Gedanken Racine's benutzt.

Uebrigens verband er mit seinen Talenten eine Bescheidenheit, welche diese noch mehr erheben. Man weiß, daß er sich mit den Werken seines Vaters in der Hand malen ließ, so daß seine Augen auf den Vers aus der Phädra gerichtet waren:

Et moi, fils inconnu d'un si glorieux pere.

Racine muß zu der großen Zahl der berühmten Männer gezählt werden, welche nicht mit in die Akademie aufgenommen sind, da ihm doch sein Name auf diese Auszeichnung so gegründete Ansprüche gab. Die Gesellschaft ist überhaupt nicht immer so aufmerksam gewesen, als sie es hätte seyn sollen, sich mit allen Schriftstellern eines anerkannten Verdienstes zu verbinden. Von komischen Dichtern sind Moliere, Regnard und Dufresny niemals darin aufgenommen. Pascal, dieser in jeder Hinsicht außerordentliche Mann, wurde eben so wenig als der berühmte Rousseau gewählt. Es wäre unbillig, diese Kälte gegen das Verdienst allen Mitgliedern beyzumessen. Denn mehrere haben sie selbst laut getadelt.

Historischer Anzeiger merkwürdiger Todesfälle

in dem Jahre 1806.

Fortsetzung.

79. In der Nacht zum 20. Junius starb zu Dresden im 76. Jahre seines Alters, Prinz Franz Xaver August von Polen, Herzog in Sachsen, Onkel des Kurfürsten, Landesadministrator von Kursachsen während dessen Minderjährigkeit vom 17. December 1763 bis 15. Sept. 1768., darauf unter dem Namen eines Grafen von Lausitz königl. französ. Generallieutenant und Inhaber eines Husaren-Regiments. Unter seinen Kindern war ein Prinz bekannt unter dem Namen des Chevalier de Saxe, Grand von Spanien erster Classe, vormals russischer Garde-Oberster, und seit 1799 neapolitanischer Marechal de Camp, der bekanntlich am 26. Jun. 1802 von dem russischen Fürsten Tscherbatow unweit Aussig an der böhmischen Gränze erschossen wurde. Ein junger Prinz starb 1796.

80. Am 1. Julius starb zu Leipzig Romanus Adolph Hedwig, Dr. der Philosophie und Medizin, und seit 1801 außerordentlicher Professor der Botanik auf der Universität daselbst, im 34. Jahre seines Alters. Er wurde im J. 1772 zu Chemnitz geboren, wo damals sein im J. 1799 als Professor der Botanik verstorbener Vater als praktischer Arzt lebte, und eiferte seinem Vater im Studium der Pflanzenkunde nach, wie er nicht nur durch die Herausgabe der *Filicum genera et species* desselben (1799 — 1800), sondern auch durch einige eigne Schriften zeigte; so daß er

auch als seines Vaters Nachfolger bey der Universität zu Leipzig angestellt wurde.

81. An demselben Tage starb der kurhannöversche Minister-Resident und Legations-Rath, Joachim von Schwarzkopf, zu Paris, wo er nur erst einige Wochen sich aufgehalten hatte, an einem Blutsturze. Er wurde zu Steinhorst im Lauenburgischen am 23. März 1766 geboren, machte sich schon früh als Studirender in Göttingen (1785—86.) durch einige Preisschriften bekannt, wurde bald nach zurückgelegten Studien königl. großbritannischer und kurfürstl. braunschweig-lüneburgischer geheimer Kanzley- und Legations-Sekretär zu Berlin, und späterhin Minister-Resident bey dem kur- und oberrhein. Kreise zu Frankfurt am Main. Auch wurde er 1792 von dem kursächs. Reichsvicariat in den Reichsadelstand erhoben. Als Schriftsteller zeichnete er sich, außer einigen französischen Sammlungen neuerer Staatsschriften, und sein Handbuch des Reichsfriedenscongresses zu Rastadt, besonders durch die Bearbeitung zweyer sehr vernachlässigten Fächer, durch die beiden Werkchen über Staats- und Adreßkalender (1792.) und über Zeitungen (1795) aus, durch die er das vortheilhaftere Studium jener Kalender und die richtigere Würdigung der Zeitungen nicht wenig beförderte und verbreitete. Auch beschäftigte ihn die Vervollkommnung dieser beiden schätzbaren Arbeiten bis an sein Ende unausgesetzt, so daß er in mehrern Schriften immer neue Beyträge dazu lieferte.

82. Am 7. Jul. starb der wahrscheinliche Senior aller deutschen Minister, Anton Ludwig Seip, herzogl. mecklenburg-strelitzischer wirklicher geheimer Rath und erster Minister, Präsident der Justizkanzley, des Lehnhofes und des Consistoriums zu Neustrelitz im 87. Jahre s. A. Er wurde zu Pyrmont 1723 geboren, und studirte zu Göttin-

gen, wo er, nach vollbrachten Studien, als Lehrer der Rechte, und, wie das Verzeichniß seiner Schriften im gelehrten Teutschlande zeigt, als Schriftsteller im juristischen Fache sehr thätig war, bis er 1752 in sein Vaterland zurück berufen wurde. Hier diente er zuerst als Syndikus der mecklenburgischen Ritter- und Landschaft, dann von 1753 an in Diensten des Herzogs von Mecklenburg-Strelitz, für den er 1785 als Bevollmächtigter den landesgrundgesetzlichen Erbvergleich abschloß, zuerst als Kanzleyrath und geheimer Referendar, dann als geheimer Kanzleyrath u. s. w.

83. An demselben Tage starb zu Berlin der königl. Hofbaurath, Isaak Daniel Itzig, ein würdiger Sohn des verstorbenen Oberlandesältesten, Daniel Itzig, mehrere Jahre hindurch von Moses Mendelssohn zu einer Humanität gebildet, die ihm allgemeine Verehrung zuzog, so daß seine Leiche von ausgezeichneten Männern, die nicht seine Glaubensgenossen waren, begleitet wurde. Seine Glaubensgenossen insonderheit verdanken vorzüglich ihm die jüdische Freyschule, deren Mitstifter er im J. 1778 war, und die er seit 1783 allein dirigirte.

84. Am 25. Julius endigte sein Leben Dr. Just Arnemann zu Hamburg, vorher seit 1787 außerordentl, und seit 1792 ordentlicher Professor der Arzneygelahrheit zu Göttingen bis 1802, da er, durch verschiedene Umstände bewogen, diese Universität mit Hamburg vertauschte, um dort nicht nur als praktischer Arzt sondern auch als Lehrer zu nützen. Oekonomische Verlegenheiten rissen ihn zu dem raschen Schritte hin, durch einen Pistolenschuß sein Leben in der kräftigsten Blüthe desselben zu endigen, nachdem er eben erst sein 43. Jahr zurückgelegt hatte. (Er wurde zu Lüneburg am 23. Jun. 1763 geboren.) Seine Schriften sind zu bekannt, um hier einer genauern Angabe zu bedürfen.

Noch gehören in diesen Monat einige Todesfälle ausländischer Gelehrten.

85. In dem schweizerischen Dorfe Gawen, in einem bald darauf durch den Bergfall am 2. September verschütteten Hause, starb Johann Ludwig de Lolme, der berühmte Verfasser des in mehrere Sprachen (auch in die deutsche) übersetzten Werkes über die englische Constitution und einiger anderer Schriften. Er wurde zu Genf 1740 geboren, und war dort früher Advokat, so wie späterhin Mitglied des Raths der Zweyhunderte, hielt sich aber lange, und wie es scheint, zu wiederholten Malen, in England auf.

86. Zu Paris starb E. M. Gauthey, ehemals Ingenieur der Stände von Bourgogne, und zuletzt General-Inspektor und Vicepräsident des Conseils des Brücken- und Wegebaues. Er leitete den Bau des von den Ständen von Bourgogne zur Vereinigung der Saone und Loire angelegten Canals von Charolais, und that noch zuletzt in einer besondern Schrift Vorschläge zu verschiedenen nach Paris anzulegenden Canälen. Auch gab er im Jahr 1798 seine Stimme über die schadhaft gewordenen Pfeiler am Dome des Pantheon zu Paris, so wie er schon früher über die Anwendung der Mechanik auf den Bau der Gewölbe (1772.) geschrieben hatte.

87. Am 3. August starb zu Bielwiese im schlesischen Fürstenthume Wohlau der dasige Prediger, Joh. Gottlieb Meißner, Superintendent des gedachten Fürstenthums, bekannt durch mehrere geographisch-statistische Schriften über Schlesien, und durch eine Sammlung von Beyträgen zur empirischen Psychologie, unter dem Titel: Menschenkenntniß in 3 B. 1785—88., deren erstere zwey 1788 von neuem aufgelegt wurden. Er wurde zu Rosterdorf im Fürstenthume Liegnitz den 8. April 1759 geboren.

88 Zu Paris starb an diesem Tage einer der berühmtesten Naturforscher und Reisenden unserer Zeit, Michael Adanson, Mitglied der ehemal Akademie der Wissenschaften und dann des National-Instituts zu Paris, im 80. J. seines Alters. Er wurde am 7. April 1727 zu Aix in der Provence geboren, und vollendete seine Studien zu Paris. Frühzeitig auf das Studium der Naturkunde und auf die Lücken des Systems der Naturkörper geleitet, kam er bald auf die Idee, dieß Studium auf Reisen, besonders in weniger bekannten Ländern, zu vervollkommnen. Er unternahm daher eine Reise nach Senegal, deren reiche naturhistorische Resultate sich in der auch deutsch übersetzten *Histoire naturelle de Senegal etc.* (1757. 4.) finden. Bald nach seiner Rückkehr wurde er zum königl Naturforscher und zum Aufseher des botanischen Gartens zu Trianon, wie auch zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften ernannt. Auch wurde er öfters über die Einrichtung französischer Colonien zu Rathe gezogen, aber nicht so belohnt als er es hoffte. Der mehr durch seine großen wissenschaftlichen Plane, als durch äußere Vortheile genährte, Wunsch, Büffons Nachfolger bey dem Pflanzengarten und dem damit verbundenen Naturalienkabinet in Paris zu werden, wurde eben so wie manche andere seiner Wünsche vereitelt. Dahin gehörte unter andern die Herausgabe einer naturhistorischen Encyklopädie von 120 Bänden mit 75000 Figuren, die alle seine Entdeckungen vereinigen sollte. Auch gerieth er durch die Revolution, die ihm, wie andern, alle Pensionen entriß, in so große Noth, daß der rechtschaffene Greis, ohne die Sorge einer gutmüthigen Aufwärterin, durch den bittersten Mangel hätte zu Grunde gehen müssen, ehe einzelne Beförderer und zuletzt der Kaiser davon unterrichtet wurden.

89. Am 9. August starb auf der Rückreise von Eger nach Dresden der kursächs. Conferenz-Minister und geheime Rath, Karl Wilh. von Carlowitz, 63 Jahre alt.

90. Am 10. August starben zwey berühmte Musiker: zu Salzburg Johann Michael Haydn, ein Bruder des berühmten Componisten der Schöpfung u. s. w. zu Wien, dessen Ruhm den seinigen vielleicht etwas verdunkeln, aber nicht schmälern kann, da seine Compositionen im Kirchenstyle als Meisterstücke genannt wurden, im 68. J. s. Alters; und

91. zu Paris, Christian Kalkbrenner, bekannt als Componist mehrerer Opern, und Verfasser mehrerer theoretischen Werke über die Musik und einer französisch geschriebenen Geschichte derselben. Er hatte sich seit mehrern Jahren in Paris niedergelassen, wo er als Lehrer des Gesangs in der kaiserl. musikal. Akademie angestellt war, nachdem er sich einige Jahre in Italien, vorher aber in Berlin aufgehalten hatte. Er war aus Münden bey Cassel gebürtig, und ein Zögling von Immanuel Bach.

92. Am 21. August starb im Steinthale bey Strasburg, Franz Heinrich Ziegenhagen, ein durch besondere Schicksale und Ideen ausgezeichneter Mann. Er war 1753 geboren, und Anfangs Kaufmann zu Hamburg, legte aber 1790 ein Institut bey dieser Stadt an, in welchem er seine Zöglinge als Naturmenschen nach einem Plane erziehen wollte, den er 1792 in der „Lehre vom richtigen Verhältnisse zu den Schöpfungswerken und die durch öffentliche Einführung derselben allein zu bewirkende allgemeine Menschenbeglückung, mit 8 Kupf. v. Chodowiecky und einer Musik von W. A. Mozart“ bekannt machte, die nachher 1799 mit einem neuen Titelblatte von neuem im Umlauf gebracht wurde. Daß dieß Buch, wie eine öffentliche Nachricht behauptete, confiscirt worden sey, und daß Wenige es gesehen haben mögen, ist nicht sehr wahrscheinlich; wenigstens findet man eine ausführliche Anzeige desselben in dem dritten Jahrgange der Ergänzungsblätter der Allgem. Lit. Zeitung (Nr. 38.). Da er

übrigens einen Sohn und eine Tochter hinterlassen hat, die er wahrscheinlich nach seinem Systeme erzog: so wäre von diesen eine nähere Nachricht von der praktischen Ausführung dieses Systems sowohl als auch von den Schicksalen ihres Urhebers zu wünschen, die man nur bis zu seinem Aufenthalte in und bey Hamburg kennt.

93. Am 23 August starb zu Hamburg Joh. Heinrich Vincent Mölting, seit 1761 bereits Professor der Weltweisheit und Beredsamkeit am Gymnasium daselbst, Verf. mehrerer theologischer, vorzüglich erbaulicher, und populärer philosophischer, besonders moralischer Schriften, im 71. J. s. A. Er war zu Schwarzenbeck im Lauenburgischen 1733 geboren.

94. Am demselben Tage starb zu Dresden Johann Eleazar Schenau, Professor der bildenden Künste und Direktor der Akademie daselbst, vorzüglich bekannt durch das Altarblatt in der neuen Kreuzkirche. Er wurde 1740 zu Schenau bey Zittau geboren, nach welchem Orte er sich nachher nannte, weil ihm sein Familienname Zeisig nicht gefiel. Er bildete sich zu Dresden und Paris, wurde von hier 1770 als Mitglied der Akademie nach Dresden berufen, erhielt darauf im Jahr 1772 die Stelle eines Oberaufsehers der Maler und Bildhauer bey der Porcellanfabrik in Meißen, 1774 aber wurde er zum Professor, und 1787 zum alternirenden Direktor der Akademie in Dresden ernannt.

95. An eben diesem Tage starb zu Paris Karl Augustin Coulomb, einer der General-Inspektoren des Unterrichts, Correspondent der ehemal. Akademie der Wissenschaften, und Mitglied der an die Stelle derselben getretenen ersten Classe des französ. National-Instituts; berühmt durch seine Memoiren über die Elektricität, den Magnet u. a.

96. Am 27. August starb zu Königsberg Karl Daniel Reusch, ordentl Prof der Physik an der Universität daselbst, Oberinspektor des akademischen Collegiums, und Aufseher der Universitätsbibliothek, Verf. einiger physikal. Schriften, im 72. J. s. A.

97. Am 30. August starb zu Freyburg Christian Wilhelm Friedrich Schmid, Oberbergamts-Assessor und Ober-Bergmeister zu Freyberg, wo er Anfangs als Advokat praktizirte; Verf. einiger in das Bergwerkswesen einschlagenden Schriften; ein Gelehrter von ausgebreiteten Kenntnissen, und im Leben durch Humanität ausgezeichnet. Er war zu Marienberg am 24. Dec. 1739 geboren.

Literarischer Zuwachs
an allgemeinen biograph. Werken und einzelnen Lebensbeschreibungen. Ostermesse 1807.

I.
Allgemeine und vermischte Schriften biographischen Inhalts.

Anekdoten, interessante Charakterzüge und merkwürdige Begebenheiten aus dem Leben berühmter und berüchtigter Menschen, 3ter Band. 8. Leipzig, bey Hartknoch. (Vergl. Gemälde.)

Baur's (Sam.) neues allgemeines historisch-biographisch-literarisches Handwörterbuch von der Schöpfung der Welt bis zum Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts, in welchem das Leben, der Charakter und die Verdienste der größten und denkwürdigsten Personen aller Zeiten, Länder und Stände, nach den zuverlässigsten Quellen bearbeitet, enthalten sind; in 4 Bänden. 1ster Band. gr. 8. Ulm, in der Stettin. Buchhandl.

Bildnisse jetztlebender Berliner Gelehrten mit ihren Selbstbiographien, herausg. von S. M. Löwe. 2te Samml. enthält: J. E. Biester, P. Buttmann und F. Nicolai. gr. 8. Berlin, bey Starke.

Blanchard's (Pet.) neuer Plutarch, oder kurze Lebensbeschreibungen der berühmtesten Männer aller Nationen, von den ältesten bis auf unsere Zeiten. Aus dem Franz. übersetzt und mit neuen Biographien vermehrt, 3ter und 4ter Band. 8. mit Portr. Wien, bey Doll.

Füßlin's (J. Rdf.) allgemeines Künstlerlexicon, oder kurze Nachricht von dem Leben und den Werken der Ma-

ler, Bildhauer, Baumeister, Kupferstecher, Kunstgießer, Stahlschneider u. s. w. 2ten Bandes 3ter Abschn. fol. Zürich, bey Orell u. C.

Gallerie berühmter Männer aller Nationen und aller Zeiten in Bildnissen und Biographieen. Nach dem Französ. 1ster und 2ter Band, mit 44 Portr. 8. Leipzig, bey Baumgärtner.

— denkwürdiger Baiern in zwanglosen Lieferungen, mit Kupf. von John. 1stes Heft. gr. 8. München, bey Fleischmann.

Gemälde, historische, in Erzählungen merkwürdiger Begebenheiten aus dem Leben berühmter und berüchtigter Menschen, 15ter Band. 8. Leipzig, bey Hartknoch (Ist einerley mit dem 3ten B. der Interessanten Anekdoten u. s. w. s. oben.)

Hirsching's (J. C. G.) historisch-literarisches Handbuch berühmter und denkwürdiger Personen, welche in dem 18ten Jahrhunderte gelebt haben u. s. w., fortgesetzt und herausg. von J. H. M. Ernesti. 9ter Band. 1ste und 2te Abtheil. gr. 8. Leipzig, bey Schwickert.

v. Hormayr's (Jos. Freyhr.) Oesterreichischer Plutarch, oder Leben und Bildnisse aller Regenten und der berühmtesten Feldherren, Staatsmänner, Gelehrten und Künstler des österreich. Kaiserstaats, 1—4. Band. gr. 8. Wien, bey Doll.

Jördens (K. H.) Lexicon deutscher Dichter und Prosaisten, 2ter Bd. G—K. gr. 8. Leipzig, Weidmann. B.

Leben berühmter pfalzbaierscher Schriftsteller aus dem 18ten und 19ten Jahrhunderte, 1stes Heft. 12. Amberg, bey Uhlemann.

Leuchs (J. G.) Versuch einer auf Thatsachen gegründeten und freymüthigen Charakteristik der Kaiser und Könige Deutschlands, 5ter und letzter Band, mit Portr. gr. 8. Augsburg, bey Stage.

v. Mann's (K. K.) Kaiser Ludwig IV. und Maximilian I. Eine historische Parallele. gr. 8. München, bey Lindauer.

Schlichtegroll's (F.) Nekrolog, enth. Nachrichten von dem Leben merkwürdiger verstorbener Deutschen. Supplementband zu den Jahrg. 1794 bis und mit 1800. Rückständige Biographieen, Zusätze und Register enthaltend. 8. Gotha, bey Perthes.

v. Schütz (F. W.) Gallerie jetztlebender französischer Heiden. 8. Hamburg, im Büreau f. Lit. und Kunst.

Woltmann (K.) Lebensbeschreibungen, 1ster Band. 8. Berlin, in der Realschulbuchhandl.

2.

Einzelne Biographieen.

Brandes (J. C.) eigene Lebensgeschichte, 2ter und 3ter Theil. 3te Aufl. 8. Berlin, bey Maurer.

Brown's (J.) Leben, beschrieben von dessen Sohne, Dr. W. Cullen Brown. Aus dem Engl. übers. von Dr. K. W. Breyer, herausg. von Dr. And. Röschlaub. gr. 8. Frankf. a. M., bey Andreä.

v. Bülow (H.) nach seinen Talentreichthum sowohl als seiner sonderbaren Hypergenialität und seinen Lebensabentheuern geschildert. Nebst authent. Nachricht über die Verhaftung dieses merkwürdigen Mannes und den Gang seines Criminal-Prozesses. 8. Berlin, bey Schöne.

Cromwell (Olivier), Protector in England, von K. Sebald. 1ster Band. 2te Ausg. gr. 8. Leipzig, in der Sommer. B.

Gedächtnißschrift auf Dr. W. A. Teller, von F. Nicolai, nebst dessen Bildn. von D. Chodowiecky. gr. 8. Berlin, bey Nicolai.

J. Bapt. von Helmont, von J. J. Loos. 8. Heidelberg, bey Mohr und Zimmer.

Jung (J. H.) s. Stilling.

Leben und Regierung Papsts Leo X., von W. Roscoe. Aus dem Engl. von A. F. G. Glaser, mit Portr. und Anmerk. von H. Ph. K. Henke, 2ter Band. gr. 8. Leipzig, bey Crusius.

Lebensbeschreibung des englischen Admirals Nelson, mit Nelsons Portrait und der Abbildung seines Trauerwagens. 2te Aufl. 8. Stuttgard, bey Steinkopf.

Stilling's H., (J. H. Jung's) Leben, 1ster Theil, enth. dessen Jugend. Eine wahre Geschichte. Neue Originalausgabe. 8. Basel und Berlin, bey Rottmann.

Lebensgeschichte des k. preuß. Majors G. A. v. Trebra, von F. W. H. v. Trebra. 8. Freyberg, bey Craz und Gerlach.

Inhalt

des sechsten Bandes erstes Stück.

I. Juliane Franziska von Buchwald, gebohrne Freyinn von Neuenstein. Von H. R. G. S. 1

II. Carl Bonnet. Vom Herrn M. Nebe zu Crumpa. 53

III. Johann Zacharias Platner. Nach Ernesti von H. D. W. 59

IV. Peter Aretino. Nach dem Italien. von E. U. 77

V. Ludwig Racine. Von H. F. A. 95

Historischer Anzeiger merkwürdiger Todesfälle in dem Jahre 1806. (Fortsetzung.) Franz Xaver August, Prinz von Polen — Hedwig — v. Schwarzkopf — Seip — Itzig — Arnemann — de Lolme — Gauthey — Meißner — Adanson — v. Carlowitz — Haydn — Kalkbrenner — Ziegenhagen — Nölting — Schenau — Coulomb — Reusch — Schmid. 103

Literarischer Zuwachs an allgemeinen biograph. Werken und einzelnen Lebensbeschreibungen. Ostermesse 1807. 113

XII
XVII
XVII

Der Biograph.

Sechs [illegible] Bandes. Zweytes [illegible]

[illegible], in der Waisenhaus-Buchhandlung 1807.

[illegible] gedruckt bei J. G. Pheim. a Berlin [illegible]

Von dieser Zeitschrift erscheinen jährlich wenigstens acht, höchstens zwölf Stück, brochirt, in farbigem Umschlag. Vier Stücke machen einen Band von wenigstens 1 Alph. 8 — 10 Bogen. Der Preis des ganzen Bandes von vier unzertrennlichen Stücken ist 1 Rthlr. 16 Gr. oder 3 Fl. wofür man ihn durch alle Buchhandlungen bekommen kann.

Der Biograph liefert in steter Abwechslung theils längere, theils kürzere Biographien merkwürdiger Menschen aus allen Ständen, deren Namen Kronos auf seine Zeittafel der drey letzten Jahrhunderte eingeschrieben hat. Mit eigentlichen Biographien wechseln von Zeit zu Zeit historische Abhandlungen, die mit der Biographik in enger Verbindung stehn, Beurtheilungen und kurze Auszüge aus neu erscheinenden biographischen Werken, so weit sie den Zeitraum, welchen sich der Biograph gesetzt hat, betreffen. Jedem Stück folgt ein historischer Anzeiger, welcher die im Lauf des Jahrs vorgekommenen Todesfälle solcher Personen enthalten soll, die auf irgend eine Art verdienen, von der achtsamen Muse der Geschichte auf ihrer Tafel für den künftigen Biographen des neunzehnten Jahrhunderts angemerket zu werden.

Ein literarischer Anzeiger wird als Beylage gratis ausgegeben, worin neue Bücher von den Herrn Autoren und Verlegern bekannt gemacht werden können. Bekanntmachungen, die nicht über 12 Zeilen betragen, kosten 8 Gr. oder 36 Kr. rhein. Längere zahlen für die Zeile 9 Pfen. oder 3 Kr. Die Anzeigen werden portofrey nebst den Einrückungskosten an die Verlagshandlung eingesendet, wofern man nicht mit ihr in Rechnung steht.

---

lit univ de vil erud gen
~~[illegible]~~. 55 r

Der Biograph.

Sechsten Bandes — Zweytes Stück.

VI.

Leopold,
Fürst von Anhalt-Dessau.

Geboren 1676. Gestorben 1746.

Der jetzige ehrwürdige Senior des Anhaltschen Hauses, der Fürst Franz Leopold von Dessau, hat sich durch schöne und edle Thaten im Frieden einen großen Namen erworben, und die dankbare Verehrung, die innige Hochachtung seiner glücklichen Unterthanen ist der herrliche Lohn dafür. Viele seiner Vorfahren haben sich dagegen im Kriege berühmt gemacht, und ihren Namen in den Annalen der Geschichte als Helden und Feldherrn verewigt. Unter ihnen glänzt vorzüglich der Name des Fürsten Leopold hervor, der sich am Po, am Rhein, an der Donau und an der Ostsee als Heerführer der Preußen Lorbeeren gesammelt, und sich den Franzosen, Oestreichern, Sachsen und Schweden furchtbar gemacht hat. Er legte den Grund zu der strengen Disciplin und zu der allgemein bewunderten Tapferkeit des preußischen Heeres, wovon es in den drey schlesischen Kriegen so schöne und glänzende Beweise gegeben hat. Ohne ihn

wurde Preußen nie, was es in der Folge geworden ist. Das erkannte auch der jetzige König von Preußen, der das wahre Verdienst aufzufinden und zu schätzen weiß, mit warmer Dankbarkeit, und errichtete dem Schöpfer der preußischen Taktik in dem Lustgarten zu Berlin ein schönes Monument.

Bey den letzten traurigen Ereignissen des verflossenen Jahrs; bey den unglücklichen Auftritten vom zehnten, vierzehnten und siebzehnten Oktober; bey der unbegreiflich schnellen Auflösung und Zerstörung der preußischen Armee, wodurch unser armes, bedrängtes Vaterland den feindlichen Heeren Preis gegeben wurde: bey dem Allem wird es einen zwar sehr wehmüthigen, aber gewiß auch sehr interessanten Anblick gewähren, die ersten Thaten der preußischen Kriegskunst und Tapferkeit zu sehen, und das Leben des Mannes zu betrachten, der einer kleinen, wohlgemutheten Schaar den Geist der Unerschrockenheit und des Heldenmuthes einzuflößen wußte.

Lange hatte sich der Fürst Johann George von Dessau nach einem männlichen Sprößling gesehnt, damit das alte, ehrwürdige Fürstenhaus, das sich schon zu seinem Erlöschen hinneigte, nicht ganz aussterbe. Seine Gemahlin, die Fürstin Henriette Catharine, eine Tochter des Prinzen Heinrich Friedrich von Oranien, hatte ihm einen Sohn und sieben Töchter gebohren; der erstere aber war schon in früher Kindheit wieder gestorben. Groß und allgemein war daher die Freude,

welche der Prinz Leopold durch seine Ankunft am dritten July 1676 verbreitete. — Schon in dem ersten Jahre seines Lebens wollte man Spuren von Herzhaftigkeit und Entschlossenheit bey ihm entdecken; deßhalb stellte ihn auch eine goldene Schaumünze, welche die Bürgerschaft bey seinem ersten Geburtstage dem Fürsten überreichte, als einen jungen Herkules dar, welcher zwey gewaltige Schlangen mit seinen Fäusten erdrückt. Der Vater befahl aus zärtlicher Liebe für den theuren Stammhalter des fürstlichen Hauses, daß man dem Sohne durchaus keinen Zwang anlegen, sondern jeden seiner Wünsche befriedigen solle. Das bildete in ihm den strengen, despotischen Sinn, der den Antrieben seiner Leidenschaft unbedingt folgte, der keinen Widerspruch ertragen konnte, und jeden Wink als unverbrüchliches Gesetz beobachtet wissen wollte.

Zum Studium der Wissenschaften, und zu der, einem künftigen Regenten so nothwendigen Ausbildung der Geisteskräfte, war er schlechterdings nicht zu bewegen. Nur mit Mühe konnten ihm seine Lehrer einige nothdürftige mathematische und historische Kenntnisse beybringen. Das Französische, das damals wie jetzt die allgemeine Hofsprache der deutschen Fürsten war, lernte er aus dem Umgang. Auch im späteren Alter kostete es ihm immer eine große Ueberwindung, auch nur eine halbe Seite Gedrucktes oder Geschriebenes zu lesen, und man sahe schon aus der Unterschrift seines Namens, daß Schreiben eben seine

Sache nicht war. Sein wilder feuriger Geist war nur immer auf die rauhen Künste des Krieges gerichtet, und nirgends fühlte er sich wohler, als unter dem Geräusch der Waffen. Dazu trug sein Aufenthalt in Berlin, wo sein Vater die Würde eines General-Feldmarschalls und eines Statthalters der Mark Brandenburg bekleidete, nicht wenig bey. Als der deutsche Kaiser Leopold I. so viel von den kriegerischen Talenten des jungen dessauischen Prinzen hörte, gab er ihm im Jahre 1688 ein Infanterie-Regiment, das er auch bis zum Carlowitzer Frieden behielt.

Am 17ten August 1693 starb der Fürst Johann George zu Berlin, und der Prinz Leopold, der damals 17 Jahr alt war, erhielt die Regierung unter der Vormundschaft seiner Mutter. Der Kurfürst von Brandenburg, Friedrich III., gab ihm das schöne Infanterie-Regiment seines Vaters, das seine Garnison in Halle hatte, mit der Würde eines Obersten. — Um diese Zeit loderte in dem jungen Fürsten die Leidenschaft der Liebe heftig auf; seine Neigung fiel auf die schöne Tochter des Apothekers Föse zu Dessau, und da seine Begierde an ihrer Tugend scheiterte, so war er fest entschlossen, sich mit ihr zu vermählen. Dagegen setzte sich die Fürstin mit aller Entschlossenheit, und in der Hoffnung, daß die Zeit das Feuer seiner Leidenschaft mäßigen würde, suchte sie ihn zu einer Reise nach Italien zu bewegen. Der Prinz, dem es in seiner kleinen Residenz schon längst zu enge war,

willigte mit Freuden in diesen Vorschlag, und ging unter der Aufsicht des Herrn von Chalisac zunächst nach Venedig. Damals mochte er es wol nicht ahnden, daß Italien einst der Schauplatz seiner kriegerischen Thaten werden sollte.

Die Lustbarkeiten des Winters, besonders das freudenreiche Karnewall, fesselten ihn eine lange Zeit an diesen Ort. Er überließ sich allen den jugendlichen Ausschweifungen, wozu ein feuriges Temperament junge, ungebundene Prinzen, die nicht gewohnt sind, ihren Begierden Zaum und Gebiß anzulegen, so leicht verleiten kann. Nicht selten schwelgte er ganze Nächte hindurch, und kam erst mit der aufsteigenden Morgenröthe taumelnd nach Hause. Der Herr von Chalisac verwies ihm einst in etwas harten Ausdrücken diese zügellose Aufführung, die eines deutschen Fürsten so ganz unanständig sey. Darüber gerieth der Prinz in den heftigsten Zorn, griff nach seinen Pistolen, ging damit auf seinen Hofmeister los, und schrie: Ah! chien, il faut que je te tue. Der Herr von Chalisac sah ihn mit einem festen und zürnenden Blick an, und sagte: „Schießen Sie immerhin los, und freuen Sie sich im Voraus der schönen Lobsprüche, welche die Geschichte einst der herrlichen That eines Prinzen ertheilen wird, der seinen Hofmeister über den Haufen schoß, weil er ihm die Wahrheit sagte.“ Diese Worte brachten den Prinzen wieder zur Besinnung, er legte die Pistolen

und alle Vorstellungen der hochfürstlichen Verwandten waren nicht vermögend, ihn von diesem Entschlusse zurück zu bringen. Der Kaiser erhob die Bürgerstochter zu einer Reichsgräfin, und noch im September desselben Jahres vollzog der Fürst auf eine sehr solenne Art seine Vermählung mit ihr. Kaiser und Reich gaben ihre völlige Zustimmung dazu, und der erstere erklärte es in einem Diplom vom 29sten December 1701 förmlich und feyerlich, daß der fürstlichen Gemahlin und allen ihren Kindern die reichsfürstliche Würde und Hoheit verliehen sey. Die Fürstin war, nach dem einstimmigen Zeugnisse aller Zeitgenossen, eine kluge, einsichtsvolle Frau, welche die Finanzen des Landes in einen vortrefflichen Zustand setzte, und sehr oft die Ausbrüche wilder Heftigkeit bey ihrem Gemahl zurück zu halten wußte. Sie begleitete den Fürsten auf seinen drey ersten Feldzügen, und wußte sich seine Werthschätzung auf die ganze Zeit ihres Lebens zu erhalten. Sie hatte ihm fünf Söhne und vier Töchter geboren, und die letzteren zu vortrefflichen Frauen gebildet.

Mit dem Beginn des neuen Jahrhunderts brach der so verderbliche spanische Successionskrieg aus, der besonders durch den Haß Wilhelms III. von England gegen Frankreich angefacht und unterhalten wurde. Von einer grenzenlosen Rachsucht angetrieben, brachte er zwischen England, Holland und Oesterreich ein Bündniß zur Demüthigung der fran-

zöſiſchen Herrſchaft und zur Erhebung eines kaiſerlichen Prinzen auf den ſpaniſchen Thron zu Stande. Der neue König von Preußen, Friedrich I., trat dieſem Bunde bey, mehr von einer blinden Leidenſchaft, als von einem geſunden Staatsintereſſe geleitet. Er hatte ſich zwar in dem Vergleiche wegen der preußiſchen Königswürde gegen den Kaiſer anheiſchig gemacht, 10000 Mann zu ſeiner Hülfe marſchiren zu laſſen; aber jetzt ließ er ſich verleiten, dieſe Zahl weit über die Hälfte zu erhöhen. Er verſprach, 20000 Mann nach den Niederlanden und 6000 nach Italien zu ſchicken, um für eine Sache zu ſtreiten, die ihn und ſein Land gar nichts anging.

Im März 1702 trafen die preußiſchen Truppen bey Weſel zuſammen, und ſtießen dann bey Mühlheim zu der holländiſchen Armee, die unter dem Kommando des Fürſten von Naſſau-Saarbrück ſtand. Zunächſt belagerte man die köllniſche Feſtung Kaiſerswerth, welche nach einer zweymonatlichen Belagerung, beſonders durch die Tapferkeit der preußiſchen Truppen, zur Uebergabe gezwungen wurde. Der Fürſt Leopold war immer bey den gefährlichſten Unternehmungen zugegen, und der erſte, der die Contreskarpe beſtürmte. Die Armee ging hierauf bey Düſſeldorf über den Rhein, nahm die feſten, mit franzöſiſchen Truppen beſetzten Schlöſſer Kempen und Linn weg, und blokirte Venlo. Der Fürſt eröffnete hier am 11ten September die Trencheen diſſeits und am 15ten jenſeits des Forts

St. Michael, und eroberte am 18ten Abends die Kontreskarpe mit Sturm. Nicht minder kühn und heldenmüthig zeigte er sich bey der Belagerung von Römmond, wo er sich ebenfalls die Ehre der Eröffnung der Trencheen ausbat. — Nach der glücklichen Beendigung dieses Feldzugs begab sich der Fürst nach Dessau, und von da nach Berlin. Der König empfing ihn mit außerordentlicher Freude, und nahm ihn mit einer prachtvollen Feyerlichkeit, die der König eben so sehr liebte, als der Fürst verabscheute, unter die Ritter des schwarzen Adlerordens auf.

Nachdem die Armeen ihre Winterquartiere verlassen und die Feindseligkeiten von beiden Seiten wieder ihren Anfang genommen hatten, begab sich auch der Fürst wieder zu den preußischen Truppen, welche die Belagerung von Geldern angefangen hatten. Kaum aber erfuhr er hier, daß die Festung Bonn von den Oesterreichern mit stürmender Hand eingenommen werden sollte, als er sich sogleich die Erlaubniß auswirkte, diesem Sturme beyzuwohnen zu dürfen. Das war seinem kühnen Geiste ein zu wichtiger Auftritt, als daß er nicht hätte persönlich Antheil daran nehmen sollen. Es that ihm sehr leid, daß es die Belagerten nicht zu einem Hauptsturm kommen ließen. Bey seiner Zurückkunft im Lager bey Geldern überreichte man ihm ein Schreiben vom Könige von Preußen, worin ihn dieser zum Generallieutenant ernannte, und ihm das Kommando über 6000 Mann auserlesene

Truppen, die er nach Schwaben und Bayern schicken würde, übergab. Diesem ehrenvollen Auftrage gemäß stieß er mit jenem preußischen Korps zu der Hauptarmee des Prinzen Ludwig von Baden, und als dieser gegen Augsburg vorrückte, mußte der Graf von Styrum mit einem Theil des österreichischen Heeres und mit dem preußischen Hülfskorps gegen Donauwerth marschiren, um dort über die Donau zu gehen. So bald die vereinigte französische und bayersche Armee davon Nachricht erhielt, brach sie aus ihrem Lager zwischen Augsburg und Donauwerth auf, und überfiel den Grafen Styrum ganz unerwartet. Zu gleicher Zeit erschien diesem ein feindliches Korps unter der Anführung des Marquis d'Usson im Rücken; der Fürst Leopold rieth dem Grafen, sich schleunig auf dasselbe zu werfen und zurück zu drängen. Dieß ward auch mit vieler Gewandtheit und Tapferkeit ausgeführt; der Marquis wurde angegriffen und völlig in die Flucht geschlagen. Allein man konnte auf der andern Seite dem dreyfach stärkeren Feinde nicht den gehörigen Widerstand leisten, und so brav auch die preußischen Truppen fochten, so oft sie auch, durch das Beyspiel ihres Heerführers angefeuert, einen neuen Angriff versuchten, so sahen sie sich doch zuletzt genöthigt, der Uebermacht zu weichen, und sich mit dem Verlust von 4000 Mann, der sämmtlichen Artillerie und Bagage nach Nördlingen zurück zu ziehen. Der Fürst mußte mit seinen Grenadieren den Rückzug decken, und das

Eindringen der verfolgenden Reuterey verhindern. Der Feind selbst ließ der Tapferkeit und Klugheit des Fürsten volle Gerechtigkeit widerfahren, und gestand, daß er da, wo die Preußen gefochten, den größten Verlust erlitten habe. Der Graf Styrum sagt in dem Bericht über diese Schlacht an den Prinz Ludwig von Baden: „Absonderlich muß ich Ew. Durchl. die Fermeté der preußischen Infanterie, unter dem Kommando Ihro Durchl., des Fürsten von Anhalt, welche allezeit in bester Ordnung geschlossen, anpreisen, als welche der feindlichen von allen Orten anrückenden Kavallerie durch gute Contenance also sich entgegen gestellet, daß dieselbe sich Anfangs nicht zu attaquiren getrauet, und da man in den Wald gerückt, haben die preußischen Grenadiere die Arrier-Garde genommen, und sich gegen die Kavallerie herrlich manteniret; nachgehends aber, da sie von einigen feindlichen Bataillons angefallen worden, haben sie, wie leicht zu erachten, ziemlichen Verlust erlitten.“ — Das Styrumsche Korps zog sich darauf gegen den obern Theil der Donau, um den Prinz von Baden den Zurückgang über diesen Fluß zu erleichtern, und bezog alsdann die Winterquartiere.

Der folgende Feldzug begründete den militärischen Ruhm des Fürsten fest und dauerhaft, und verschaffte ihm die Achtung und Werthschätzung aller europäischen Fürsten. Der König Friedrich ernannte ihn zum General von der Infanterie, und übergab ihm das Kommando

von 12000 Mann. — Die drey feindlichen Armeen, die unter der Anführung des Kurfürsten von Bayern und der Marschälle Marsin und Taillard standen, hatten sich vereinigt, und stellten sich der alliirten Armee bey Höchstädt entgegen. Ueber die letztere führte der Prinz Eugen von Savoyen das Oberkommando, da der Prinz Ludwig von Baden die Festung Ingolstadt belagerte. Eugen vereinigte sich mit Marlborough, und so kam es denn am 13ten August zu der so wichtigen, in der Kriegsgeschichte ewig denkwürdigen Schlacht bey Höchstädt. Der Fürst Leopold kommandirte auf dem rechten Flügel, der unter Eugens Leitung stand, elf preußische und sieben dänische Bataillone und einen Theil der österreichischen Kavallerie. Bey dem Anfang der Schlacht warf auf diesem Flügel die feindliche Reuterey, unter der Anführung des Kurfürsten von Bayern, die österreichische, und bedrohte beide Flanken der Infanterie, die schon in Unordnung gekommen war. Leopold aber brachte sie durch seine Gegenwart des Geistes wieder in eine feste Ordnung, und der Prinz Eugen machte ein so geschicktes Manöver, daß man den feindlichen linken Flügel in der rechten Flanke umging, und nach einem blutigen Kampfe völlig in die Flucht schlug. Der Fürst sahe, daß dem Feinde in der Hitze des Gefechts eine Fahne seiner Infanterie in die Hände gefallen war, sogleich stürzt er sich mit einer kleinen Schaar tapferer Grenadiere unter diesen Haufen, erobert die Fahne mit

eigener Hand, und trägt sie den Seinigen voran auf dem Wege zum Ruhm und zum Siege. Eine Stückkugel tödtet sein Pferd, und er kämpft so lange zu Fuß, bis man ihm ein anderes gebracht hat. Die Unordnung und Niederlage in den feindlichen Linien wurde immer größer und allgemeiner, und zuletzt krönte ein glänzender Sieg die Anstrengungen der alliirten Truppen. Welch einen bedeutenden Antheil der Fürst von Dessau an diesem Siege gehabt hat, erhellt aus einem Schreiben des Prinzen Eugen an den König von Preußen. Es heißt unter andern in diesem Briefe, der ursprünglich in französischer Sprache abgefaßt ist: „Ich muß den Truppen Ew. Majestät, die an diesem glorreichen Tage unter meinem Befehle standen, das uneingeschränkte Lob vollkommener Tapferkeit geben. Ich bin ein Augenzeuge der Unerschrockenheit gewesen, mit welcher Offiziere und Soldaten den wiederholten Angriff des Feindes abhielten, und ihn durch ihr entsetzliches Feuer so in Unordnung brachten, daß er sich schleunig zurück ziehen mußte. Die braven Leute verfolgten die Weichenden, und brachten sie durch ihre heldenmüthige Herzhaftigkeit in eine solche Verwirrung, daß sie eilends die Flucht ergriffen, und uns ihre Bagage, ihr schweres Geschütz und das ganze Lager überließen. Dergleichen herrliche Thaten aber gehen gewöhnlich von dem Heldensinn des Anführers aus; er ist die Seele, welche allen Gliedern des Körpers Leben und Thätigkeit mittheilt. So war es auch bey dieser Gelegen-

heit; denn der Fürst von Anhalt hat mit beyspielloser Tapferkeit gefochten, und seine Leute immer selbst in das hitzigste Gefecht geführt; er fürchtete keine Gefahr, und hat sein Leben nicht einen Augenblick geschont.“ —

Der Feind wurde bis über den Rhein verfolgt, und die Festung Landau sogleich angegriffen. Die preußischen Truppen mußten bey Kron-Weißenburg stehen bleiben, um die Belagerer zu decken; aber der Fürst konnte nie müßig stehen bleiben, wenn irgendwo Ruhm zu erwerben war. Deßhalb schloß er sich mit einigen Bataillonen an das Belagerungskorps an, und gab vor den Augen des römischen Königs Josephs I. herrliche Beweise seiner hochgepriesenen Tapferkeit, so daß dieser dem jungen Fürsten seine vollkommenste Hochachtung versicherte. Er dirigirte die Eroberung der Kontreskarpe, führte die zum Sturm beorderten Truppen herzhaft an, und trieb den Feind mit solchem Nachdruck zurück, daß dieser die Kapitulations-Fahne an der Stelle ausstekte, wo der Fürst persönlich gefochten hatte. Nach der Uebergabe dieser Festung bezog man im Bayerschen die Winterquartiere, und der Fürst ging unterdeß nach Dessau und Berlin. — Der König Ludewig XIV. hatte die Wichtigkeit der preußischen Truppen, unter der Anführung des Anhaltschen Helden, einsehen lernen, und gab sich alle mögliche Mühe, den König von dem großen Bunde zu trennen. Er erbot sich, nicht nur die preußische Königswürde anzuerkennen, sondern auch das Fürstenthum Ora-

nien unentgeldlich auszuliefern, die Ansprüche des Königs auf Neufchatel zu unterstützen, und ihm hunderttausend Louisd'or sogleich, und hunderttausend Thaler monatlich zu zahlen. Aber dem Könige war sein gegebenes Wort zu heilig; der Kitzel, den stolzen Ludewig seinen Werth fühlen zu lassen, zu groß, als daß er sich durch diese glänzende Anerbietungen hätte sollen wankend machen lassen. Im Gegentheil beschloß er sein Heer zum Besten der Verbundenen noch mit 7000 Mann zu vermehren. Der feine Weltmann, Herzog von Marlborough, der am Ende dieses Jahres nach Berlin kam, wußte die Schwäche des Königs so gut zu benutzen, daß dieser versprach, unter Anführung des Fürsten von Dessau, auch noch 8000 Mann zur Verstärkung des österreichischen Heeres nach Italien zu schicken.

Und so wurde denn für den nächsten Feldzug dem Fürsten Italien zum Schauplatz seiner kriegerischen Wirksamkeit bestimmt. Er vereinigte sich im April 1705 mit den kaiserlichen Truppen bey Verona, und gab dem Prinzen Eugen den Rath, sogleich über den Mincio rasch vorzudringen, und die französische Armee, welche unter der Anführung des Herzogs von Vendome stand, anzugreifen. Er bat sich dabey die Ehre aus, über den durch Regenwasser angeschwollenen Fluß zuerst zu setzen, um den Uebergang der Armee zu vertheidigen. Der Prinz aber hielt es für rathsamer, über den Lago di Guarda zu setzen, sich mit den 30000 Mann pfälzischer Truppen zu

ver-

vereinigen, und dann nach Savoyen vorzudringen. Zwey durch Frühlingswasser sehr reißend gewordene Flüsse, der Oglio und die Adda, welche die Franzosen sehr stark besetzt hatten, standen der Ausführung dieses Unternehmens entgegen. Durch ein listiges Manöver bewirkte der Prinz Eugen den Uebergang über den ersten Fluß, ohne daß der Feind es gewahr wurde. Der Fürst von Dessau war der erste, welcher das jenseitige Ufer des Oglio betrat, und obgleich beym Hinüberreiten der Graf von Sereni, durch einen Fehltritt seines Pferdes, ihm zur Seite ertrank, so wie alle diejenigen, welche es versuchten, ihn zu retten: so setzte er doch seinen Weg ruhig und furchtlos fort. Nachdem sich die Armee vollständig gesammelt hatte, so übertrug der Prinz Eugen dem Fürsten das Kommando des linken, und dem Grafen von Leiningen das des rechten Flügels; er selbst behielt sich die Führung des Centrums vor. Bey mehreren kleinen Gefechten, die fast täglich vorfielen, zeichnete sich der Fürst immer rühmlich aus, und machte einige hundert Gefangene. Nach der glücklichen Eroberung von Socino setzte der Prinz Eugen ohne sonderlichen Verlust über die Adda. Der Fürst Leopold kommandirte die Avantgarde, und mußte die Schiffbrücke bey Treviglio schlagen, vorher aber den Feind, der das jenseitige Ufer besetzt hatte, durch ein lebhaftes Feuer verjagen. Man stand nun der französischen Armee, die sich beträchtlich verstärkt, und in der Ebene von Cassano ein Lager bezogen hatte,

gegenüber, stellte sich in Schlachtordnung, und griff den Feind am 16ten August herzhaft an. Das nähere Detail dieser Schlacht gehört nicht hieher, so interessant es auch für den Kriegsverständigen ist. Nachdem der Prinz Eugen eine Wunde am Kopf erhalten, und der Graf von Leiningen getödtet worden war, führte unser Fürst das Kommando über die ganze Armee allein. Er entriß dem Feinde die Vortheile wieder, die er sich schon zu verschaffen gewußt hatte, drängte ihn über zwey Kanäle hinüber, und trieb ihn bis an einen kleinen Fluß zurück. Die einbrechende Nacht und das lebhafte Feuer des Feindes aus seinen Brückenköpfen, geboten der siegenden Armee Halt. — Es war ein harter und blutiger Kampf, der beiden Theilen viele Menschen gekostet hatte!

Die Anstrengungen dieses Tages und die Strapazen der vorigen Märsche, besonders die brennende Sonnenhitze dieser Jahrszeit, zerrütteten die sonst so feste Gesundheit unsers Fürsten. Ein hitziges Fieber nöthigte ihn, die Armee zu verlassen, und sich nach Brescia zu begeben, wo er mit dem Herzog von Würtemberg und dem General, Grafen von Reventlau, die in der Schlacht von Cassano schwer verwundet wurden, ein großes Hotel miethete. Hier mußte er mehrere Wochen lang das Bette hüten, und kam erst wieder zur Armee, als sie schon im Venetianischen die Winterquartiere bezogen hatte.

Der Feldzug des Jahrs 1706 schien für die Alliirten sehr gefährlich werden zu wollen, denn der Graf

von Reventlau, der die Avantgarde kommandirte, wurde bey Calcinato nachdrücklich geschlagen, wobey besonders die preußischen Truppen einen großen Verlust erlitten. Die kaiserlichen Truppen mußten alle Posten am Lago di Guarda verlassen, und konnten sich nur mit Mühe in der Gegend von Verona behaupten. Der Herzog von Vendome hatte das linke Ufer der Etsch besetzt, und die Festung Turin wurde durch den Herzog von Feuillarde nachdrücklich beschossen. Aber das Glück begünstigte hierauf die schönen, strategischen Plane des Prinzen Eugen und die Tapferkeit seiner Truppen. Der Fürst von Dessau erzwang mit einem fliegenden Korps von 10000 Mann oberhalb Verona den Uebergang über die Etsch, machte tausend Gefangene, und erbeutete die Feld-Apotheke des Feindes. Unaufhaltsam drang die alliirte Armee über den Tartaro und Po, Fanaro und Reggio bis gegen Turin vor. Diese Festung war in der höchsten Noth, und der Prinz Eugen beschloß, sie durch eine entscheidende Schlacht zu retten. Der Fürst kommandirte in dieser Schlacht den linken Flügel, und hat mit seinen braven Preußen Wunder der Tapferkeit verrichtet. Er führte sie Anfangs zu Pferde, und als ihm dieß erschossen wurde, zu Fuß, mitten durch das feindliche Kanonen- und Musketenfeuer bis vor das Retrenchement, das er zuerst erstieg. Er griff die Franzosen mit Nachdruck an, fand aber einen tapfern, männlichen Widerstand. Das Feuer wurde mörderisch und der Kampf entsetzlich, er entschied sich erst

dann zum Vortheil der Kaiserlichen, als die feindliche Kavallerie geworfen, der Marschall von Marsin gefangen und der Herzog von Orleans tödtlich verwundet worden war. So wie die Franzosen anfingen zu weichen, kam der Fürst, durch lange Arbeit erschöpft, auf einen Hauptmann zu, der vor seiner Kompagnie stand, und fragte ihn: „Sehen Sie eine Blessur an mir?“ — „Nein, Ihro Durchl.“ — „Haben Sie nicht etwas zu trinken?“ fragte der Fürst weiter. „Eine Flasche mit Aquavit,“ war die Antwort. „O die wollen wir austrinken; wir haben sie uns sauer verdient, ich bin ganz verschmachtet.“ Ein Grenadier reichte ihm aus seinem Torniſter ein Stück Kommisbrodt dazu, das nahm er in die eine und den Degen in die andere Hand, und sagte dann: „Frisch Kammeraden! drauf los! das Schwerste ist überstanden; sie reißen schon aus.“ —

In einem Schreiben an den König von Preußen sagt der Fürst: „Ich erfreue mich hierbey besonders, daß Ew. Majestät ich Bericht erstatten kann, was maßen Dero Trouppen den Angriff auf den linken Flügel gethan, und sich so wohl verhalten, daß sie das Lob und die Verwunderung der ganzen Welt verdienet haben, welches Ew. Majestät von dem Ueberbringer dieses, dem Hauptmann von Schlachten, weitläuftiger vernehmen werden. Gleichwie nun Ew. Majestät Trouppen in den feindlichen Retrenchementen die ersten gewesen, also haben sie auch viel gelitten, und insonderheit die Grenadierer. Unter-

dessen wird die Tapferkeit, wodurch sie sich haben sehen lassen, alles ersetzen; und ich zweifele nicht, Ew. Majestät werden die Ehre und das Lob, welches sie dermassen wohl verdienet haben, mit Vergnügen hören." — Von dem Kaiser Joseph I. erhielt der Fürst wegen seiner, bey dieser Gelegenheit bewiesenen Tapferkeit und Geschicklichkeit folgenden Brief:

Hochgebohrner, lieber Oheim und Fürst,

Mit was vor unermüdetem Eifer, Vorsichtigkeit und Vigilantz Ew. Lbd. mit Dero unter sich habenden Königlich-Preußischen Völkern nicht alleine den schweren Zug nach Italien vollbracht, sondern daß dieselben auch bey Angreiffung, Besteigung und Ueberwältigung des verschantzten feindlichen Lagers vor Turin eine ungemeine, tapfermüthige, vernünftige und ruhmwürdige Anführung, mithin ein solches Beyspiel von einem nicht minder valorösen Haupte, als standhafften Soldaten, mit besonderer Distinction gegeben, haben die mir eingeschickten Berichte nicht sattsam beschreiben und entwerffen können, also, daß Ew. Lbd. und bemeldten Königlich-Preußischen Troupen billig an dem mit gnädigen Beystande des Allerhöchsten so ansehnlich erfochtenen Siege ein grosser Antheil gebühret. Darum denn Ew. Lbd. mein dancknehmliches sonderliches Vergnügen, und den Deroselben hiermit vom Publico zukommenden Ehren-Ruhm bezeugen und abstatten, sodann meine Kayserliche fortwährende Gewogenheit bestätigen, und zugleich mit auftragen wollen, dieselbe

möchte denen andern, Dero Commando unterworffenen Königlich-Preußischen Generalen und Offizieren, so dem Beyspiel von Dero Valor mit ihrer Tapferkeit zu Behauptung der erworbenen Glorie standhafft gefolget, und solches secundiret haben, mein Wohlgefallen andeuten, sie auch meiner Kayserlichen Gnaden versichern, in der gnädigsten gäntzlichen Zuversicht, Ew. Lbd. werden bey denen von der starcken Hand des allmächtigen Herrn der Heerschaaren, der Gerechtigkeit meiner und derer Alliirten Waffen nun weiter öffnenden Gelegenheiten und Operationen noch fernerhin Dero patriotischen Eifer und tapferes Beythun zu beständiger Wohlfahrt der gemeinen Sache unausseztlich angedeyhen lassen, und verbleibe Ew. Lbd. mit Kayserlichen Gnaden und allem guten Wohlwollen zugethan. Gegeben in meiner Stadt Wien den 28. Monats-Tag Septembris, 1706.

Der Feind wurde nach dieser glorreichen Schlacht durch einzelne Korps rasch verfolgt, und alle festen Plätze in der Lombardey erobert. Die Truppen wurden darauf in die Winterquartiere verlegt; der Fürst aber begab sich nach Berlin. Wegen der zweydeutigen Lage, in welche sich Preußen durch den Aufenthalt der Schweden in Sachsen versetzt sahe, mußte der Fürst bis zum Juli in Berlin bleiben, und erst da die Gefahr, welche von dieser Seite drohte, vorüber war, ging er wieder nach Italien ab. Der Krieg wurde in diesem Feldzuge nur sehr matt und schläfrig geführt, und nichts von Bedeu-

tung unternommen. Bey der Belagerung von Toulon kommandirte der Fürst wieder den linken Flügel, eroberte die Forts St. Louis und Margarethe, schlug alle Ausfälle der Besatzung herzhaft zurück, und beschoß die Stadt mit gutem Erfolge. Auf den andern Punkten aber war man weniger glücklich, und nachdem der Prinz Eugen eine Menge Menschen vergebens hingeopfert hatte, sahe er sich genöthigt, die Eroberung der Festung aufzugeben. Der Fürst mußte mit dem linken Flügel so lange vor der Festung stehen bleiben, bis die sämmtliche Artillerie eingeschifft und die Armee abgezogen war. Man schickte sich darauf zur Belagerung von Susa an; die Franzosen hatten aber auf den Höhen, welche diese Festung decken, eine fast unangreifbare Position genommen. Der Fürst bekam den Auftrag, sie mit zehn Bataillonen Musketiere und mit allen Grenadieren von der Armee, von jenen Höhen zu vertreiben. Er führte diesen Auftrag so glücklich aus, daß sich der Feind in der größten Unordnung in die Festung warf, und alles Geschütz, Munition und Bagage zurück ließ. Mit der Eroberung von Susa wurde der diesjährige Feldzug beendigt. Zu Turin hielt man einen großen Kriegsrath, um einen Plan zu dem Feldzuge des künftigen Jahrs zu entwerfen; dabey aber überwarf sich der Herzog von Savoyen (nachmals König von Sardinien) so heftig mit dem Fürsten von Dessau, daß dieser die Armee in großem Unwillen verließ, und sich bey dem Könige das Kommando über die preußischen Truppen für das künftige Jahr verbat.

Aber sein wilder Geist, der nur im Getümmel der Schlacht Befriedigung fand, machte ihm bald die Ruhe des Friedens lästig. Er verließ im Jahr 1709 seine Residenz wieder, und ging mit dem Kronprinzen von Preußen und mit dem König August von Polen als Freywilliger in das kaiserliche Hauptquartier, das sich zu Tournay in den Niederlanden befand. Er nahm den lebhaftesten Antheil an allen Auftritten des Krieges, und ermunterte besonders die preußischen Truppen, die unter der Anführung des Grafen von Lottum standen, durch sein Beyspiel zur Tapferkeit. Bey der Belagerung von Tournay hielt er sich sehr oft in den Trencheen auf, und in der berühmten Schlacht bey Malplaquèt, die wegen der Menge der Gebliebenen wenige ihres Gleichen hat, focht er mit der ihm eigenen Bravheit. Auf die anhaltenden Bitten des Prinzen Eugen übernahm er im Jahre 1710 wieder das Kommando über die preußischen Truppen in den Niederlanden, half die feindliche Linie bey Pont a Verdin und Courvière erobern, und zwang durch den Hauptsturm, den er bey der Belagerung von Douay kommandirte, die Festung zur Uebergabe. Darauf wurde ihm die Belagerung von Air in der Grafschaft Artois aufgetragen; an dem Kommandanten dieser Festung aber, dem Marquis von Guebriant, fand er einen klugen und tapfern Gegner, der ihn jeden Schritt mit Blut erkaufen ließ. Bey den zwey Hauptstürmen, die der Fürst selbst anführte, wurden eine Menge Menschen aufgeopfert,

und nur nach einer zehnwöchentlichen Belagerung wurde die Stadt zur Uebergabe gezwungen.

Der ganze Feldzug des Jahres 1711 wurde mit fruchtlosen Hin- und Hermärschen zugebracht; der Fürst aber wurde von einer gefährlichen Krankheit überfallen, und ließ sich, so bald er wieder einige Kräfte gesammelt hatte, nach Dessau bringen. Nach seiner völligen Wiedergenesung begab er sich im Juni 1712 zur Armee. Der Prinz Eugen übertrug ihm die Eroberung der Festung Landrecies, die er auch am 18ten Juli begann. Da aber der Graf von Albemarle fünf Tage darauf bey Denain geschlagen, die Festung Marchienne erobert, alles schwere Geschütz, das zum Korps des Fürsten stoßen sollte, weggenommen, und Douay belagert wurde: so sahe sich der Fürst genöthigt, die Belagerung von Landrecies aufzugeben, und sich mit dem Prinz Eugen bey Tournay zu vereinigen. Vergebens versuchte man es, den Feinden in den Ebenen von Lens eine Schlacht abzulocken; man mußte sich zurückziehen, und auch die Festungen Quesnoy und Bouchain dem Feinde Preis geben. Der Separatfriede mit England und die daraus erwachsene Ueberlegenheit des Feindes veranlaßten diese traurigen Ereigniſſe. Der Fürst erhielt vom Kaiser Karl VI. für die neuen Beweise des Heldenmuthes und der Vaterlandsliebe, die er auch in diesem unglücklichen Feldzuge bewiesen hatte, ein sehr verbindliches Schreiben. Es heißt unter andern darin: „Wir bedanken uns vor die

großen Dienste, die uns Ew. Lbd. allwiederum erzeiget, und versichern Dieselben, daß wir Dero lobwürdige Thaten nie vergessen wollen. Wir hoffen auch, Sie werden noch weiter die allgemeine Sache aufs beste unterstützen helffen, welche bey dieser verdrüßlichen Aenderung in grosser Gefahr stehet, und bey welcher die durch Deroselben Rath und Beytrag durch so viele herrliche Victorien wider den öffentlichen Feind erworbene Ehre leichtlich Abbruch nehmen kann, und Wir dannenhero alles sorgfältig beytragen werden, den schweren Krieg endlich zu einem glücklichen Ende zu bringen."

Im folgenden Jahre kam der Utrechter Friede zu Stande, dem Preußen ebenfalls beytrat, so daß der Fürst von Dessau keinen weitern Antheil an dem unseligen spanischen Successionskriege nahm. Der Prinz Eugen von Savoyen hat es öffentlich bekannt, daß er in diesem denkwürdigen Kriege keinen tüchtigern General und keinen entschlossenern Gehülfen gehabt habe, als den Fürsten Leopold. Bey jeder Gelegenheit trug man ihm die gefährlichsten Posten auf, und immer führte er den gegebenen Auftrag über alle Erwartung aus. Wenn eine Festung erstürmt, der Uebergang über einen Fluß erzwungen, eine verschanzte Höhe weggenommen, oder ein wichtiger Posten herzhaft vertheidigt werden sollte: so wählte man den Fürsten von Dessau und seine braven Preußen dazu, und man konnte im Voraus eines glücklichen Erfolgs gewiß seyn. Der Soldat hatte ein unbegränztes

Zutrauen zu ihm, und glaubte sich unter seiner Anführung unüberwindlich. Seine derben, kernhaften Anreden, oft mit Flüchen untermischt, aber immer in dem gutmüthigen Ton der Biederherzigkeit, gefielen dem gemeinen Mann, und machten einen tiefen Eindruck.

Am 25sten Februar 1713 starb der König Friedrich I. von Preußen, und sein ältester Sohn Friedrich Wilhelm I. bestieg den Thron. Kaum hatte dieser die nothwendigsten Regierungsgeschäffte besorgt, als er auch den Fürsten schon durch einen Besuch in Dessau überraschte. Er hegte eine hohe Achtung gegen den Mann, der den preußischen Namen so berühmt gemacht, und sich selbst den Ruhm der höchsten Tapferkeit erworben hatte. Während der ganzen Regierung dieses Monarchen stand der Fürst Leopold am berliner Hofe im größten Ansehen, und wurde bey allen wichtigen Angelegenheiten um Rath gefragt. Besonders hatte er in Absicht des Kriegswesens das volle Vertrauen des Königs, welches bis zur Ehrfurcht ging. Dieses Vertrauen wurde noch durch die glückliche und schnelle Beendigung des schwedischen Krieges erhöhet. Friedrich Wilhelm nämlich fiel in Verbindung mit Dänemark und Sachsen im Jahre 1715 über den kranken skandinavischen Löwen her, und lähmte seine noch übrigen Kräfte vollends. So interessant und lehrreich auch die Geschichte dieses Krieges, besonders unter den jetzigen Umständen ist, so gestattet mir doch der Zweck dieser Zeitschrift eine nur flüchtige Be-

rührung desselben. Er wurde in der Mitte des Sommers begonnen, und nachdem der dänische Viceadmiral Sehestedt die schwedischen Kaper vertrieben, mit der Bestürmung und Eroberung der Insel Usedom eröffnet. Obgleich der König von Schweden diese Insel selbst vertheidigte, und beym Ausfluß der Peene und Swine feste Schanzen angelegt hatte, so ward doch diese Unternehmung mit Hülfe der dänischen Flotte und durch die Tapferkeit der preußischen Truppen eben so schnell als ruhmvoll ausgeführt. Etwas mehr Blut und Schweiß kostete die Eroberung der Insel Rügen. Die Schweden hatten die besten Anstalten zu ihrer Vertheidigung getroffen, und kämpften wie Verzweifelte. Allein sie fanden an dem Fürsten Leopold ihren Mann; sie mußten ihm immer mehr Feld einräumen, und sich endlich 2000 Mann stark ergeben. Man befand sich schon in der Mitte des Dezembers, und die Kälte war sehr hoch gestiegen; demungeachtet eilte der Fürst nach Stralsund, um der schon angefangenen Belagerung dieser starken Festung mehr Nachdruck zu geben. Er half am 17ten Dezember die beiden stärksten Werke, das Horn- und Zangenwerk, mit eigener Hand erstürmen, und zwang die Festung, sich am 23sten zu ergeben. Er reisete darauf mit dem Könige von Preußen nach Berlin zurück, und beide beschäfftigten sich von jetzt an eifrig mit einer neuen und zweckmäßigen Einrichtung des Militärs.

Der König und der Fürst begegneten sich in dem Endzwecke, aus der preußischen Armee etwas Außerordent-

liches zu machen. Der berühmte Verfasser der Betrachtungen über die Kriegskunst sagt: Der Fürst von Dessau hatte sich aus seinen Erfahrungen den Schluß gezogen, daß es eigentlich das Feuer sey, aber physisches mit moralischem verbunden, welches den Sieg zubereite, und daß, man sage, was man wolle, gut schießen, rasch laden, Unerschrockenheit und muthiger Angriff, sicherer zum Ziele führen, als alle Gelahrtheit. Er wußte den König und die Generale zu überzeugen, daß man auf solche Ueberlegenheit im Schießen hinarbeiten müsse, daß man den Feind gleich beym Einschreiten in die Wirkungslinie des kleinen Gewehrs, niederhageln könne. Bisher waren die Ladestöcke nur von Holz gewesen; die Zerbrechlichkeit und Schwäche derselben erforderten verschiedene vorsichtige Ansätze, um die Patrone herunter zu bringen; durch eine wichtige Verbesserung wurden sie von Eisen gemacht, dessen Schwere die Ladung mit stärkerem Stoße auf einmal festpfropfte. Das vierte Glied, welches schon vorlängst beym Feuern in die andern übergetreten war, fiel endlich ganz weg; Leopold soll sogar weiterhin vorgeschlagen haben, nur deren zwey übrig zu lassen. Für das erste Glied desto besorgter, ließ er den Arm des Bajonnets verlängern, und die Klinge desselben etwas schräg ausbiegen, um laden zu können, ohne es abzunehmen. Die Soldaten dieses Gliedes wurden hierauf eingeübt, was keine geringe Behendigkeit erforderte; nicht selten blieb die so nahe an der Spitze sich bewegende Faust durchbohrt auf derselben sitzen:

denn dazu ist das Bajonnet immer scharf genug, ungeachtet weder dessen Spitze noch dessen Klinge wahrhaft schneidend sind; aber der Stock half nach. Man wurde im Laden immer gewandter und fertiger: der König konnte bey seinen Revüen die Regimenter bataillons-, divisions- und pelottonweise mit einer Schnelligkeit feuern lassen, die alle Erwartung übertraf. — In den Kriegsbewegungen (Evolutionen) blieb der Lehrmeister nebst seinen Schülern, mit dem, was überall im Gebrauch war, auf gleicher Linie; nur manches, gar zu sichtbar Ueberflüssige, überging er, und was beybehalten ward, mußte akkurater gemacht werden. Seine ganze Taktik lag in der Maxime vom Feuer: das Wort selbst, welches jene Wissenschaft bezeichnet, ist nie aus seinem Munde gekommen; ob er es je gehört, (es war dort zu Lande noch nicht gäng und gebe,) läßt sich nicht bestimmen, gelesen hatte er es zuverlässig in seinem Leben nie, denn er las überhaupt nicht.

Der Herr von Bülow geht noch weiter, und sagt in seinem Geist des neuern Kriegssystems: „Der spanische Successionskrieg bildete ein militärisches Genie, welches mehr zur Ausbildung der Feuertaktik beygetragen hat, als alle andere Feldherren; denn ohne ihn wäre Friedrich II. im militärischen Sinne nie gewesen. Der Fürst von Dessau ist folglich das vornehmste Werkzeug der wichtigsten Revolutionen in den Annalen der Welt, wenn wir die Folgen des neuern Kriegssystems betrachten; und diese seine so viel wirkende Erfindungen sind der eiserne Ladestock

und der Gleichschritt. Der eiserne Ladestock gab allein dem kleinen Gewehrfeuer eine Aktivität, die es wahrhaft furchtbar machen mußte; denn Folard, welcher ihn nicht kannte, spricht von dem Flintenschießen seiner Zeit nur mit Verachtung. Der Gleichschritt war ebenfalls auf die Vervollkommnung des Feuers berechnet; denn man mußte sich in langen Linien bewegen können, um ein wirksames Feuer zu haben. Die Abänderung der Stellung in vier Glieder, in eine andere drey Mann hoch, war auch sein Werk. Alles dies verbesserte das Feuer in sehr hohem Grade. Friedrich I. hat die Schöpfung des Fürsten von Dessau vervollkommnet. Nach Friedrich II. ist vielleicht die Infanterie-Taktik noch mehr dem Geist des neueren Kriegssystems analog modificirt worden; allein der Fürst von Dessau hat den Grund zu Allem gelegt."

Aber die Armee sollte auch etwas Glänzendes, in die Augen Fallendes haben; deßhalb wurden nur Männer von ansehnlicher Gestalt und Länge zu Soldaten genommen, und da man im Lande nicht genug Leute dieses Schlages fand, so nahm man seine Zuflucht zu ausländischen Werbungen. Durch Geld waren hier und dort nur Einzelne zu blenden, deßhalb suchte man durch List und Gewalt zu seinem Zwecke zu gelangen. Der Soldat wurde zum Nachtheil des städtischen Bürgers begünstigt, der ihn bequem beherbergen und dabey sehr ehrerbietig begegnen mußte. Auch die Beurlaubten auf dem Lande neckten ihre Obrigkeiten, und gehorchten nach Belieben. Manchen

eigenen Schaden auf den Domainen, an der Accise u. s. w. verschmerzte der König. In dem Verhältnisse zu den übrigen Ständen des Staats war der Soldatenstand der geehrteste, und Friedrich Wilhelm willigte stillschweigend ein, als General betrachtet unter dem Fürst Leopold zu stehen. Er hätte sich bey einem im Dienst begangenen Fehler von ihm gutwillig in die Wache schicken lassen. Die Martissöhne wurden nun auch schön gekleidet, und das Uniformenwesen ward ein Gegenstand der höchsten Wichtigkeit. Die so zierlich ausstaffirten Regimenter wurden fleißig, stets fleißiger, und zuletzt vom Sonnenaufgang bis zum Sonnenniedergang exerzirt. Man übte die Leute zur ruhigen Geduld, zur gelassenen Ertragung des Schmerzes, zur flinken Aufmerksamkeit, und zum blinden Gehorsam. — Das alles gab dem Heere einen so eignen Sinn und ein solches Selbstgefühl, wie seit Sparta und Rom bey keinem Kriegsvolke wieder da gewesen war. So bildeten Leopold und Friedrich Wilhelm eine Armee, die, wenn sie auftreten würde, dem zuschauenden Europa eine Gattung Krieger zeigen sollte, wie es solche noch nie auf seinen Theatern gesehen hatte; Menschen, an Civilisation und Denkart den heutigen Russen nicht unähnlich; voll trefflichen Geistes, unbedingten Gehorsams und großen Vertrauens zu ihrer Kunst.

Als einen Beweis seines freundschaftlichen Wohlwollens schenkte der König dem Fürsten die beiden großen und schönen Güter Bubaine und Rorkütter in Preußen,

zwischen

zwischen den beiden Städten Wolau und Insterburg an der Pregel. Sie umfassen einen Umkreis von vier und einer halben Meile, haben einen ergiebigen Lachsfang und eine einträgliche Schleuse. Der Fürst erbaute sich in der Folge auf dem erstgenannten Gute ein schönes Schloß, auf dem er bisweilen einen Theil des Sommers zubrachte. Bey einem Besuche, den er im Jahre 1717 in Berlin machte, lernte ihn der Czaar Peter der Große kennen, und fand so großes Behagen an dem Fürsten, daß er ihn gar nicht wieder von sich lassen wollte. In dem Charakter beider Monarchen lag eine seltene Uebereinkunft der Gemüthsart, die sich gleich bey der ersten Zusammenkunft offenbarte, und den Grund zu einer Freundschaft legte, welche der Czaar dem Fürsten bis zu seinem Tode bewiesen hat.

Die meiste Zeit brachte der Fürst in Halle bey seinem Regimente, oder in Dessau auf der Jagd, oder endlich in Berlin beym Könige zu. Sein Regiment sollte das Muster und Vorbild für die ganze Armee seyn; deßhalb wurden nur große, schöne und starke Leute, meistentheils Dessauer, darunter aufgenommen; er erlaubte sich jedes Mittels, um dergleichen Leute in seine Gewalt zu bekommen. Täglich mußte exerzirt und in allen Stücken die strengste Ordnung und Disciplin beobachtet werden. Auf der kleinen Wiese bey Halle wurden alle die taktischen Ver-

suche, welche in der Folge bey der ganzen Armee eingeführt wurden, zuerst angestellt und eingeübt. Jeder unbemittelte Offizier erhielt eine bedeutende Zulage, und jeder Soldat die doppelte Löhnung. So manche drollige und spaßhafte Auftritte, die der heitre Humor des Fürsten hier veranlaßte, haben sich durch die Tradition fortgepflanzt, und noch jetzt steht der alte Schnurrbart bey seinem ehemaligen Regimente in gutem Andenken. Der Dessauer-Marsch, unter dessen kriegerischem Klang die alten Preußen wohlgemuthet in das Feuer der Schlacht rückten, gehört noch jetzt dem halleschen Regimente eigenthümlich; noch neuerdings führte er dasselbe in das blutige Treffen bey Auerstädt. Die alten ehrwürdigen Fahnen, die unter den Auspicien des Fürsten Leopold eingeweiht wurden, und die sich das Regiment als das kostbarste Unterpfand der Ehre und Treue, auch bey den verzweifeltsten Auftritten des Krieges sicher erhalten hatte, wurden — o verhüllet euer Antlitz, alte, biederherzige Preußen — sie wurden bey der schimpflichen Uebergabe von Magdeburg dem stolzen Feinde vor die Füße gelegt! —

Nächst der Uebung der Waffen gewährte dem Fürsten die Jagd das größte Vergnügen. Das ganze dessauische Land war ein Thiergarten, der mit wilden Schweinen, Hirschen, Rehen und Hasen angefüllt war. Die Bauern mußten die fürstlichen Jagdhunde füttern, und bey harter Strafe für sie haften. Wenn eins dieser

Thiere, auch ohne ihr Verschulden, davon lief oder starb, so mußten sie es ersetzen. Wehe ihnen, wenn sie das Wild, das die Frucht ihres Fleißes zertrat, oder die junge Saat abäsete, gewaltsam verjagten. Wer sich den Feind, der seine Gärten und Aecker verwüstete, durch die Keule, oder wol gar durch die Kugel vom Halse schaffte, der wurde als Wilddieb in Ketten und Banden geworfen, und mußte sein übriges Leben im Zuchthause verschmachten. Diese Jagden waren eine höchst drückende Last für die Unterthanen, und niemand durfte es wagen, seine Klagen darüber laut werden zu lassen. Sie veranlaßten jährlich sehr bedeutende Ausgaben; denn die Besoldungen der Jagd- und Forstbedienten; der große Aufwand, der mit den Parforce-Jagden verbunden war; die große Zahl der Jagdpferde, die unterhalten werden mußten, und dann die Menge vornehmer Jagdliebhaber, die den dessauischen Hof besuchten: das Alles erforderte große Summen, die zu weit wohlthätigeren Zwecken hätten verwandt werden können — abgesehen davon, daß es für den Regenten des Landes, der über Recht und Ordnung im Lande wachen soll, eben kein würdiges Geschäfft ist, einen Hasen aus seinem Lager zu stöbern, oder einem Schmalthiere die Kugel durchs Herz zu jagen, oder mit höchst eigener Hand eine Sau aufzufangen.

Als ein Beweis von der originellen Handlungsweise des Fürsten mag folgende, echt charakteristische Anekdote

hier stehen. Als der sächsische Obrist Marche, im August des Jahrs 1723, sein Infanterie-Regiment bey Merseburg ein Lager beziehen, und dasselbe allerley Manöver machen ließ, kam der Fürst eines Morgens früh um fünf Uhr ganz unerwartet mit seinen Prinzen Leopold, Dietrich und Moritz, und mit mehrern Offizieren seines Regiments in dem Lustlager an. Sogleich rückte das Regiment aus, und führte mehrere schwürige Manöver mit großer Gewandheit und Schnelligkeit aus. Der Fürst gab darauf seinen beiden ältesten Prinzen Gewehre, stellte sie als Flügelmänner auf die beiden Flügel, und kommandirte nun selbst. Die herrliche Dressur und Geschicklichkeit der Leute machte ihm eine so große Freude, daß er dem Regimente 200 Thaler, und außerdem noch den Grenadieren 150 Thaler schenkte. Der Herzog von Merseburg ließ ihn zur Mittagstafel einladen; die Antwort des Fürsten aber war: „Nein, ich muß mit meinen Kameraden essen!“ — Nach Beendigung der Kriegsübungen speisete er im Zelte des Obersten Marche, und begab sich dann in einem feyerlichen Zuge auf das herzogliche Schloß. Voran gingen seine beiden ältesten Prinze mit bloßem Degen, und hinter ihnen die Hautboisten; dann folgten die Grenadiere des Regiments sektionsweise. Der Fürst selbst nahm mit den preußischen und sächsischen Offizieren die Mitte ein, und den Beschluß machte eine Kompagnie Musketiere unter der Anführung des Obersten Marche. So zog man unter dem Jubel des Volks auf das Schloß,

wo sich die herzogliche Familie eben zur Tafel gesetzt hatte. Es ging zur Treppe hinauf in den Speisesaal. Hier, erzählt uns ein alter gleichzeitiger Bericht, „hier führte der Fürst die Soldaten etliche Mal um die Tafel herum, hernach machte er mit ihnen allerhand Exercitia, und endlich fing er an, Gesundheiten zu trinken, da denn unter Trompeten- und Paukenschall und aller Feldmusik des Regiments so starke Salven mit dem Gewehr zu den Fenstern hinaus gegeben wurden, daß nicht nur die Fenster und schönen Tafel-Scheiben in großer Menge davon zersprungen, sondern auch das gantze Schloß und die Domkirche erbebeten, auch die gantze Stadt mit dem starcken Knalle und Gethöne erfüllet wurde. Dieses währte bis nach vier Uhr, wobey die kostbaren Kleider der Damen und Cavaliers sowol durch den häuffigen Pulver-Rauch, als das grosse Gedränge vielen Schaden litten. Nach vier Uhr fing der Fürst mit seinen Printzen und Officiers an zu tantzen. Er selbst ergriff die regierende Hertzogin von Merseburg, sein ältester Printz die Erbprintzessin von Barby und die übrigen die anderen vornehmen Damen. Sie hatten insgesammt die bloßen Degen in der lincken, und das Frauenzimmer in der rechten Hand, und sprungen nach dem Klange derer lustigsten Stückgen, die die Musicanten aufspielen musten, auf Soldaten Manier herum. Dieses Divertissement währte bis gegen sechs Uhr, da inzwischen die Grenadier und Musquetier Parade machen musten, die sowol zusammen,

als auch einzeln von dem Fürsten reichlich beschenckt wurden. Endlich wurden diese beyden Corps um sechs Uhr dimittirt, nachdem sie noch unten im Schloß-Hofe dreymal bey voller Music Salve gegeben hatten.“ Der Fürst blieb noch bis Abends um zehn Uhr in der herzoglichen Gesellschaft, und begab sich dann mit lachendem Muthe nach Halle zurück.

Im Jahre 1724 machte der Fürst eine Reise nach Franken und Schwaben, und wollte unter anderm zu Nürnberg die in der dortigen Hauptkirche aufbewahrten Reichskleinodien sehen. Nichts zog unter denselben seine Aufmerksamkeit so sehr auf sich, als das Schwerdt Kaiser Karls des Großen. Er wollte die Elastizität der Klinge versuchen, und fing an sie zu biegen. Die Deputirten des Magistrats baten ihn aber um Gottes Willen, er möchte diesen Versuch unterlassen, sie würden sich der schwersten Verantwortung aussetzen, wenn das Schwerdt unglücklicher Weise zerbrechen sollte. Der Fürst ließ es darauf bey einer leichten Biegung bewenden. Von dieser Zeit an wurde keinem Reichsfürsten bey Besichtigung der Reichskleinodien mehr erlaubt, das Schwerdt selbst in die Hände zu nehmen, sondern es bloß vor sich auf dem Tische liegend zu besehen.

Es war eine große Ungerechtigkeit des Fürsten, daß er alle Edelleute und Gutsbesitzer in seinem Lande zwang, ihm ihre liegenden Gründe nach der festgesetzten

Kammertaxe zu verkaufen. Weigerte sich jemand, sein väterliches Erbtheil zu verlassen, so wußte ihn der harte Leopold durch mancherley Chikanen und Kränkungen so lange zu quälen, bis er sich in seinen Willen fügte. Ertrug man aber auch dieß mit Geduld, so brauchte er Gewalt und militärische Exekution. Eben so nahm er den Landpredigern die liegenden Gründe, und gab ihnen festen Gehalt; daher kommt es, daß noch jetzt die meisten Pfarrstellen im Anhalt-Dessauischen so äußerst schlecht sind. Auch die Mühlen und manche Bauerngüter brachte er auf diese Weise an sich.

Der Tod des Königs von Preußen, seines alten, treuen Freundes, mit dem er so viele Jahre lang in vertraulicher Einigkeit gelebt hatte, machte einen tiefen, schmerzhaften Eindruck auf des Fürsten sonst so schwer zu bewegendes Gemüth. So wie der Monarch die Annäherung seines Todes merkte, ließ er den Fürsten zu sich nach Potsdam kommen, nahm den rührendsten Abschied von ihm, und schenkte ihm, als den letzten Beweis seines Wohlwollens, das schönste von seinen Reitpferden mit dem kostbarsten Sattelzeuge. Der neue König bestätigte den Fürsten in allen seinen Aemtern und Würden, und bat ihn, die Freundschaft gegen den Vater auch auf den Sohn forterben zu lassen.

Friedrich II. führte bald nach seiner Thronbesteigung sein ererbtes Heer selbst ins Feld, und ließ Leo-

polden daheim, der überhaupt gar nicht zu der Schilderhebung gegen das Haus Oesterreich gerathen hatte. Als Kronprinz hatte Friedrich eine übergroße Idee von dessen Fähigkeiten und Eigenschaften gehabt, wie dieß aus den freundschaftlichen Briefen an Suhm sattsam erhellet; als König und Eroberer wollte er den zu erwerbenden Ruhm nicht mit ihm theilen. Aber im zweyten schlesischen Kriege konnte er doch den alten ehrwürdigen Vater der preußischen Armee nicht entbehren. Friedrich war etwas zu rasch und unbedachtsam nach Böhmen vorgerückt. Der österreichische Feldmarschall, Graf von Traun, fiel ihm in den Rücken, bemächtigte sich eines ansehnlichen Theils der neuen Eroberung, und brachte das preußische Heer in eine sehr mißliche Lage. Durch Desertion, die schnell überhand nahm, war es sehr geschmolzen; der König lief Gefahr, einzeln aufgerieben zu werden, zog sich nicht ohne großen Verlust nach Schlesien zurück, und überließ den feindlichen Truppen ganz Oberschlesien. Friedrich ging nach Berlin, und übergab dem Fürsten von Dessau einstweilen das Kommando der Armee. Mit gelabtem Herzen zeigte der schon bejahrte Dessauer bey diesem Auftrage, daß er die Armee, welche er bilden und stimmen geholfen hatte, auch anzuführen verstände. Nach jedem vollbrachten Marsche auf Schnee, bot der alte praktische Taktiker (denn das war er, ohne es selbst zu wissen,) in einer unbedeckten Kalesche, die er Karre nannte, an der Spitze der Truppen, die ihn für eine Art Hexenmeister hiel-

ten, seinem Gegner eine Schlacht an, die er aber jedes Mal wohlbedächtig ausschlug.

Der Fürst vereinigte sich mit dem Korps, das unter seinem Sohne, dem Prinzen Dietrich, stand, ging in drey Kolonnen über die Neiße, gerade auf die österreichische Armee los, die sich bey Neustadt gesammelt hatte. Hier wollte er dem Feinde eine entscheidende Schlacht liefern, dazu ließ es aber derselbe nicht kommen; denn er zog sich bey Leopolds Ankunft in flüchtiger Eile zurück, ging durch die Gebürge nach Mähren, und überließ den wohlgemutheten Preußen ganz Schlesien. Der Muth und das Vertrauen der Preußen hatten schon geschwankt: jetzt gewannen sie wieder neue Kraft; denn der alte Schnurrbart befand sich wieder mitten unter ihnen, und drey seiner Söhne standen unter den ausgezeichneten Offizieren der Preußen hoch oben. Der König befahl Leopolden, in seinem raschen Siegeslaufe Halt zu machen, und die Truppen in die Winterquartiere zu führen. Er selbst erschien im Frühjahre wieder bey der Armee, und lieferte dem Feinde bey Hohenfriedberg eine Schlacht, mit so viel Einsicht und Wissenschaft, daß er schon am Abend dieses Tages allen Königen, die je Heere anführten, gleich stand.

Die sächsischen Truppen hatten nach dieser wichtigen Schlacht die österreichische Armee größtentheils verlassen, und sich in einem verschanzten Lager bey Leipzig wieder versammelt. Der König hatte dagegen unter dem Fürsten

Leopold ebenfalls ein beträchtliches Korps zusammenziehen lassen. Von beiden Seiten aber wurde nichts unternommen, und der Fürst ließ seine Truppen in die Winterquartiere gehen. Allein sobald im November 1745 das österreichische Hülfskorps unter dem Feldmarschall Grafen von Grün die sächsische Grenze und der Prinz Karl von Lothringen mit seiner Armee die Oberlausitz betrat, so erhielt der Fürst den Befehl, sein Korps wieder schleunig zu versammeln, auf die Sachsen loszugehen, und die Vereinigung der sächsischen und österreichischen Armee aus allen Kräften zu verhindern. In einigen Tagen stand die kleine Armee wieder schlagfertig bey Halle, bricht in der Nacht vom 29sten November auf, vertreibt in aller Frühe das Korps des Generals Sibilsky von Skeuditz und am Nachmittage den General Renard aus seinen festen Verschanzungen bey Leipzig. Am 1sten Dezember bemächtigt er sich in Eilenburg der sächsischen Artillerie und Bagage, schreibt beträchtliche Kontributionen zu Leipzig, Naumburg, Merseburg und Weißenfels aus, und bemächtigt sich am 6ten Dezember der Stadt Torgau. Vier Tage darauf langte der Fürst vor Meissen an, und da sich der Kommandant, der Generalmajor von Alembeek, weigerte, die Stadt zu übergeben, so fing er an, sie zu beschießen. Darauf schickte der Kommendant einen Oberst in das preußische Lager, um wegen der Kapitulation zu unterhandeln. Unterdeß aber war er in aller Stille mit der Besatzung über die Elbe gegangen, und hatte alsdann die

Brücke hinter sich abgebrochen. Darüber wurde der Fürst so aufgebracht, daß er seine ganze Armee in die Stadt verlegte, und ihr manche Unordnungen gestattete.

So bald die Brücke wieder hergestellt war, setzte der Fürst seine Armee über die Elbe, vereinigte sich am 13ten mit dem Korps des Generals Lehwald, und geht nun am 15ten, 30,000 Mann stark, gerade auf den Feind los, um die Vereinigung der österreichischen Hauptarmee, die bey Pirna stand, mit der sächsischen unter dem General Rutowsky bey Kesselsdorf zu hintertreiben. Er läßt beym Vorrücken den hinter Wilsdruf stehenden sächsischen Vorposten angreifen und zurückwerfen, und dann sein Heer, Nachmittags um 2 Uhr, unter dem stärksten feindlichen Kanonenfeuer aufmarschiren. Die Sachsen, welche auf den Höhen zwischen Kesselsdorf und Briesnitz eine feste Position genommen, hatten auf ihrem linken Flügel 30, und vor ihrer Mitte 50 Stück schwere Kanonen gepflanzt. Drey Bataillone Grenadiere, von des Fürsten eigenem Regimente unterstützt, gehen gerade auf das mit allen sächsischen Grenadieren besetzte Kesselsdorf los, werden aber durch ein heftiges Kartätschenfeuer von der mit glattem Eise bedeckten Anhöhe wieder herunter geworfen. Sie formiren sich in einiger Entfernung von neuem, greifen zum zweyten Male herzhaft an, und werden abermals mit sehr großem Verlust zurück geschlagen. Die sächsischen Grenadiere brechen hierauf aus Kesselsdorf hervor, um die

preußischen zu verfolgen, und die österreichischen Grenadiere vom Grünschen Korps, welche die Postirung schlossen, trennten sogar ihre Glieder, und fingen an, die Getödteten zu plündern. Kaum bemerkte dieß der Fürst, als er die Bonninschen Dragoner in die dadurch entstandene Lücke einbrechen, und die getrennten Haufen tüchtig zusammen hauen ließ. Der Weg nach Kesselsdorf war geöffnet, und Leopold führte sein schon ziemlich geschmolzenes Regiment mit neuen Truppen verstärkt zum dritten Mal gegen die Höhen. Zu gleicher Zeit gerieth Kesselsdorf in Brand.

Der General Lehwald rückt mit dem rechten Flügel Infanterie schleunig nach, erobert das Geschütz, gewinnt die Höhen neben Kesselsdorf, mithin des Feindes linke Flanke, und rollt die sächsische Linie unterm beständigen Feuern auf. Der Fürst Leopold befiehlt seinem Sohne, dem Prinzen Moritz, mit neun Bataillonen des linken Flügels durch den tiefen Tzschongrund rasch vorzurücken, und dort in die Sachsen einzudringen. Moritz vollführt diesen Auftrag eben so schnell als glücklich; der Feind vertheidigt sich tapfer, nimmt aber endlich die Flucht, geht über Dresden, und in Vereinigung mit dem Prinzen Karl nach Böhmen. Fünftausend Gefangene, worunter 5 Generale und 36 Offiziere; 48 Kanonen und 8 Fahnen waren die Trophäen des Sieges. Von preußischer Seite waren 3000 und von sächsischer Seite 4600 getödtet und verwundet.

Am folgenden Tage stieß der König mit seinem Heere zu der kleinen siegreichen Armee, wünschte dem Fürsten zu dem errungenen Siege Glück, bedauerte aber auch zugleich den Tod so vieler braven Soldaten. Man marschirte auf Dresden los, das dem Sieger sogleich die Thore öffnete, und sich mit 4000 Mann ergab. In einigen Tagen kam hieselbst durch die Vermittelung des englischen Gesandten, Lord Williers, der Friede zwischen den kriegführenden Mächten zu Stande, worin dem Könige Schlesien und Glatz auf dem Fuß des breslauer Friedens von neuem zugestanden wird. — Der Fürst brachte einen Theil des Winters in Berlin zu, war aber kaum nach Dessau zurück gekehrt, als er am achten April 1746 bey der Mittagstafel vom Schlage gerührt wurde, und am folgenden Morgen, in einem Alter von 71 Jahren, starb.

Das Aeußere des Fürsten hatte beym ersten Anblick etwas Furchtbares und Zurückschreckendes. Das große, feurige Auge, die Schwärze und Hagerkeit des Gesichts, die starke Nase, der schwarze Zwickelbart, und die langen, zwanglos herabhängenden Seitenhaare, gaben ihm ein schreckliches Ansehen. Er hatte eine kräftige, durchdringende Stimme, und wenn er in Zorn gerieth, so waren seine Worte wie ein Donner, der Blitz und Schlag mit sich führt. Seine Figur war lang, und der ganze Körperbau trug den Charakter der Derbheit und Festig-

keit. Von Jugend auf an Strapazen und Abhärtungen aller Art gewöhnt, trotzte er den Stürmen der Witterung und den Beschwerden des Krieges. Mangel und Noth ertrug er willig mit seinen Soldaten, und lag nicht selten bey stürmischer Nacht auf der bloßen Erde mitten unter seinen Grenadieren. Da er sich nun aber selbst nicht schonte, so ging er auch mit seinen Leuten eben nicht schonend um. Wenn er eine schwürige, gefahrvolle Unternehmung ausführen wollte, so war sein Motto: Sieg oder Tod — und wehe dem, der zurück wich, oder auch nur eine Spur von Verzagtheit blicken ließ. Seine Plane waren nie tief durchdacht, und ein strategisches Ueberlisten des Feindes hielt er eines braven Generals für unwürdig. Mit dem Degen in der Faust ging er gerade darauf los, und er setzte seine Absicht durch, wenn auch Tausende darüber hingeopfert wurden. Er verlangte blinden Gehorsam und die strengste Disciplin; Verletzung der Subordination war in seinen Augen ein Majestäts-Verbrechen. Wer sich in der Schlacht ausgezeichnet hatte, den rühmte er öffentlich, klopfte ihn im Angesicht des ganzen Heers vertraulich auf die Schulter, und gab ihm ansehnliche Geschenke. Aber eben so öffentlich wurde auch derjenige mit Schimpf und Schande bedeckt, der seine Pflicht verabsäumt hatte. Gegen den gemeinen Mann war er sehr herablassend, und redete mit ihm ganz in seiner Sprache; aber gegen Fürsten ließ er nicht selten einen edlen Stolz blicken, besonders wenn

sie keine Krieger waren. Bey der Armee herrschte im Ernst die Meinung, der Fürst sey kugelfest und unverwundbar; auffallend ist es allerdings, daß er nur ein einziges Mal durch einen Streifschuß leicht verwundet worden ist, ob er gleich in 22 Schlachten mitgekämpft, und 27 Belagerungen mitgemacht hat, wobey er fast jedes Mal die gefährlichsten Posten zu behaupten hatte, und sich jeder vorkommenden Gefahr furchtlos Preis gab.

Er herrschte unumschränkt in seinem Hause, so wie in seinem Lande; Alles zitterte, wenn er zürnte, denn er strafte hart, bisweilen ungerecht und grausam. Um die Erziehung seiner Töchter bekümmerte er sich gar nicht, seine Söhne aber lehrte er selbst das Kriegshandwerk, und suchte nur militärische Tugenden in ihnen zu wecken und zu beleben. Um die Regierungsgeschäffte bekümmerte er sich wenig, führte aber doch allenthalben eine nüchterne Sparsamkeit und eine weise Oekonomie ein, so daß seine Finanzen immer im besten Zustande waren, wobey ihn seine Gemahlin kräftig unterstützte. Aufwand und Splendidität, die er durchaus von seinem Hofe verbannt hatte, durfte keiner seiner Unterthanen und Diener machen. Nur bey den Parforce-Jagden zeigte er gern einen gewissen Glanz. Daß er ein Feind alles Ceremoniellen und Konventionellen war, läßt sich schon aus seinem kriegerischen Sinn, aus der Geradheit

und Derbheit seines Charakters schließen. — Für die Verbesserung der Landwirthschaft und für die Bereicherung der fürstlichen Kammer hat er sehr viel gethan, aber freylich nicht immer den Gesetzen strenger Gerechtigkeit gemäß, und zum Nachtheil seiner Unterthanen. Den Juden gestattete er in Dessau einen freyen und sichern Zufluchtsort, und verwilligte ihnen manche Freyheiten, dafür nahm er ihnen aber auch jährlich einen nicht unbeträchtlichen Schutzzoll ab.

VII.

Johann Philipp Baratier.

Geb. 1721. Gest. 1740.

Es giebt in der Menschenwelt wie in der Natur um uns her Erscheinungen, die, wenn sie auch keine Wunder sind, doch ganz nahe an das Wunderbare grenzen. Zu diesen Erscheinungen gehört gewiß der höchst merkwürdige Gelehrte, dessen geistiges Leben wir hier aufstellen; denn das äußere war, wie bey den meisten Gelehrten, einfach und still.

Was wir davon aus den Nachrichten seines Vaters und andern Quellen, vorzüglich aus Formeys Leben, hier sammlen, kann stellenweise unglaublich scheinen. Man würde auch in der That Ursach haben, an der strengen Wahrheit zu zweifeln, wenn nicht die unleugbaren Dokumente seiner unbegreiflich frühen Geistesbildung und seiner Gelehrsamkeit vor Augen lägen. Es ist also wirklich nur reine Geschichtserzählung, was wir davon mittheilen, wie sehr es auch von allem abweichen mag, was man, selbst bey sehr ausgezeichneten Genies, in ihren frühesten Jahren zu bemerken Gelegenheit hat.

Uebrigens werden viele unsrer Leser, wenn sie vor dieser fast beyspiellosen Frühreife erstaunen, doch zugleich die Empfindung mit uns theilen, daß Baratier, wo

nicht ein glücklicheres, doch ein gesunderes Leben geführt haben würde, wenn der Vater öfter den Zaum als den Sporn in seiner Erziehung gebraucht hätte. Zwar spornte ihn sein innerer Eifer, und es mochte schwer seyn, dieses Ungestüm aufzuhalten. Indeß hätte es doch wohl eine Art der Beschäftigung für diesen regsamen Geist gegeben, bey der er vielleicht weniger an positiven Kenntnissen, aber noch mehr an vielseitiger innerer Ausbildung gewonnen haben würde. Doch die einzelnen Züge seiner Bildungsgeschichte werden ähnliche Bemerkungen von selbst herbey führen.

Johann Philipp Baratier wurde in Schwabach nahe bey Nürnberg geboren. Sein Vater, Franz Baratier, war Prediger an der dasigen französischen Kirche.

In seinem dritten Jahre konnte er vollkommen fertig lesen, ohne daß er es selbst wußte. Er staunte, als er zufällig ein Buch in die Hand bekam, und gewahr ward, daß die Bücher auch sprächen wie er, und daß er sich, ohne fremde Hülfe, allein mit einem Buch unterhalten könne. Mit dieser Entdeckung fing seine große Liebe zu den Büchern an, welche in dem Verhältniß wuchs, in dem er immer mehr Neues und Interessantes in ihnen fand. Es war nun seine Hauptbeschäftigung, die Bibliothek seines Vaters durchzustören, und kindisch jedes einzelne Buch zu durchblättern.

So bald der Vater sah, daß sein Sohn fertig lesen konnte, so legte er heimlich einige in Goldpapier gebundene Bilderbücher unter die andern, um unvermerkt die Aufmerksamkeit des Sohnes darauf zu lenken. Begierig fiel dieser darüber her, und las mit dem größten Eifer alle Erklärungen der Kupferstiche. Wenn er dann ermüdet war, spielte er mit den Büchern, redete sie an, setzte sie von einem Ort zum andern, oder baute Brücken und Häuser daraus.

Das Französische war die erste Sprache, welche er lernte, zugleich auch einige deutsche Worte. Auch mischte wohl der Vater unter seine Reden zuweilen einige lateinische Worte, die er entweder von selbst verstehen konnte, oder wo der Sinn die Bedeutung gab. Man ließ ihm dabey aber ganz seine Freyheit, in dem er antworten konnte wie er wollte, bis sein Ohr sich daran gewöhnte, und er anfing, alles durch einander zu mischen, bald einige Worte lateinisch, bald französisch, bald deutsch. Da er von Natur geschwätzig war, besonders gegen seinen Vater, so suchte dieser verständige Mann das Gespräch immer auf Gegenstände zu richten, wo er Gelegenheit fand, dem Kinde neue Ideen zu geben, ohne eine bestimmte Absicht dabey zu zeigen, oder strenge Aufmerksamkeit zu fordern.

Durch diese Uebungen und durch ein beständiges unvermerktes Hinarbeiten auf die Bildung seines Sohnes, hatte er es so weit gebracht, daß nach Verlauf eines Jahres das vierjährige Kind eben so fertig Latein, als

Französisch und Deutsch sprach, ohne jedoch einen Begriff von Grammatik, von Conjugation und Declination zu haben. Man hätte glauben können, alle drey Sprachen wären seine Muttersprachen gewesen, in dem er sich ihrer mit fast gleicher Leichtigkeit im gemeinen Leben bediente. Mit der Mutter sprach er in der Regel französisch, lateinisch mit dem Vater, deutsch mit dem Gesinde und seinen Spielkameraden. Auffallend ist es, daß er, so bald er einige genauere Kenntniß von den Sprachen hatte, sie nie unter einander verwechselte. Man fuhr auch fort, ihm Bilderbücher bald in dieser bald in jener Sprache zu geben, welche ihn aber so fesselten, daß man sich bald genöthigt sah, sie zuweilen zu verstecken, um ihn davon abzuziehen. In dieser Zeit lehrte ihn sein Vater auch das Schreiben, doch ohne Tinte und Papier, wie er ihm das Lateinische ohne Grammatik und das Lesen ohne Bücher gelehrt hatte.

Zwischen seinem vierten und fünften Jahre (es war im Julius 1725.) fing der junge Baratier an, das Griechische zu erlernen. Er selbst fand die Sprache beynahe so leicht als die übrigen. Nur sein Vater hatte mehr Mühe dabey, da er hier die Methode verlassen mußte, sie bloß gesprächweise beyzubringen.

Dem ungeachtet machte der Sohn auch hierin so glückliche und schnelle Fortschritte, daß er nach 15 Monaten die Geschichtsbücher des alten und neuen Testaments vollkommen fertig verstehen, und gleich ins Lateinische über-

setzen konnte. Alles dieß aber so, daß er nicht nur kein Wort von Grammatik wußte, sondern nicht einmal den Namen davon, und kaum die Ordnung der Buchstaben des griechischen Alphabets kannte.

Sein Vater fing jetzt das Hebräische mit ihm an; auch dieß nach den Grundsätzen, wie er ihm die übrigen Sprachen beygebracht hatte. Durch den glücklichen Erfolg derselben an seinem Sohn, war er noch mehr als vorher von dem Werth dieser Methode überzeugt worden. Der junge Baratier war damals 5 Jahr 8 Monate alt. In einem Jahre kam er so weit, daß er alle Bücher des hebräischen Codex übersetzen konnte; wiewohl er auch hier völlig unbekannt mit den Regeln war, mit denen man so häufig junge Leute überfüllt.

So bald der Vater bemerkte, daß gerade diese Sprache seinen Sohn besonders anzog, so suchte er dieß zu benutzen, und ihn so weit als möglich darin zu bringen. Drey Jahre lang wurden ihr fast ausschließend gewidmet. In dieser Zeit brachte er es so weit, daß er nicht nur den Grundtext vollkommen übersetzte, selbst in Ausgaben ohne Vocale, sondern daß ihm auch die Retroversion aus dem Deutschen gelang. Dieß erstreckte sich nicht bloß auf die Geschichtsbücher, sondern auch auf die Propheten, das Buch Hiob, die Psalme, und den Propheten Jesaias, den er so inne hatte, daß er ihn selbst nach Castellios Uebersetzung, welche die freyeste ist, wiedergeben konnte. Dieß beweißt freylich nur die Stärke seines Gedächtnisses.

Wirklich war dieß auch ganz außerordentlich. In seinem achten Jahre wußte er alle Psalmen auswendig, nicht weil er sie besonders gelernt, sondern bloß häufiger gelesen hatte. So wußte er auch die Biblia parva von Opitz auswendig. Er schrieb dieses Werk ab, und setzte seine eigene lateinische Uebersetzung statt der schlechten von Arias Montanas daneben. Zu eben dieser Zeit schrieb er auch ein Wörterbuch über die seltensten und schwierigsten hebräischen Ausdrücke. Daneben sammelte er philosophische und kritische Observationen. Er endigte diese beiden Werke 1730 zwischen seinem neunten und zehnten Jahre. Das erste war in 8tav und 304 Seiten stark, das zweyte in 4., hatte ungefähr 400 Seiten.

Itzt genügten der unersättlichen Wißbegier des Wunderknabens die hebräischen Schriften des A. T. nicht mehr. Die große Fertigkeit in der Sprache machte ihn auf die Rabbinen begierig. Die kritischen, philologischen und antiquarischen Schriften über die heilige Schrift, worin oft von ihnen die Rede war, hatte daran vorzüglich Theil. In Schwabach fand er sehr gute Gelegenheit hierzu, da ihm alle die Bücher, deren er bedurfte, theils von lutherischen Predigern, theils von einigen reichen Juden, welche ziemlich ansehnliche Bibliotheken hatten, verschafft wurden.

Sein heißestes Streben ging itzt nach der großen Amsterdammer Ausgabe der rabbinischen Bibel. Mit welchem Eifer er, so bald er sich im Besitz sah, das Werk

studirte, sieht man aus einem Briefe an Herrn Le Maitre, welcher im 26sten Bande der Bibliothéque germanique abgedruckt ist. Man kann ihn als die erste öffentliche Probe seiner Gelehrsamkeit betrachten, wiewol er dem Publikum schon früher in gelehrten Journalen und Zeitungsblättern als ein Kind von den außerordentlichsten Anlagen bekannt gemacht war. Sein Vater selbst hatte im Jahr 1727 eine kleine Schrift unter dem Titel: „Merkwürdige Nachricht von einem frühzeitig gelehrten Kinde," drucken lassen.

Der junge Gelehrte verlor sich indeß in diesen Studien so sehr, daß sich der Vater genöthigt sah, ihn wenigstens dadurch zurück zu halten, daß er ihn auf einem Wege, wo er sich selbst nicht erfahren genug fühlte, ihm zu folgen, allein fortgehen ließ, und nur von fern zu leiten suchte. In dieser Zeit war es, wo Baratier, ohne Lehrer, ohne Führer, ohne Hülfsbücher, eine Grammatik ausgenommen, welche ihn nichts als die Elemente lehrte, in kurzer Zeit, und mit unendlicher Begierde eine unglaubliche Menge der rabbinischen Schriften durchlief. Denn es genügte ihm bey weitem nicht, bloß die rabbinische Bibel gelesen zu haben; er las alles, was er von dieser Art auftreiben konnte, von Cabbalisten, Talmudisten, Commentatoren, Geschichtsschreibern, und selbst Fabelbücher, mit jüdisch-deutschen Buchstaben. Wie man gewöhnliche Romane liest, gerade so las Baratier diese Schriften zu seiner Unterhaltung, um über die ausschwei-

fenden und romanhaften Ideen, von denen sie voll sind, zu lachen. Oft theilte er auch seinen Eltern mit, was er gelesen hatte, indem er ihnen die auffallendsten Stellen gleich lateinisch oder französisch vorlas.

Diese fast schwärmerische Neigung zu den Rabbinen hatte ihn besonders im Jahr 1731 ergriffen, und dauerte bis in sein zwölftes Jahr. Er machte Auszüge, Sammlungen und Uebersetzungen. Diesen wurden eigene Bemerkungen beygefügt, welche man noch nach seinem Tode unter seinen Papieren gefunden hat. Itzt bemühte sich sein Vater, ihn von diesem Geschmack abzuziehen, indem er nicht ohne Grund fürchtete, der Geist seines Sohnes möchte eine verkehrte Richtung bekommen. Zu dem Ende schlug er ihm vor, irgend ein Werk zu übersetzen; und um ihn dieß interessanter zu machen, versprach er zugleich, diese Uebersetzung drucken zu lassen, wenn er das Manuscript werth finden würde, um es einem Buchhändler anbieten zu können. Der junge Baratier, theils geschmeichelt durch die Idee, sich gedruckt zu lesen, theils durch die Neuheit der Sache angefeuert, ergriff diesen Vorschlag mit großem Eifer. Sein Vater wählte unter den hebräischen Büchern, zwischen denen der Sohn schwankte, das Itinerarium von Rabbi Benjamin, Sohn des Jonas von Tudela, das kurz und dabey sehr interessant war. Mit großem Eifer ging er ans Werk, da er in der lateinischen Uebersetzung des Arias Montanus und Constantin Lempereur mehrere Fehler gefunden hatte,

so wie fast in allen Uebersetzungen der hebräischen Bücher.

Er fängt im Dezember 1731 die Arbeit an; in Zeit eines Monats ist sie vollendet, ob er gleich nur einige Stunden des Tages daran arbeitet. Da ihm aber der Autor an mehrern Stellen sehr trocken, dunkel, oft sogar lächerlich erscheint, beschließt er, einige Noten hinzu zu fügen. Diese werden aber unvermerkt so weitläuftig, daß er sich genöthigt sieht, einen zweyten Theil des Buchs daraus zu bilden. Er beschäftigt sich mit dieser Arbeit bis ins Jahr 1732. Im J. 1734 wird das Buch zu Amsterdam gedruckt *). Und dieß war das Werk eines Knaben von 13 Jahren, voll scharfsinniger Bemerkungen, voll tiefer Kenntniß der hebräischen Sprache.

Mit dieser Arbeit endigte sich gewissermaßen das anhaltende Studium der hebräischen Sprache, womit er jedoch immer das Chaldäische, Syrische und Arabische verbunden hatte. Auch hierin war er so weit gekommen, mehrere Bücher ohne Anstoß lesen zu können. Namentlich las er den Koran, und die Geschichte des Elmacin im

*) Reisen des Rabbi Benjamin, Sohn des Jonas von Tudela, in Europa, Asien und Afrika, von Spanien bis China, worin man mehreres Merkwürdige findet, die Geographie, Geschichte, und besonders den Zustand der Juden des XII. Jahrhunderts betreffend. Uebersetzt und mit Geschichts- und kritischen Noten bereichert von J. P. Baratier, der Theologie Beflissenen. 2 Theile. 8. Amsterdam 1734. (Das Original ist französisch.)

Arabischen. Aber nach und nach fühlte er sich von diesen Studien gelangweilt und abgezogen, und sein Vater, welchem schon lange ihre Einseitigkeit mißfallen hatte, eilte, ihn itzt einige Schriften theologischen und philosophischen Inhalts in die Hände zu spielen. Kaum hatte er darin geblättert, so fühlte er sich mächtig zu ihnen hingezogen. Dem Vater kam dieß nicht unerwartet Er hätte ihn früher schon darauf leiten können, aber er urtheilte sehr richtig, ein so ausgezeichneter Geist müsse seinen freyen Gang gehen, um nichts von seiner Individualität zu verlieren. Auch lag es gerade nicht außer seinem Plane, seinen Sohn erst in den Sprachen bis auf einen gewissen Grad vervollkommnet zu sehen.

Die wissenschaftlichen Studien erhielten itzt das Uebergewicht über die trockne Wortgelehrsamkeit; aber er fühlte zugleich sehr wohl, wie nothwendig ihm jene gewesen war, da sie die Grund-Basis alles soliden Wissens ausmacht. Er war nur durch sie in den Stand gesetzt, die Schriftsteller im Original lesen zu können. Selbst in den besten Uebersetzungen fand er der Abweichungen und Fehler so viele, daß er ein Buch nur dann *gelesen* zu haben meinte, wenn er den Grundtext gelesen hatte. Daher setzte er auch die Lektüre der alten Schriftsteller unabläßig fort. Was er nur immer, besonders von griechischen Autoren auftreiben konnte, verschlang er um so begieriger, da er diese Sprache über den andern Beschäftigungen etwas vernachläßigt hatte. Aber was war ihm schwer

einzuholen? In sehr kurzer Zeit brachte er es so weit, das Griechische eben so fertig als lateinisch und französisch lesen zu können. Besonders studirte er die Kirchenväter. Dieß erweckte wieder in ihm die Liebe zu dem Studium der Alterthümer der christlichen Kirche, und der Theologie selbst. Ein weites Feld zu neuen gelehrten Reflexionen, Observationen und Dissertationen öffnete sich hier vor seinen Augen. Mehreres davon ist gedruckt; vieles hinterließ er in seinen Manuscripten *).

Indem er sich eifrig mit diesem Studium beschäftigt, fallen ihm von ungefähr zwey Globen in die Hände. Mehr bedurfte es nicht, um in seinem regen Geiste eine ganz neue Ideenreihe herbey zu führen. Er fiel mit solchem Eifer über sie her, nahm dabey einige Schriften über mathematische Geographie zu Hülfe, daß er es nach Verlauf von 10 Tagen so weit gebracht hatte, alle die wichtigsten Probleme darüber lösen zu können. Bald hatte er sich die Systeme sowohl der älteren als neueren Zeit so zu eigen gemacht, daß er sich gedrängt fühlte, selbst Untersuchungen anzustellen, um wo möglich neue Entdeckungen in dieser Wissenschaft zu machen. Um sich diesen Forschungen ganz zu widmen,

*) Zu jenem gehört sein Anti-Artemonius gegen S. Crell, den er am letzten Tage seines 14ten Jahrs endigte, und 1735 zu Nürnberg drucken ließ. Es ist eine sehr ausführliche kritisch-theologische Prüfung des Systems der Unitarier in lat. Sprache, zu dem bekanntlich Crell unter dem Namen Artemonius gehörte, voll Scharfsinn und ausgebreiteten Kenntnissen.

verließ er das Studium der Antiquitäten und der Theologie auf eine Zeitlang. Astronomie, und die Theile der Mathematik, welche auf jene Bezug hatten, kamen itzt an die Ordnung des Tages. Mit rastlosem Eifer suchte er sich nun in Besitz aller nöthigen Bücher zu setzen, deren Anschaffung die Nachbarschaft von Nürnberg, wo gerade damals diese Wissenschaften sehr geschätzt wurden, ungemein erleichterte. In drey bis vier Monaten hatte er solche Fortschritte gemacht, daß man hätte glauben können, er habe diesen Studien sein ganzes bisheriges Leben gewidmet. Ohne allen Unterricht lernte er die Gestirne kennen, ihren Lauf berechnen, und den Himmel beobachten. Er machte sich selbst ein Astrolabium, astronomische Tafeln und andere Instrumente, so gut es gehen wollte. Er erfand sich selbst den Calcul, bildete sich selbst neue Methoden aus; hielt sie freylich auch oft für neu, weil er sie in den Büchern, welche er besaß, nicht fand, und sie wirklich das Produkt seines Geistes waren. Große Bogen füllte er mit solchen Rechnungen an. Damals arbeitete er seine Ideen über die Längenmessung aus, die er hernach an die königlichen Akademieen der Wissenschaften zu London und Berlin schickte *). Er hatte damals gerade drey Monat die Astronomie zu studiren angefangen.

*) Dieß geschah am 19. Febr. 1735, als er eben 14 Jahr alt war. Die Akademie zu London ließ durch J. Hodson den Bericht erstatten. Dieser urtheilte zwar, daß die Entdeckung

Bis jetzt sehen wir unsern jungen Gelehrten nur in den engen Grenzen des väterlichen Hauses und seiner Vaterstadt. Bald erscheint er auf einem größern Schauplatze. Sein Vater hatte allerdings bisher den wichtigsten Antheil an seiner Bildung gehabt. Es wäre aber ungerecht, hier einen Mann mit Stillschweigen zu übergehen, der ihn in der ferneren Ausbildung dieses seltnen Geistes treulich unterstützte. Herr Le Maitre (nachmaliger Hofprediger zu Bückeburg) kannte den jungen Baratier schon in der Wiege. In der frühsten Kindheit hatte der Knabe eine besondere Zuneigung zu diesem Manne gefaßt. Diese vermehrte sich noch, da Herr Le Maitre nach 4 Jahren, welche er auf einer Reise in die Schweiz zugebracht hatte, sein freundschaftliches Verhältniß mit Baratiers Familie wieder anknüpfte, und er die großen Fortschritte des Knaben sah, welche auch ihn sehr zu dem Kinde hinzogen. In seinem 7ten Jahre stand der junge Baratier mit ihm in einem regulären Briefwechsel, in griechischer, lateinischer und hebräischer Sprache. Baratier stattete darin seinem erfahrnen Freunde Rechenschaft über seine Arbeiten ab, und Herr Le Maitre theilte ihm Rathschläge mit, wie er seine Studien am zweckmäßigsten einrichten könnte. Als

---

nicht neu, aber doch ein Beweiß der großen Kenntnisse des jungen Verf. sey. Er bekam eine ehrenvolle Antwort, und ward zur Correspondenz mit der Societät eingeladen. Formey hat die Berichte und Anschreiben abdrucken lassen.

er hernach einen Ruf nach Schwabach als Prediger erhielt, so bewog ihn besonders die nähere Verbindung mit Baratier, diesem Rufe zu folgen. Es verging während der drey Jahre, wo sie in einer Stadt lebten, vielleicht kein Tag, wo sie sich nicht gesehen, wo Baratier nicht etwas von seinem Freunde gelernt hätte.

Ehe wir den jungen Gelehrten aus seiner Vaterstadt begleiten, mögen hier noch einige nicht uninteressante Anekdoten eine Stelle finden.

Im Jahre 1726 lud die regierende Markgräfin von Ansbach den Vater mit seiner Familie nach Ansbach ein. Die Markgräfin überhäufte den Wunderknaben mit Liebkosungen; eben so der junge Prinz. Dieser überreichte der Markgräfin einen französischen, dem Prinzen einen lateinischen Brief, welche beide mit vieler Huld aufgenommen wurden.

Im J. 1731 wurde er zu Altdorf immatrikulirt.

Da im Jahre 1732 die Vorsteher der reformirt-französischen und deutsch-französischen Kirche in Erlangen zu einer Synode versammelt waren, so stellte bey dieser Gelegenheit der ältere Baratier der Versammlung seinen Sohn vor. Man war über seine Kenntnisse und seinen Geist so erstaunt, daß man ihn zum Mitglied der Synode ernannte, und dieses merkwürdigen Falles noch bestimmt in den Akten erwähnte.

In seinem 12ten Jahre 1733 legte er in der Kirche ein Glaubensbekenntniß ab, wie man es schwerlich besser

von einem Kandidaten der Theologie erwarten könnte. Er wurde darüber examinirt, und dann zur Kommunion gelassen. Von dieser Zeit an unterrichtete er die Katechumenen unter den Augen seines Vaters; auch schrieb er mehrere Predigten, Reden, Analysen, und theologische Tabellen, welche seinem Geiste und seinem Geschmack eben so viel Ehre als seinen Kenntnissen machten.

Im Jahr 1734, dem letzten Jahr des Aufenthalts der Familie zu Schwabach, bekam er von dem Markgrafen die Erlaubniß, von der Bibliothek zu Anspach alle Bücher leihen zu dürfen, die er bey seinen Studien nöthig haben würde. Er gab ihm noch eine Pension von 50 Gulden, die er 3 Jahr genoß.

Der König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, berief jetzt den älteren Baratier als Prediger nach Stettin. Er nahm den Antrag um so lieber an, weil er hoffen durfte, durch die Verbesserung seiner Stelle, seinem Sohne die Studien erleichtern zu können.

Im J. 1735 verließ er Schwabach, und ging über Halle, Jena und Leipzig, um seinem Sohn mehrere Universitäten zu zeigen. Die Familie kam am 8. März zu Halle an. Schon war der Ruf dem jungen Baratier dahin voraus geeilt. J. H. Schulz, Professor der Medizin, der Beredsamkeit und der Alterthümer, der ihn schon in Franken kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hatte, suchte ihn auf, so bald er von seiner Ankunft hörte, und stellte ihn dem Kanzler Ludwig vor. Nachdem sich die-

ser berühmte Gelehrte einige Zeit mit ihm unterhalten hatte, schlug er ihm vor, die höchste Würde in der Philosophie anzunehmen, und sich zum Magister der freyen Künste ernennen zu lassen. Baratier, der nie eine Schule, nie eine Akademie besucht, und von akademischen Graden, Disputationen und Promotionen keine Vorstellung hatte, schlug das ehrenvolle Anerbieten Anfangs aus. Da er aber über die nähern Umstände unterrichtet war, ließ er sich zureden. Gleich den nächsten Tag ward er von der Fakultät nach dem Gebrauch examinirt, und erhielt die Erlaubniß, öffentlich zu disputiren. Noch denselben Abend setzte er in Gegenwart einiger Professoren 14 Theses, kritischen, philologischen und philosophischen Inhalts auf, welche die Nacht gedruckt wurden, und die er, unter dem Vorsitz des Professor Lange als Dekan öffentlich vertheidigte. Der Saal war gedrängt voll von Studirenden. Alle Personen von einiger Bildung eilten dem seltnen Schauspiel zu. Er antwortete mit einer solchen Bestimmtheit und Sicherheit, daß dem Präses kein Geschäft blieb, als ihm am Ende der Disputation unter dem allgemeinsten Beyfall die wohlverdiente Würde zu ertheilen. Tages darauf reiste er nach Berlin.

Auch hier ward durch seine Geistesgegenwart, seine gute Art, über alle Gegenstände zu sprechen, seine treffenden Antworten, durch den Umfang von Kenntnissen, welche er zu zeigen Gelegenheit hatte, die hohe Meinung überall bestätigt, welche man schon vorher von ihm gefaßt hatte. Beson-

ders

ders war es aber die Unbefangenheit, die ihm neben der Bewunderung ein allgemeines Wohlwollen erwarb. Man hätte ihn ohne sie achten können, ohne ihn lieb zu gewinnen.

Den Morgen nach seiner Ankunft ließ ihn der König zu sich rufen. Auch diesen wußte er durch seine angenehme Unterhaltung und die Freymüthigkeit, welche Friedrich Wilhelm so sehr liebte, so einzunehmen, daß er während der 5 bis 6 Wochen, die er in Berlin und Potsdam verlebte, fast täglich am Hofe war. Oft sogar wurde er zwey Mal des Tages zum König gerufen. Seine Aufnahme in allen Häusern der Stadt war eben so ehrenvoll. Auch erhielt er mehrere Beweise von der Freygebigkeit des Königs und der Königin. Er durfte sich kostbare mathematische Werke auszeichnen, und erhielt sie auf der Stelle.

Die Königin ließ ihn von Pesne, dem geschicktesten Künstler in Berlin, in Lebensgröße malen, und nahm das Bild in ihre Sammlung berühmter Männer zu Monbijou auf. Auch wurde er feyerlich zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin gewählt.

Die Astronomie blieb noch immer sein Lieblingsstudium. Dieser Geschmack wurde durch den Umgang des berühmten Kirch, und den öftern Besuch der Berliner Sternwarte so sehr genährt, daß er bald den Umgang mit Astronomen dem der Großen Berlins bey weitem vorzog. Oft verschwand er schnell aus einer glänzenden Gesellschaft,

weil gerade diesen Abend eine astronomische Observation zu machen war. Um ihn einer Gesellschaft zu sichern, mußte man Herrn Kirch oder einige andere seiner gelehrten Freunde einladen, die ihn allein in guter Laune erhalten konnten.

Obgleich der König nicht viel von Mathematik hielt, und selbst sich bemühte, den jungen Baratier von diesen Studien abzuziehen, so schenkte er ihm doch 100 Thaler, um sich die nöthigen Instrumente zu kaufen, und schickte ihm noch eine astronomische Uhr nach, die er in Potsdam nach Baratiers eigner Idee hatte verfertigen lassen. Da er aber glaubte, daß der Jüngling in Dingen, die dem unlitterarischen Könige weit nützlicher schienen, mehr als etwas gewöhnliches leisten würde, so empfahl er es dem Vater angelegentlich, ihn von diesen unfruchtbaren Studien abzuwenden, und auf die juristischen Studien zu leiten, die ihn in der Folge zu großen Ehrenstellen bringen könnten. Auch trug er einigen seiner Minister auf, dem jungen Baratier unter der Hand zu verstehen zu geben, auf welche Vortheile er rechnen könne, wenn er sich den Wünschen des Königs fügen wollte. Um ihm das Studium der Jurisprudenz noch mehr zu erleichtern, änderte sogar der König den ersten Beschluß ab, und ernannte den Vater zum Prediger an der französischen Kirche zu Halle. So kam die Familie gar nicht nach Stettin, sondern unvermuthet auf eine Universität. Dem Sohn wurde eine Pension von 50 Thalern zugesichert, und daneben empfahl ihn der

König der besondern Aufmerksamkeit der Professoren. So unbedeutend beides scheinen kann, so ist es doch fast befremdend, wenn man an das geringe Interesse denkt, das gerade dieser König an Gelehrten und Gelehrsamkeit nahm.

Als Baratier nach Halle zurück kam, wollte er anfangen, Kollegia zu lesen. Er kündigte ein kritisch-philologisches Kollegium über das Buch Hiob, Astronomie und ältere Kirchengeschichte an. Er hatte aber diese Vorlesungen kaum 14 Tage gehalten, so fühlte er schon eine große Abneigung dagegen, theils wegen des unanständigen Betragens einiger Zuhörer, theils wegen der Erschöpfung, die ihm seine Privatstudien erschwerte oder unterbrach.

Zur Jurisprudenz hatte er Anfangs keine Neigung. Aber seine schwache Natur und seine schlechte Brust, welche ihn zum Prediger unfähig machte, bestimmte ihn dennoch, sich mit Eifer darauf zu legen. Er besuchte daher vier Jahr hindurch die juristischen Kollegia der berühmtesten Rechtsgelehrten in Halle, Ludwig, Böhmer, Heineccius und Gasser. Besonders legte er sich auf das Civil-, Canonische-, Natur- und Feudal-Recht. Mit der Zeit fand er auch Geschmack daran, am meisten jedoch am Naturrecht. Einige hinterlassene Manuscripte zeigen, daß er auch in dieser Wissenschaft manches hätte leisten können, wovon der Ruhm hernach andern aufgespart blieb. Zu gleicher Zeit machte er auch

einen Cursus der Experimentalphysik bey Lange, denn ganz füllte die Rechtswissenschaft seinen Geist nicht aus.

Jeden Augenblick, den er seinen juristischen Kollegiis absparen konnte, widmete er andern Studien. Im ersten Jahr trieb er vorzüglich Physik, Astronomie und Mathematik. Er studirte die meisten alten und neuen Schriften, welche in diesen Fächern geschrieben waren, schrieb auch selbst mehrere Dissertationen. Dann legte er sich wieder auf die Antiquitäten und die Kirchengeschichte. Er schrieb über diese Gegenstände noch mehrere Dissertationen, wovon einige in der Biblioth. germanique abgedruckt sind. In dieser Zeit schrieb er auch sein letztes Werk über die „Folge der Bischöfe zu Rom."

Einige Zeit nachher fing er an, sich für das Staatsrecht und für alte Geschichte zu interessiren. Er las wieder alles, was er auftreiben konnte; faßte auch den Plan, die Geschichte des dreyßigjährigen Krieges zu schreiben. Besonders bestimmte ihn hierzu die Entdeckung einer trefflichen Sammlung von seltnen Stücken und Dokumenten jener Zeit in 10 Bänden, welche er auf der Marienbibliothek ausfindig machte.

Aber — wie überall sein Geist mehr regsam als beharrlich und unersättlich im Wissen war, so gab er jene Idee wieder auf, da ihn auf einmal die Neigung für schöne Literatur und ihre großen Muster im Alterthum ergriff. Er studirte aufs neue alle griechische und lateinische Autoren, und holte nach, was ihm noch unbekannt

war, von Dichtern, Rednern, Philosophen, Historiographen und Kritikern. Damit verband er die neue Literatur dieses Fachs, unter den Franzosen, Engländern, Italiänern, Holländern und Deutschen. Kein Journal, das bey seinen Freunden, oder in den Buchhandlungen aufzutreiben war, entging ihm.

Im letzten Jahre seines Lebens nahm seine Wißbegierde wieder eine neue Richtung. Alte Münzen, antike, griechische, römische, orientalische, indische und selbst chinesische Inschriften fingen ihn an zu interessiren. In kurzer Zeit hatte er auch nicht nur alles, was er darüber bekommen konnte, gelesen, sondern sich selbst nicht gewöhnliche Kenntniß in diesem neuen Fach erworben.

Bey allem diesen Wechsel seiner Beschäftigungen verlor er doch Mathematik, Astronomie und Philosophie nie ganz aus dem Auge, und im Jahr 1737 erneuerte sich seine alte Lieblingsidee, etwas über die Längenmessung zu schreiben. Er glaubte, eine neue Art von Compaß erfunden zu haben, und theilte so wohl diese als einige verwandte Vorschläge den Akademieen zu London und Paris mit. Die Antworten beider gelehrten Anstalten waren höchst verbindlich, ob sie wohl theils an der Neuheit der Entdeckung, theils an der Anwendbarkeit zweifelten. Besonders bezeugte der berühmte Fontenelle als Sekretär der Pariser Akademie seine Bewunderung der außerordentlichen Kenntnisse des jungen Gelehrten in den schmeichelhaftesten Ausdrücken.

Baratier setzte gleichwohl mit unermüdetem Eifer seine Forschungen fort. Wo sich ein neues Feld öffnete, da suchte er auch Fuß zu fassen. Selbst die Taktik gewann Interesse für ihn, und eine Zeitlang beschäftigten ihn Projecte zu neuen Arten der Fortifikation und der Kriegsmaschinen. — Sein Geschichtsstudium führte ihn in die Politik. Man wird selten an Gelehrten, die ihre Menschenkenntniß in den Studierstuben und aus Büchern sammelten, einen so feinen Takt und ein so unbefangnes Urtheil über Menschen und Ereignisse finden, als sich in Baratiers Reden und Gesprächen ausdrückte.

Das Werk, mit welchem er seine literarische Laufbahn beschloß, und zu dem er schon sehr lange mit dem größten Fleiß gesammelt hatte, war eine Untersuchung der ägyptischen Alterthümer. Er behauptete, einen neuen und sehr sichern Weg gefunden zu haben, die dunkle und schwierige Geschichte dieses ältesten Volks der Welt zu ergründen. Die frühern Bearbeitungen hielt er für äußerst unvollkommen und verworren. Von diesem strengen Urtheil schloß er selbst den Chevalier Marsham nicht aus, der andern den Gegenstand erschöpft zu haben schien. Durch die Erklärung der Hieroglyphen, durch die tiefere Kenntniß der Astronomie, Chronologie, der Feste dieses Volks, hoffte er vieles aufs reine zu bringen. Gesammelt hatte er über dieß Thema alles, was er in den alten Schriftstellern, oder in ihren Fragmenten, und in den astronomischen Epochen hatte auffinden können. Er hoffte, durch

neue Berechnungen, welche sich auf den ägyptischen Kalender stützten, die alten Fabeln, Hieroglyphen und Geschichten aufklären, jede Regierung, jedes geschichtliche Ereigniß genauer bestimmen, überhaupt aber durch diese Mittel über die ganze alte Geschichte ein neues Licht verbreiten zu können. Diese Arbeit trieb er mit der größten Liebe. Er glaubte, es sollte das Vollendetste seiner Werke werden. Ein noch vorhandner Brief an seinen alten Freund Le Maitre beweist, wie viel er schon dazu gesammelt hatte, und giebt eine Uebersicht des Plans *).

Aber es war ihm versagt, den Ruhm der Welt und die Früchte dieses mühsamen Fleißes zu genießen. Nur ungeordnete unleserliche Fragmente sind davon übrig geblieben. Die Vollendung hemmte theils der Mangel einiger nothwendigen Bücher, die weder in Halle, noch Leipzig, selbst in Berlin nicht zu bekommen waren; theils seine Schwächlichkeit, die ihn immer stärker an die wahrscheinliche Nähe seines Lebensziels erinnerte.

Wir kommen auf den Zeitpunkt, wo dieser helle kenntnißreiche Geist seine irdische Hülle verlassen sollte. Schon von Kindheit an hatte Baratier einen sehr

*) Der Titel sollte seyn: De doctrina temporum secundum rationes priscorum Aegyptiorum L. V. Der Hauptinhalt dieser 5 Bücher: 1) de anni forma apud Aegyptios; 2) de Coelo Aegyptiaco; 3) de periodis Aegyptiorum; 4) fundamenta generalia historiae aegyptiacae; 5) Continuatio historiae cum Canone Chronologico.

schwächlichen Körper, der sich durch sein lebhaftes Temperament nur noch früher abnutzte. In den fünf ersten Jahren hatte er mehrere sehr gefährliche Krankheiten überstanden. Die Masern und Pocken, in jenen Zeiten so gefährliche Kinderkrankheiten, hatten indeß auch keine übeln Folgen für ihn gehabt. Bis in sein zehntes Jahr war er ziemlich gesund, einige leichte Krankheitsanfälle ausgenommen, die ihn öfters von seinen Arbeiten abhielten, und dann auch Anlaß waren, daß er sich nachher mit doppelter Anstrengung den Studien widmete. Zuweilen traten Perioden ein, wo er so zerstreut war, daß er sich unfähig fühlte, seine größeren Arbeiten zu betreiben, und genöthigt sah, einer freyeren Muße hinzugeben. In solchen Zeiten schien es oft, als hätte er den Geschmack an den ernsteren Studien ganz verloren. Man hütete sich wohl, ihm Besorgnisse darüber merken zu lassen. Es war nur zu gewiß vorher zu sehen, wie bald er, so bald es nur sein Körper möglich machte, mit verdoppeltem Eifer zu seinen Arbeiten zurück kehren werde.

In seinem elften Jahre bekam er eine Hautgeschwulst am Zeigefinger der linken Hand. Da ihn dieß aber weder Schmerz verursachte, noch am Arbeiten hinderte, so achtete er nicht darauf, und verbarg es selbst seinen Eltern. Erst späterhin, da er ein heftiges Brennen empfand, theilte er diesen seine Besorgnisse mit. Sogleich wurden alle Mittel angewendet. Die Eiterung erfolgte; als man aber die Wunde fondirte, so fand es sich, daß das Pario-

steum cariös sey. Jetzt gerieth er unter die Hände mehrerer Aerzte und Chirurgen. Schmerzliche Operationen unterbrachen seine Ruhe bey Tag und Nacht, und innere Heilmittel matteten ihn noch mehr ab. Nach und nach war man genöthigt, einige abgelöste Knochensplitter heraus zu ziehen. Man holte ärztliche Gutachten von auswärtigen Gelehrten ein. In Halle nahm sich vorzüglich Schulze, dessen wir oben schon erwähnt haben, seiner mit der größten Sorgfalt an. Beynahe wäre die Amputation beschlossen. Doch ward man hernach andrer Meinung, und die Eltern übernahmen itzt mit einer Sorgfalt und Liebe, die wohl begreiflich ist, wenn man bedenkt, welchen Sohn sie zu verlieren in Gefahr waren, den Verband selbst. Aber an Heilung des Uebels war nicht zu denken. Ein Glück für ihn, daß er nach und nach weniger Schmerzen litt, und daß die linke Hand die Leidende war.

Gleichwohl verstimmte dieß langwierige Uebel seinen Geist nicht wenig. Ohnehin hatte er eine natürliche Abneigung gegen Arzneymittel. Der Widerwille, mit welcher er sie während seiner Krankheit nahm, die Schmerzen der Operationen, welchen er sich von Zeit zu Zeit unterwerfen mußte, machten ihm alles, was auf Medizin Beziehung hatte, unangenehm. Besonders wirkte aber die große Verschiedenheit der Meinungen über seine Kur so auf seinen überall nach Gewißheit strebenden Geist, daß er nicht nur alle Arzneyen verbat, und sich der Natur überlassen wollte,

sondern die ganze Medizin als Wissenschaft ward ihm so verhaßt, daß er, bey seiner sonstigen Unersättlichkeit im Wissen, nicht einmal aus Neugierde ein medizinisches Werk durchblättern mochte. Erst im letzten Jahr seines Lebens schien sich diese Antipathie ein wenig zu verlieren. Aber auch hier fiel er bloß auf den Theil des Studiums, den er mit Augen sehen konnte. Es war sein größter Wunsch, einen anatomischen Cursus zu machen, den Sektionen und Demonstrationen beyzuwohnen. Leider war er in diesem Jahre schon zu schwach, um das Haus verlassen zu können.

Obgleich die Wunde seines Fingers seit seinem elften Jahre bis an seinen Tod immer offen blieb, so genoß er doch außerdem mehrere Jahre einer ziemlich anhaltenden Gesundheit. Hierzu schien die Veränderung der Luft durch den Aufenthalt zu Halle veranlaßt, besonders dienlich gewesen zu seyn. Er hatte, was man kaum bey einer solchen Frühreife des Geistes hätte vermuthen dürfen, eine gesunde Gesichtsfarbe. Er war nicht allein lebhaft; er konnte bis zur Lustigkeit heiter seyn. Sein Schlaf war ununterbrochen. Bis in sein zehntes Jahr schlief er immer 12 Stunden; seit dieser Zeit immer 10. Man ließ ihm hierin auch seine vollkommene Freyheit, theils weil man das lange Schlafen bey ihm für natürliches Bedürfniß hielt, theils weil es das Prinzip seiner Eltern war, ihm überhaupt vollkommene Freyheit zu lassen.

Im Frühling des Jahrs 1739 bekam er eine kleine Geschwulst am Halse, die unbedeutend schien, auch sehr bald einen Abscess bildete. Im April und May war er gezwungen, das Haus zu hüten. Nach Verlauf dieser Zeit ging er wieder aus, da sich aber zu dem alten Uebel ein heftiger Husten gesellte, so fesselte ihn dieß wieder so an seine Wohnung, daß er nur bey schönem Wetter das Zimmer verließ. Sein letzter Ausgang war nach der Auktion der Thomasischen Bibliothek. Da sich seit dieser Zeit der Husten vermehrte, sein Appetit und seine Kräfte in gleichem Maaße abnahmen, so fühlte er sich selbst unfähig auszugehen. Er schloß sich mit seinen Büchern ein, und arbeitete an der Geschichte des dreyßigjährigen Krieges, worüber er auch einige dreyßig Bogen hinterlassen hat.

Zu Ende des Augusts brachte er alle seine Papiere in Ordnung, schickte alle fremde Bücher zurück, und hielt sich mehr als sonst im Kreise seiner Familie auf.

So brachte er die Monate August, September und Oktober zu. Sein Husten fing an, weniger heftig zu werden; die Brust athmete wieder freyer. Er fing wieder an, im Hause umher zu gehen, und seine Zeit zwischen den Studien und seinen Freunden zu theilen. Er hielt sich so gar für stark genug, ausgehen zu können, hätte es auch wohl gethan, wäre nicht die Witterung zu rauh und unfreundlich gewesen. Die schon sehr gesunkene Hoffnung der Eltern und aller theilnehmenden Menschen lebte wieder auf, als auf einmal heftiges und wiederkehrendes Blut-

speyen alle Hoffnungen zerstörte. Auch war der lange harte Winter vom J. 1740 der Genesung so ungünstig, als er nur seyn konnte; und führte eine Menge von Uebeln mit sich, welche sich immer schneller, zuletzt fast ununterbrochen folgten. Der Appetit verschwand; der Schlaf ward unruhig; das Interesse an den Wissenschaften verlor sich wie auf einmal.

Bis auf diesen Zeitpunkt war er immer mit Büchern umgeben gewesen, die sich nach der Verschiedenheit seiner Plane immer änderten. Je näher er seinem Ziele kam, desto öfter wechselten sie. Die Unruhe in seinem Körper theilte sich seinem Geiste sichtbar mit. Seine Entwürfe waren zum Theil so groß und vielumfassend, daß ein Menschenleben kaum zugereicht haben würde, sie auszuführen. Im Anfang seiner letzten Krankheit bearbeitete er die Geschichte des Ursprungs mehrerer berühmten Völker, z. B. der Hunnen, der Tartaren, der Chinesen u. s. w. Späterhin beschäfftigte er sich mit der chinesischen Sprache; suchte sie grammatisch zu bestimmen, um dieses nachher zu einer allgemeinen Grammatik zu benutzen. Dann zog ihn wieder die Geschichte der Philosophie davon ab. Er glaubte, in diesem Fache sey noch unendlich viel zu thun übrig. Von da ging er auf die Numismatik über; auch hierüber hatte er den Plan einer neuen Bearbeitung entworfen. Zuletzt fiel er, wie wir schon oben bemerkten, auf die ägyptischen Alterthümer. Sie beschäfftigten ihn die drey letzten Monate seines Lebens fast ausschließend.

Man kommt in Versuchung, die so häufigen Wechsel mehr zu tadeln als zu bewundern. Denn in der That führt nur Beharrlichkeit den Gelehrten wie den Künstler zur Vollendung. Aber vergessen darf man wenigstens nicht ganz, daß ihn auch oft der Mangel an Hülfsmitteln nöthigte, Werke, die beynahe erst im Entstehen waren, schon wieder aufzugeben. Sö bald er sich einen Plan gebildet hatte, suchte er sich zwar alle dazu erforderliche Hülfsbücher zu verschaffen, dann durchlief er sie, und machte sich die nöthigen Auszüge. Diese Bücher brachten ihn oft auf neue Ideen; öfter noch machten sie wieder andere Bücher unentbehrlich, die er dann auch mit der größten Eile sich zu verschaffen suchte. Fand er diese nicht, oder genügten sie ihm nicht, so ward die Idee aufgegeben, und machte einer andern Platz. Er konnte eben so wenig unbeschäfftigt seyn, als etwas unternehmen, an dessen Vollendung er verzweifelte.

Seine lange Kränklichkeit und letzte Krankheit schwächte weder den Geist, noch machte sie gerade den Körper für seine Studien untauglich, und so empfand er den Mangel der Gesundheit weniger. Denn sein eigentlicher geistiger Lebensgenuß litt nicht darunter. Auch hoffte er selbst noch lange in diesem kränklichen Zustande fortzuleben. Acht bis zehn Tage vor seinem Tode aber fühlte er sich plötzlich so beklommen und schwach, daß er sich genöthigt sah, auf seine Arbeiten Verzicht zu thun. Jetzt seiner einzigen Vergnügungen beraubt, mit einem elenden

Körper belastet, überzeugt, daß doch früher oder später seine Kraft unterliegen werde, setzte er seine ganze Hoffnung auf seine Auflösung. Er frug von Zeit zu Zeit, wie lange dieser Zustand noch dauren könne, und verbarg es weniger als sonst, daß ihm das Leben eine Last sey. Seine Gedanken richteten sich fast ausschließend auf die Ewigkeit. Seine Leiden nahmen zu, aber er trug sie mit vieler Resignation und einer musterhaften Geduld. Der 5. Oktober 1740 machte ihnen ein Ende. Er hatte den Tag wie gewöhnlich auf seinem Krankenstuhle zugebracht. Ruhig war er bey dem Mittagsessen seiner Eltern zugegen, ohne Antheil daran zu nehmen. Im Gefühl zunehmender Schwäche verlangte er nach seinem Bette — sprach, indem er sich zurück lehnte — wenige unzusammenhängende Worte — und verschied sanft in einem Alter von 19 Jahren, 8 Monat und 16 Tagen. So endete ein Jüngling, mit dem wenige gelehrte Greise die Vergleichung aushalten.

Er war immer als Christ und Philosoph diesem Zeitpunkt entgegen gegangen, und hatte den Tod ruhig annähern gesehn. Heftige Leidenschaften haben sich nie seines Herzens bemeistert; er trug jedes Uebel mit Geduld und Resignation. Ueberhaupt hatte er nie große Anhänglichkeit an das Leben; eben daher keine peinliche Sorge für seinen Körper, der keine lange Dauer versprach. Die Welt, sagte er oft, kommt mir wie eine Schaubühne vor, auf der sich die Schauspieler nach dem Ende ihrer Rolle zu sehnen Ursach haben. Schon im zwölften Jahre, wo er

einige Reden ausarbeitete, wählte er unter andern das Thema: Eitelkeit der Eitelkeit, alles ist eitel; und ob er gleich nicht viel Neues darüber sagte, so fand sein Vater doch, er habe mehr gesagt, als für sein Alter passe. Bey dem Studium der Astronomie wurde er so von dem Unermeßlichen der Wissenschaft ergriffen, daß ihm die Erde wie ein enges Gefängniß vorkam. Je tiefer er in die Wissenschaften eindrang, desto mehr sah er ihre Schwächen und Mängel ein, und fühlte sich oft in solchen Augenblicken so davon abgezogen, daß er gern etwas anderes angefangen hätte. Er betrachtete die Studien als Vergnügen, die für einen Philosophen nothwendig wären, um ihm das Leben erträglich zu machen. Als er sich nachher ganz der Metaphysik und dem Studium der Antiquitäten hingab, so äußerte er öfters, er fände auch hierin so viel Schwankendes, so viel Ungewißheit, so viel Widerspruch in den Geschichtsschreibern, so wenig Zuverlässigkeit, so wenig Sorgfalt, das Wahre vom Falschen zu scheiden, daß er oft in Versuchung käme, auch diese Studien aufzugeben, weil er doch einmal nicht hoffen dürfte, sich aus allen diesen Labyrinthen sicher hindurch zu finden. Wahrheit ging ihm über alles. Er würde sie mit seinem Leben erkauft haben. Wenige Menschen, vielleicht keiner seines Alters, hatten eine so ungeheure Menge von Büchern gelesen. Das Resultat war bey ihm, daß man mehr Zeit bey den meisten verliere als gewinne. Es gäbe äußerst wenig Originalschriftsteller; die meisten spätern wären der Nachklang

der früheren. Sie brüsteten sich mit Erfindungen, und gäben doch nur das längst Gefundene. Sie schmückten das Alte mit neuen Federn, und wollten glauben machen, sie führten neue Erscheinungen hervor. Je mehr ich lese und arbeite — so brach er oft in Unmuth aus — desto mehr sehe ich ein, wie wenig ich fortschreite. Täglich muß ich etwas verlernen. Was mir gestern wahr schien, scheint es mir heute nicht mehr. Oft, wenn ich mit einer Untersuchung fast zu Stande zu seyn glaube, stoße ich auf einen neuen Punkt, oder der Grund, auf den alles gebaut war, sinkt, und das ganze herrliche Gebäude, dessen ich mich zu freuen anfing, stürzt ein. Er legte auch so wenig Werth auf seine eignen Manuscripte, daß er seinen Vater bat, sie nach seinem Tode sämmtlich zu verbrennen. Nichts sey vollendet, nichts des Aufbewahrens würdig. Sein Vater bat ihn, sich auf seine Discretion zu verlassen.

Eben diese skeptische Ansicht der Wissenschaften, verbunden mit der Schwäche seines Körpers, machten ihn, wie schon oben bemerkt ist, so gleichgültig gegen das Leben, und er wunderte sich oft über die ängstliche Sorgfalt so vieler Menschen, es zu erhalten. Sein Streben ging nach einem höhern Leben, worin Licht und Wahrheit wohne, die auf Erden nicht zu finden sey. In dieser Hoffnung lebte er, in ihr ist er gestorben. Man könnte sagen, er habe bey der Raschheit des Ganges, den sein Geist genommen hatte, nicht viel mehr auf der Erde zu ler-

lernen gehabt. Alle Bibliotheken der Welt hätten nicht hingereicht, seinen Durst nach Wahrheit zu löschen.

Aus seinem literarischen Nachlaß ergab sich, daß es, die Medizin ausgenommen, für welche er sich nie interessirte, keine Wissenschaft gab, in welcher Baratier nicht irgend einmal gearbeitet hätte. So ausgebreitet indeß sein Wissen war, so kann man doch behaupten, daß sein Verstand noch über seine Kenntnisse ging. Gleich geeignet für das Positive und für das Speculative, vertiefte er sich oft in platonischen Speculationen, studirte die Scholastiker, Locke, Malebranche, Cudworth, und verfolgte den labyrinthischen Gang ihrer Ideen. Besonders beschäfftigte er sich viel mit der Lektüre des Spinoza. Er behauptete, daß dieser Mann von Vielen weder recht verstanden, noch recht widerlegt sey. Es gehörte daher auch zu seinen vielen Planen, welche aber leider nicht ausgeführt wurden, das System des Spinoza zu erläutern und zu prüfen.

Er war ein Originalkopf. Er erschrak nie vor dem Neuen. Fast zu allem, worauf er zuging, bahnte er sich eigne Wege, und bildete neue Systeme. Er war klar in seinen Ideen, und drückte sich immer mit Präcision aus. Er schrieb eine reine Prosa; auch warf er mit großer Leichtigkeit zuweilen recht artige Verse hin. Ohne alle bemerkbare Anstrengung sprach er über die abstractesten Gegen-

stände, und wußte selbst das Trockenste interessant zu machen. Was er unternahm, vollendete er schnell und eifrig. Fand er ein Buch, welches er Freunden mitzutheilen wünschte, die den Grundtext nicht verstanden, so las er es ihnen, es möchte Griechisch, Hebräisch, Arabisch, oder in einer neuern Sprache geschrieben seyn, sogleich französisch, deutsch oder lateinisch, so fließend und mit so gewählten Ausdrücken vor, daß man hätte glauben sollen, man höre das Original. Hierzu hatte er sich schon sehr früh gebildet. In seinem vierten Jahre fing er mit Stellen der Bibel an; machte auch öfters hierbey passende kritische Bemerkungen, indem er seine Uebersetzung mit den gebräuchlichen Uebersetzungen verglich, die er nicht mehr lesen mochte, so bald er im Stande war, das Original zu verstehen.

Jede Bibliothek, die er ansichtig wurde, lernte er in kurzer Zeit so durch und durch kennen, daß er oft besser als die Besitzer und Bibliothekare darin Bescheid wußte. Kein Katalog entging seiner Aufmerksamkeit. Selten machte er indeß Auszüge aus Büchern, nur dann, wenn er nicht hoffen konnte, sie wieder zu bekommen. Wie viel er gelesen, sah man unter andern aus einem Katalog *),

*) Ein Katalog, welcher nur die geliehenen Bücher enthielt, war 42 Seiten in 4. eng geschrieben, und die Titel sind sehr kurz angegeben.

welchen sein Vater bloß von denen Schriften hielt, die er seit seinem Aufenthalt in Halle benutzte. Aber er las auch unendlich schnell. So hat er in weniger als 6 Monaten die 20 sehr dicken Folio-Bände des Theatri Europaei vollendet. Jeder dieser Theile enthält mehr als 1500 Seiten. Am meisten ist es zu bewundern, daß er bey dieser Schnelligkeit so viel davon behielt, und mehr als die meisten, die alles höchst langsam durchstudirt hatten.

An seiner moralischen Bildung und Entwicklung hatte unstreitig die äußerst sorgfältige Erziehung und das beständige Leben im elterlichen Hause großen Antheil. Sie schnitt ihm fast zu ängstlich alle Gelegenheit ab, das Schlechte zu sehen; aber auch seine eigne Natur trieb ihn nicht dazu. Er liebte weder den Tanz, noch Jagd, noch den Wein und Leckereyen. Er war zuweilen genöthigt, zu spielen; war aber hier immer so nachlässig und zerstreut, daß man bald sah, wie wenig es ihn anziehe. Unterhaltung mit Gebildeten, und fröhliche Gesellschaften — denn finster und trübsinnig war er nicht — waren fast seine einzigen Vergnügungen. So bald er nach Halle kam, beeiferte er sich, eine gelehrte Gesellschaft zu errichten, machte auch einen Plan dazu, den er mehreren Professoren vorlegte. Da aber die Ausführung von einer Zeit zur andern aufgeschoben wurde, begnügte er sich damit, sich mit mehreren ausgezeichneten Studirenden zu

einer solchen Gesellschaft zu verbinden. Diese dauerte so lange, als es seine Gesundheit erlaubte, sie fortzusetzen. Diese stillen Uebungen des Geistes galten ihm überhaupt mehr, als alles, was Aufsehen erregte. Denn bey seinem großen Wissen war er immer bescheiden ohne Affectation, und suchte seine Kenntnisse vor Fremden mehr zu verbergen, als geltend zu machen. Im engern Kreise der Freunde war er offen und heiter, oft fröhlich. In sein Inneres ließ er nur Wenige blicken. Aber die Achtung und Freundschaft vieler ausgezeichneter Menschen konnte ihm um so weniger fehlen, da er durchaus nicht drückend durch Anmaßungen ward.

Schon mehrere Jahre vor seinem Tode trat er in öffentlichen Disputationen nicht mehr auf; sey es nun aus Bequemlichkeit, oder aus Abneigung zu dieser Art gelehrten Uebungen. Als ihm der König große Versprechungen machte, wenn er sich ausschließend auf die Jurisprudenz legen wollte, so erklärte er geradezu, er ziehe eine freye Muße allen Ehren und Reichthümern vor. Er ging auch nie wieder an den Hof. Auch seine Eltern, welche in diesem Punkt ganz seiner Meinung waren, thaten nicht einen Schritt zu einer pecuniären Verbesserung. Das einzige, was er zu erlangen wünschte, war die Stelle als Bibliothekar, wozu niemand geschickter als er gewesen wäre.

Die Musik war ihm zuwider, wenigstens wenn sie zu nahe war; sie nahm ihm den Kopf ein, oder machte

ihn schläfrig. Daher gefiel er sich auch nie in musikalischen Gesellschaften. Auch hatte er gar keine Anlage zum Singen. Dagegen liebte er die Dichtkunst, und aus einigen kleinen Gedichten von ihm, und aus mehrerm, was er über Dichtkunst geschrieben hat, sieht man, daß er sich auch in dieser Kunst würde über das Gewöhnliche erhoben haben, wenn er sie nicht bloß als Nebensache betrieben hätte.

Er war von Natur mäßig, und man mußte ihn mehr zum Essen nöthigen, als davor warnen. Er liebte weder Gemüse, noch Fische, noch Fleisch; vielmehr bestand seine Nahrung in Suppe, Thee, Milch, Butterbrod, Obst, Kuchen, und anderm Zuckerwerk. Von dem allen genoß er doch nur wenig; oft in einer Woche nicht mehr, als andere junge Leute in einem Tage. Er trank weder Bier noch Kaffee, noch Chokolade, und den Wein immer sehr mit Wasser verdünnt. Starke Getränke und aller Toback waren ihm zuwider.

Wir haben gesammelt, was wir von dem Leben und Seyn dieses merkwürdigen Geistes auffinden konnten. Hätten wir noch genauere psychologische Beobachtungen über ihn, so würde das Gemälde vollendeter seyn können. Nichts ist darin mit zu starken Farben aufgetragen. Was wir gesagt haben, wird die Bemerkung bestätigen, von welcher wir ausgegangen sind.

Es kann den Schein haben, als hätte Baratier doch im Grunde des Lebens wenig genossen. Aber so werden nur die urtheilen, die nur eine Art von Genuß kennen.

Er ist früh gestorben — aber doch alt genug, um auch lebenssatt zu sterben. — Lebenssatt in dem edlen Sinne des Worts — wie der wohlgesättigte Gast aufsteht von dem Gastmahl, und nicht mehr begehrend der irdischen Speise, sich nach einem höhern Genuß sehnt, dem unsern früh Gereiften und früh Vollendeten nur jene Welt gewähren konnte.

VIII.

Richard Savage.

Von Dr. Samuel Johnson *).

Man hat von jeher die Bemerkung gemacht, daß die Begünstigungen der Natur und der Vermögensumstände zur Beförderung wahrer Glückseligkeit wenig beytragen; und daß Männer, welche der Glanz ihres Ranges, oder der Umfang ihrer Fähigkeiten auf den höchsten Gipfel des menschlichen Lebens gestellt haben, nur selten denen, welche aus ihrem niedrigern Standpunkte zu ihnen hinaufblickten, gerechten Anlaß zum Neide gaben. Sey es nun, daß offenbare Ueberlegenheit zu großen Entwürfen auffordert, und daß große Entwürfe gar leicht mißlingen können; oder

*) Unter der zahlreichen Menge von Lebensbeschreibungen, welche die Engländer besitzen, wird die gegenwärtige noch immer von ihnen als eine der musterhaftesten und lehrreichsten geschätzt. Sie verdankt diese Auszeichnung mehr noch ihrer Behandlungsart, als ihrem Gegenstande, obgleich es auch diesem nicht an vielseitigem Interesse fehlt. Seit dem J. 1744 ist sie in mehrern Auflagen einzeln, und dann auch in der Ausgabe von Savage's Werken, (London 1775. 2 Bde. 12.) und in Dr. Johnson's und Bell's Sammlung englischer Dichter abgedruckt. Ihre große Umständlichkeit machte indeß für die gegenwärtige Bestimmung dieser Uebersetzung einige Abkürzungen nothwendig.

daß Elend das allgemeinere Loos der Menschheit ist, und daß die Mißgeschicke solcher Personen, deren hoher Rang allgemeine Aufmerksamkeit auf sie zog, sorgfältiger bemerkt und aufgezeichnet sind, weil sie mehr ins Auge fielen, und im Grunde also nur sichtbarer waren, als die Mißgeschicke Anderer, nicht aber häufiger, noch drückender, als diese.

Daß Reichthum und Gewalt, äußere und zufällige Vorzüge, die sich daher von ihren Besitzern leichter absondern lassen, dem Gemüthe sehr oft mit der Erwartung einer Glückseligkeit schmeicheln, die sie nicht gewähren können, erregt keine Verwunderung; aber man scheint mit Recht zu hoffen, daß Größe des Verstandes bessere Folgen bewirken müsse, daß ausgezeichnete Geisteskräfte ihr eignes Bestes zuerst fördern werden, und daß Männer, die vorzüglich geschickt sind, Andern den Weg zur Glückseligkeit nachzuweisen, ihn selbst mit der größten Sicherheit betreten müßten.

So scheinbar aber auch diese Erwartung seyn mag, so ist sie doch sehr oft getäuscht worden. Die Helden so wohl der gelehrten als weltlichen Geschichte waren sehr oft nicht minder merkwürdig durch das, was sie erlitten, als durch das, was sie thaten; und man hat ganze Bände geschrieben, um bloß das Unglück der Gelehrten, ihr elendes Leben und ihren frühzeitigen Tod zu erzählen.

Diesen traurigen Berichten will ich jetzt die Lebensgeschichte Richard's Savage beygesellen, eines Mannes, den seine Schriften zu einem vorzüglichen Range un-

ter den Gelehrten berechtigen, und deſſen Unglücksfälle auf einen Grad des Mitleids Anſpruch machen, der nicht immer den Leidenden gebührt, weil jene Unglücksfälle oft mehr die Folgen fremder Vergehungen, als ſeiner eignen, waren.

Anna Gräfin von Macclesfield hatte eine Zeitlang mit ihrem Gemahle ſehr uneinig gelebt, und hielt im J. 1697 ein öffentliches Geſtändniß des Ehebruchs für das leichteſte und ſicherſte Mittel, ihre völlige Freyheit zu erhalten. Sie erklärte daher: das Kind, womit ſie damals ſchwanger ging, ſey von dem Grafen Rivers. Da nun ihr Gemahl, wie ſich leicht denken läßt, nun eine Eheſcheidung eben ſo ſehr wünſchte, als ſie ſelbſt, ſo betrieb er dieſelbe auf die wirkſamſte Weiſe; denn er wandte ſich mit ſeinem Geſuche nicht an die geiſtlichen Behörden, ſondern er ſuchte beym Parlament um eine Akte nach, wodurch ſeine Ehe getrennt, der Heirathsvergleich für völlig nichtig, und das Kind ſeiner Gemahlin für unehelich erklärt würde. Nach vorgängiger Berathſchlagung erhielt er dieſe Akte, obgleich ohne Genehmigung einiger Mitglieder, welche die Ehe als eine bloß für einen geiſtlichen Gerichtsſtand gehörende Sache anſahen; und am 3ten März wurde er von ſeiner Frau geſchieden, der ihr ſehr anſehnliches Vermögen zurück gezahlt wurde; und da ſie ſowohl als ihr Gemahl die Freyheit erhielt, eine andere Wahl zu treffen, ward ſie bald hernach an den Oberſten Bret verheirathet.

Während der Graf von Macclesfield jene Angelegenheit betrieb, wurde seine Gemahlin den 10. Januar 1697 von einem Sohn entbunden, und der Graf Rivers, der ihn wie den seinigen zu betrachten schien, ließ niemand über die Wahrheit ihrer Erklärung in Zweifel. Denn er war sein Pathe, und gab ihm seinen Namen, der auf sein Verlangen in das Kirchenbuch vom St. Andreas-Kirchspiel in Holburn eingetragen ward. Unglücklicherweise aber ließ er das Kind in den Händen seiner Mutter, von der er wahrscheinlich glaubte, sie werde, da sie ihren Mann losgeworden sey, mit großer Zärtlichkeit dieß Kind behandeln, das zu diesem erwünschten Erfolge beygetragen hatte. Es läßt sich auch in der That nicht leicht bestimmen, welche Gründe die natürliche Mutterliebe bey ihr überwiegen konnten, oder was für Vortheile sie von ihrer Vernachlässigung und grausamen Behandlung erwarten mochte. Die Furcht vor Schande und Armuth, wodurch manche unglückliche Mütter angetrieben werden, ihre Kinder zu verlassen oder zu morden, läßt sich bey einer Frau nicht voraussetzen, die ihre Verbrechen selbst kund gemacht, die sich muthwillig Vorwürfe aufgeladen, und der die Milde des Gesetzes ein Vermögen zugestanden hatte, welches durch die Kosten für die Unterhaltung eines Kindes nur sehr wenig geschmälert werden konnte. Es war daher nicht zu vermuthen, daß sie ohne alle Versuchung pflichtvergessen seyn, daß sie ihren Sohn von seiner Geburt an mit einer Art von

Zorn und Abscheu ansehen, und, anstatt ihn zu pflegen, zu schützen und zu vertheidigen, ihre Freude daran haben würde, ihn mit dem Elende kämpfen zu sehen; daß sie jede Gelegenheit ergreifen würde, sein Unglück zu vermehren, ihm alle Hülfsquellen zu hemmen, und mit einer unversöhnlichen, rastlosen Grausamkeit ihre Verfolgungen von der ersten bis zur letzten Stunde seines Lebens fortzusetzen.

Was sie aber auch hierzu für Gründe haben mochte, so äußerte sie sogleich nach der Geburt ihres Sohns den Vorsatz, ihn nicht für den ihrigen anzuerkennen; und in kurzer Zeit entfernte sie ihn aus ihren Augen, indem sie ihn einer armen Frau mit dem Auftrage hingab, ihn als ihr eignes Kind zu erziehen, und ihm seine wahren Eltern nie bekannt zu machen.

So begann das Leben Richard's Savage's. Durch seine Geburt hatte er rechtmäßige Ansprüche auf Reichthum und Ehre; und doch ward er in zwey Monaten vom Parlament für unehelich erklärt, von seiner Mutter abgeleugnet, der Armuth und Verborgenheit dahin gegeben, und auf das weite Lebensmeer hingeworfen, um von dessen Triebsande verschlungen, oder an seinen Klippen zerschmettert zu werden.

Seine Mütter vermochte indeß nicht, Andere mit gleicher Grausamkeit anzustecken. Da es unmöglich war, die Nachfragen zu vermeiden, welche ihre Verwandten aus Neugier oder Theilnahme nach ihrem Kinde thaten,

so sah sie sich genöthigt, ihre genommenen Maaßregeln einigermaßen kund zu thun; und ihre Mutter, Lady Mason, verstand sich, entweder aus Genehmigung ihres Plans, oder um noch strafbarern Schritten zuvor zu kommen, dazu, mit der Pflegemutter zu unterhandeln, ihr das Kostgeld zu bezahlen, und über des Kindes Erziehung die Aufsicht zu führen.

In dieser liebreichen Fürsorge wurde sie von seiner Pathin, Mrs. Loyd, unterstützt, die, so lange sie lebte, sich seiner mit aller der Zärtlichkeit annahm, welche die Unmenschlichkeit seiner Mutter so besonders nothwendig machte. Aber ihr Tod, der in seinem zehnten Jahre erfolgte, war ein neuer Unglücksfall seiner Kindheit. Denn ob sie ihm gleich ihren Verlust durch ein Vermächtniß von dreyhundert Pfund zu erleichtern gesucht hatte, so war doch niemand, der sein Recht verfolgte, ihn vor Unterdrückung schützte, oder gerichtliche Hülfe für ihn nachsuchte; und so wurde ihr letzter Wille von den Vollziehern desselben nicht geachtet, und nie das Mindeste von jenem Vermächtniß ausgezahlt.

Ganz war er indeß noch nicht verlassen. Lady Mason nahm sich seiner noch immer an, und gab ihn in eine kleine Schule in der Nähe von St. Albans, wo man ihn nach seiner Pflegemutter nannte, ohne irgend zu wissen, daß er auf einen andern Namen Anspruch zu machen hatte.

Hier lernte er die ersten Anfangsgründe der Wissenschaften, und ging verschiedene Klassen durch; wie schnell oder wie rühmlich, weiß man nicht. Da er immer mit Achtung von seinem Lehrer sprach, so steht zu vermuthen, daß der niedere Stand, worin er damals erschien, es nicht bewirkte, daß sein Genie unbemerkt, oder sein Fleiß unbelohnt blieb; und wenn er in einem so niedern Stande Auszeichnung und Belohnung erhielt, so erwarb er sich diese wol gewiß nicht anders, als durch Genie und Fleiß.

Man darf mit Recht annehmen, daß seine Anstrengung eben so groß gewesen sey, als seine Fähigkeiten; weil seine Ausbildung mit den Gelegenheiten, die er dazu hatte, im überwiegenden Verhältnisse stand. Auch läßt sich nicht zweifeln, daß man in dem Falle, wenn seine früheren Arbeiten aufbehalten wären, in manchen derselben schon Spuren des heitern Witzes und der feurigen Einbildungskraft gefunden hätte, wodurch sich seine spätern Werke auszeichneten.

Während dieser seiner Geistesbildung wurde sein Vater, der Graf Rivers, von einer Krankheit befallen, die in kurzer Zeit seinem Leben ein Ende machte. Er hatte sich oft nach seinem Sohn erkundigt, und war immer mit falschen oder unbestimmten Nachrichten hingehalten worden. Jetzt aber, da er, seiner eignen Meinung nach, auf dem Todbette lag, hielt er es für seine Pflicht, auch für ihn, wie für seine andern natürlichen Kinder,

zu sorgen, und verlangte daher eine ganz bestimmte Nachricht von ihm, mit einem Ungestüm, der sich nicht abweisen noch ausweichen ließ. Seine Mutter, die nun nicht länger eine Antwort verweigern konnte, entschloß sich endlich, eine solche zu geben, wodurch er auf immer einer Versorgung beraubt würde, und erklärte, er sey gestorben. Vielleicht das erste Beyspiel einer Lüge, die von einer Mutter erfunden war, um ihn einer Versorgung zu berauben, die ihm von fremder Hand zugedacht war, und die sie selbst nicht erwarten konnte, wenn ihr Kind sie verlor.

Dieses boshafte Benehmen konnte darum auch nicht vereitelt werden, weil man es nicht argwöhnen konnte. Der Graf dachte nicht, daß es in menschlicher Gestalt eine Mutter geben könne, die ihren Sohn unglücklich zu machen suche, ohne sich selbst dadurch zu bereichern; und er vermachte daher einem Andern die sechstausend Pfund, die er in seinem letzten Willen für Savage bestimmt hatte.

Eben die grausame Härte, welche seine Mutter bewog, diese ihm bestimmte Versorgung ihm zu entziehen, veranlaßte sie kurz nachher zu einem andern Anschlage, der solch einer Denkungsart vollkommen würdig war. Sie suchte die Gefahr von sich abzuwenden, zu irgend einer Zeit ihm bekannt zu werden, und wollte ihn insgeheim zu den amerikanischen Pflanzungen schicken.

Durch wessen wohlthätige Vermittelung dieser Anschlag vereitelt, oder durch welch ein Hinderniß sie veranlaßt wurde, ihren Plan wieder aufzugeben, ist mir nicht bekannt. Wahrscheinlich aber wurde sie durch Lady Mason beredet oder genöthigt, davon abzustehen; vielleicht auch fiel es ihr schwer, Gehülfen zu finden, die bösartig genug gewesen wären, eine so grausame That zu befördern. Denn es läßt sich denken, daß selbst Leute, die durch eine lange Stufenfolge von Verbrechen ihre Herzen gegen das Gefühl gemeinen Unrechts abgehärtet hatten, dennoch wider das Vorhaben einer Mutter empört werden konnten, ihren Sohn der Sklaverey und dem Mangel Preis zu geben, und dieß ohne alles Interesse und ohne alle Anreizung zu thun. Auch fand Savage vielleicht bey dieser Gelegenheit Gönner und Fürsprecher unter denen, die in Verbrechen lange geübt, und bisher noch nie vom Mitleid waren gerührt worden.

Als sie durch irgend eine Veranlassung verhindert war, ihn in ein andres Land zu schicken, entwarf sie bald hernach einen Plan, ihn in seinem eignen Vaterlande in Armuth und Dunkelheit zu begraben; und damit wenigstens seine Lage, statt des Orts seines Aufenthalts, ihn auf immer von ihr entfernt halten möchte, ließ sie ihn bey einem Schuster in Holburn in die Lehre geben, um dort die gewöhnlichen Jahre auszuhalten.

Man erzählt allgemein, daß dieser Anschlag eine Zeitlang geglückt sey, und daß Savage das Schuster-

Handwerk länger getrieben habe, als er es selbst gern eingestehen mochte; auch war es vielleicht kein sonderlicher Vortheil für ihn, daß eine unverhoffte Entdeckung ihn bestimmte, dieß Geschäfft aufzugeben.

Um diese Zeit starb seine Pflegemutter, die ihn immer als ihren eignen Sohn behandelt hatte, und es war natürlich, daß er sich ihres Nachlasses annahm, der, wie er glaubte, durch ihren Tod sein Eigenthum geworden war. Er ging also nach ihrem Hause, öffnete ihre Kasten und Schränke, und untersuchte ihre Papiere. Unter diesen fand er einige von Lady Mason an sie geschriebene Briefe, aus denen er seine Abkunft und die Ursachen erfuhr, warum ihm diese war verheimlicht worden.

Jetzt war er nicht länger mit der ihm zu Theil gewordenen Lage zufrieden, sondern glaubte ein Recht zu haben, an dem Wohlstande seiner Mutter Theil zu nehmen. Ohne Bedenken wandte er sich also an sie als ihr Sohn, und brauchte alle Mittel, ihre Mutterliebe rege zu machen, und sich ihre Achtung zu erwerben. Aber weder seine Briefe, noch die Fürsprache derer Freunde, die ihm sein Verdienst oder sein Unglück erworben hatte, machten den geringsten Eindruck auf sie; immer noch war sie Willens, sich seiner nicht anzunehmen, wenn sie ihn gleich nicht mehr ableugnen konnte.

Umsonst bat er sie zum öftern, ihn vor sich zu lassen; sie vermied ihn mit der wachsamsten Vorsicht, und verbot

bot ihm ihr Haus, wer ihn auch einführen, und was für Gründe er auch angeben möchte, sie sprechen zu müssen.

Savage war indeß von der Entdeckung seiner wahren Mutter so innig bewegt, daß er zum öftern an den dunkeln Abenden mehrere Stunden lang vor ihrem Hause auf und nieder ging, in der Hoffnung, sie zu sehen, wenn sie etwa einmal an das Fenster träte, oder mit einem Lichte in der Hand durch ihr Zimmer ging.

Aber alle seine Emsigkeit und kindliche Liebe war ohne Wirkung; denn er konnte weder ihr Herz erweichen, noch ihre Hand zum Wohlthun öffnen, und so gerieth er in die äußerste Dürftigkeit, während er sich bestrebte, die Zuneigung einer Mutter zu gewinnen. Er sah sich daher genöthigt, andere Hülfsquellen seines Unterhalts aufzusuchen, und da er kein Gewerbe hatte, so ward er aus Noth ein Schriftsteller.

Um diese Zeit hatten die sogenannten Bangorischen Streitigkeiten *) die ganze Aufmerksamkeit der gelehrten Welt rege gemacht; die Pressen waren mit Flugschriften darüber, und die Kaffeehäuser mit streitenden Parteyen angefüllt. Savage wählte daher diesen damals so gangbaren Gegenstand zu seinem ersten schrift-

*) Benjamin Hoadley, Bischof von Bangor, veranlaßte dieselben durch seine Behauptung, daß der Geistlichkeit durchaus keine gerichtliche Gewalt gebühre.

stelleriſchen Verſuche, und ohne weitere Kenntniß von der Sache, als er gelegentlich im geſellſchaftlichen Geſpräch erlangt hatte, ließ er ein Gedicht wider den Biſchof drucken. Ueber den Erfolg und den Werth dieſes Gedichts kann ich nicht urtheilen; es verlor ſich vermuthlich unter den zahlloſen Flugſchriften, wozu jene Streitigkeit Anlaß gab. Savage ſelbſt ſchämte ſich deſſelben bald nachher, ſuchte es zu unterdrücken, und vernichtete alle Abdrücke, deren er habhaft werden konnte.

Hierauf verſuchte er eine einträglichere Gattung von Schriftſtellerey, und ſchrieb in ſeinem achtzehnten Jahre ein Luſtſpiel, deſſen Stoff aus dem Spaniſchen entlehnt war. Die Schauſpieler verſagten ihm die Aufführung, und er gab es daher an Bullock, dem mehr daran gelegen war, der einige kleine Aenderungen darin machte, und es unter dem Titel: Woman's a Riddle (das Weib iſt ein Räthſel) auf die Bühne brachte, dem armen Verfaſſer aber nichts von der Einnahme abgab.

Ohne ſich indeß hierdurch abſchrecken zu laſſen, ſchrieb er zwey Jahre nachher ein anderes Luſtſpiel, Love in a Vril (Liebe im Schleyer) gleichfalls aus dem Spaniſchen entlehnt, aber mit nicht viel beſſerm Erfolge. Denn ob es gleich angenommen und geſpielt wurde, ſo erſchien es doch ſo ſpät im Jahr, daß der Verfaſſer keinen andern Vortheil dadurch gewann, als die Bekanntſchaft mit Wilks und mit Sir Richard

Steele, von denen er bedauert, geliebt und unterstützt wurde.

Sir Richard Steele erklärte sich für ihn mit aller der wohlwollenden Wärme, die ihm eigen war, suchte sein Bestes aufs eifrigste zu befördern, erzählte seine Unglücksfälle, lobte sein Verdienst, nahm alle Gelegenheiten wahr, ihn zu empfehlen, und behauptete in seinem Plain Dealer, „die Unmenschlichkeit seiner „Mutter habe ihm ein Recht gegeben, in jedem recht„schaffenen Manne einen Vater zu finden.“

Auch schenkte er ihm nicht bloß seinen Umgang, sondern auch sein Vertrauen. Hiervon erzählte er zuweilen ein Beyspiel, welches zu sonderbar ist, um übergangen zu werden, und woraus man sich einen sehr richtigen Begriff von Steele's Charakter machen kann.

Dieser bat ihn einst mit äußerst wichtiger Miene, den folgenden Morgen in aller Frühe zu ihm zu kommen. Savage versprach es, kam wirklich, fand einen Wagen vor der Thür, und Sir Richard, völlig angekleidet, auf ihn wartend. Was er vorhatte, und wohin sie fahren wollten, konnte Savage nicht vermuthen, und wollte auch nicht darnach fragen, sondern setzte sich sogleich mit seinem Freunde in den Wagen. Der Kutscher mußte zufahren, und es ging in der größten Eile nach Hyde-Park-Corner, wo sie vor einem kleinen Wirthshause still hielten, und in ein besonderes Zimmer gingen. Steele sagte ihm nun, er sey Willens, ein

Pamphlet drucken zu lassen, und er habe ihn hieher eingeladen, um für ihn zu schreiben. Sie machten sich bald ans Werk; Sir Richard diktirte, und Savage schrieb, bis das bestellte Mittagsessen aufgetragen wurde. Savage verwunderte sich sehr über die schlechte Mahlzeit, und nach einigem Bedenken wagte er es, Wein zu fordern, den Steele, obwohl ungern, bringen ließ. Sie endigten darauf ihre Mahlzeit, und fuhren in ihrem Pamphlet fort, welches sie den Nachmittag fertig machten.

Savage glaubte nun, sein Geschäfte sey abgethan, und erwartete, Steele werde die Rechnung fordern und nach Hause fahren. Aber seine Erwartung schlug fehl; denn Sir Richard sagte ihm, er habe kein Geld, und die Broschüre müsse verkauft werden, ehe die Mahlzeit bezahlt werden könne. Savage war daher genöthigt, hinzugehen, und das neue Produkt für zwey Guineen feil zu bieten, die er mit einiger Mühe erhielt. Nun fuhr Sir Richard mit ihm nach Hause; und er hatte den Tag über bloß darum sich entfernt, um seinen Gläubigern aus dem Wege zu gehen, so wie er das Pamphlet bloß darum verfertigte, um seine Rechnung zu bezahlen.

Unter solch einem Anführer konnte nun wol Savage nicht leicht Klugheit oder Sparsamkeit lernen; und vielleicht sind manche Unfälle, welche der Mangel dieser Tugenden ihm in der Folge zuzog, einem so unbelehrenden Beyspiele mit Recht zuzuschreiben. Uebrigens bewies Steele ihm sein Wohlwollen auf eine mehr als

gemeine Weise. Er suchte ihm irgend einen festen Lebensplan anzuweisen, und eine nähere Verbindung mit ihm dadurch einzugehen, daß er ihn an eine natürliche Tochter verheirathen, und dieser tausend Pfund mitgeben wollte. So verschwenderisch er aber auch mit dergleichen Versprechungen war, so waren doch seine Angelegenheiten in solch einer Lage, daß er sie zu halten sehr selten im Stande war; und da er die verheißene Summe nicht aufzubringen vermochte, so wurde jene Heirath aufgeschoben. Unterdeß war man dienstfertig genug, ihm zu sagen, Savage habe ihn lächerlich gemacht; und hierüber ward Steele so entrüstet, daß er die Unterstützung aufhob, die er ihm bisher gegeben hatte, und ihn hernach nie wieder in sein Haus kommen ließ.

Es ist freylich nicht unwahrscheinlich, daß Savage sich durch seine Unbesonnenheit die Unart des Zwischenträgers zugezogen habe; denn sein Gönner beging viele Thorheiten, welche Savage's Scharfsinn leicht entdeckte, und zu deren Verspottung ihn zuweilen seine lebhafte Phantasie reizen mochte. Es braucht nur wenig Weltkenntniß, um zu wissen, daß diese Schwachheit sehr gewöhnlich ist, und daß es wol wenig Leute giebt, die nicht zuweilen in der muthwilligen Aufwallung gedankenloser Lustigkeit, oder in der Hitze eines vorübergehenden Unwillens, von ihren Freunden und Wohlthätern mit Leichtsinn und Verachtung reden, wenn es ihnen gleich bey kälterm Blute weder an Gefühl ihrer Wohlthätigkeit,

noch an Achtung gegen ihre Tugenden fehlt. Savage's Fehler war also wol mehr Unbesonnenheit als Undank; aber Steele verfuhr dabey doch auch nicht zu hart. Denn wer kann mit Gelassenheit von dem Verachtung ertragen, dem er Hülfe und Unterstützung geschenkt, an dessen Versorgung er gearbeitet, und dessen Vortheile er befördert hat?

Jetzt war er also wieder dem Schicksal überlassen, ohne irgend einen Freund, außer Wilks, der, wenn er auch als Schauspieler kein sonderliches Verdienst hatte, doch wenigstens seiner Tugenden wegen erwähnt zu werden verdient, die man überall nicht oft, und vielleicht noch seltner in diesem Stande, als in andern, antrifft.

Da Wilks ein Mann war, an den man sich in der Noth selten ohne Hülfe wandte, so nahm er natürlicher Weise einen unglücklichen jungen Mann von Talent in Schutz, und half ihm nicht nur in jedem gelegentlichen Nothfalle aus, sondern gewährte ihm bis an seinen Tod eine gleiche und festgesetzte Unterstützung. Durch seine Vermittelung erhielt Savage einmal von seiner Mutter funfzig Pfund, und das Versprechen, noch hundert und funfzig zu bekommen; aber es war das Schicksal dieses unglücklichen Mannes, daß ihm wenig Versprechungen irgend eines Vortheils gehalten wurden. Seine Mutter war unter andern mit der damals herrschenden Tollheit, ihr Geld in den Seehandel zu geben, behaftet; und da sie in ihren Erwartungen war getäuscht

worden, so weigerte sie sich, das auszuzahlen, was sie vielleicht bloß aus Hoffnung auf schnellen großen Geldgewinn versprochen hatte.

Weil er sich daher bloß noch auf seinen Freund Wilks verlassen konnte, so besuchte er sehr fleißig die Schaubühnen, und wurde gar bald durch dieß Vergnügen so lebhaft angezogen, daß er mehrere Jahre hindurch bey keinem Schauspiele fehlte. Dieser stetige Besuch erwarb ihm natürlicher Weise die Bekanntschaft der Schauspieler und Schauspielerinnen, und unter den letztern die der Mistreß Oldfield, der sein Umgang so angenehm und seine unglückliche Lage so rührend war, daß sie ihm ein bestimmtes Jahrgehalt von funfzig Pfund aussetzte, welches ihm auch, so lange sie lebte, jährlich ausgezahlt wurde. Um dieser edelmüthigen Handlung ihr gebührendes Lob widerfahren zu lassen, und eine so gute That der Mrs. Oldfield nicht durch das Nachtheilige ihres sonst bekannten Rufs herabzuwürdigen, darf das hier nicht verschwiegen werden, was Savage mehrmals aufs nachdrücklichste erklärte, daß er sie niemals allein, oder anderswo gesehen habe, als hinter der Scene.

Bey ihrem Absterben suchte er auf die anständigste Art seine Dankbarkeit an den Tag zu legen, indem er um sie wie um eine Mutter Trauer anlegte; er pries sie aber nicht in Elegieen, weil er einsah, daß eine zu große Lobesverschwendung nur jene Fehler wieder in Andenken bringen würde, die ihm seine natürliche Billigkeit nicht

erlaubte, für geringer zu halten, weil sie von einer Person begangen waren, die ihm gewogen war. Und wenn ihm gleich seine Rechtschaffenheit nicht erlaubte, diese Fehler zu bemänteln, so verstattete ihm doch auch seine Dankbarkeit nicht, ihr Andenken zu verlängern, oder ihren Tadel zu verbreiten.

In seinem Wanderer *) hat er freylich Gelegenheit genommen, dieser Schauspielerin zu erwähnen; aber er rühmt sie nicht ihrer Tugend, sondern ihrer Schönheit wegen, die ihr niemand jemals absprach. Dieß ist der einzige Lobspruch, womit er ihre Freygebigkeit belohnte, und vielleicht war er auch hierin mit seinem Lobe zu verschwenderisch.

Wilks verhalf ihm zuweilen zu dem Vortheil eines Benefice-Schauspiels; und bey solchen Gelegenheiten erhielt er oft ungewöhnliche Beweise von Achtung und Bedauern. Der Herzog von Dorset sagte einmal zu ihm, man müsse ihn billig als einen beeinträchtigten Edelmann ansehen, und, seiner Meinung nach, müsse der Adel sich schon aus Pflicht, und ohne sein Ansuchen, durch Gunst und Unterstützung bey jeder Gelegenheit seiner annehmen. Gemeiniglich aber hatte er die Kränkung zu hören, daß seine Mutter ihr ganzes Interesse anwende, seine Bewerbungen zu vereiteln, und daß sie kein Mittel

*) Ein Lehrgedicht von ihm, dessen unten weiter wird gedacht werden.

unversucht ließ, ihm die Möglichkeit seines Unterhalts abzuschneiden. Eine gleiche Gesinnung suchte sie unter allen denen zu verbreiten, auf welche Natur oder Glücksumstände ihr irgend einigen Einfluß gaben; und ihr Vorhaben gelang ihr nur zu sehr, wenn sie gleich ihre Schaamlosigkeit nicht immer zugleich mit ihrer Harthersigkeit fortpflanzen konnte. Denn Manche von denen, die sie wider ihn aufreizte, schämten sich ihres Benehmens, und rühmten sich einer Beyhülfe, die sie ihm nie geleistet hatten.

Unter diesem Tadel darf ich indeß nicht alle seine Verwandten ohne Unterschied befassen. Denn der Menschenliebe Einer Lady, auf deren Namen ich mich jetzt nicht besinnen kann, erwähnt er mit Dankbarkeit; und ich bedaure, ihr hier nicht bestimmter das Lob ertheilen zu können, welches ihr dafür gebührt, daß sie allem Einflusse, allen Vorschriften und allem Beyspiele zuwider, gut handelte.

Man weiß, welche Strafe unsere Gesetze denen zuerkennen, die ihre Kinder ermorden; und nie hat man an der Gerechtigkeit dieser Strafe gezweifelt. Wenn aber diejenigen den Tod verdienen, die ein Kind in der Geburt tödten, welche Strafe kann denn hart genug für die Mutter seyn, die ihr Kind nur darum am Leben erhält, um größeres Elend über dasselbe zu bringen; die sein Leben nur verlängert, um es unglücklich zu machen, und es unbesorgt und ungerührt der Bosheit, der Unter-

drückung, dem Eigensinne des Zufalls, und den Versuchungen der Armuth ausgesetzt; die ihre Freude daran hat, es von Leiden überwältigt zu sehen; und wenn seine eigne Thätigkeit oder fremde Milde es in den Stand setzt, sich auf kurze Zeit über sein Elend zu erheben, es wieder in sein voriges Unglück hinabstürzt?

Da die Hülfe seiner Freunde ihm keine beständige Unterstützung gewährte, und die Hoffnung, ein besseres Glück durch Erweiterung seiner Bekanntschaft zu finden, ihn nothwendig an Oerter brachte, die einen gewissen Aufwand forderten; so fand er im J. 1724 es nothwendig, sich noch einmal in der dramatischen Dichtkunst zu versuchen, wozu er jetzt durch erweiterte Kenntnisse und längere Beobachtung fähiger war. Weil er aber im Lustspiel, obgleich mehr aus Mangel an günstigen Gelegenheiten als an Genie, nicht glücklich gewesen war, so entschloß er sich jetzt zu versuchen, ob es ihm mit einem Trauerspiele nicht besser gelingen würde.

Der Stoff, den er wählte, war die Geschichte des Sir Thomas Overbury; eine Geschichte, die sich sehr wohl für die Bühne schickte, aber vielleicht nicht von der damaligen Zeit entfernt genug war, um die zur Vollständigkeit des Plans nothwendigen Erdichtungen zu verstatten. Denn unser Verstand, der von Natur die Wahrheit liebt, findet allezeit den größten Anstoß an der Verletzung solcher Wahrheiten, von denen wir völlig gewiß sind; und natürlich dünken uns diejenigen Thatsachen am

gewissesten, die am nächsten sich an unser Zeitalter anschließen.

Aus dieser Geschichte verfertigte er nun ein Trauerspiel, welches, in Erwägung der Lage, worin er es schrieb, ein ausnehmender Beweis von Geistesstärke, von Gemüthsruhe, von unzerstörbarer Heiterkeit und unbezwinglicher Einbildungskraft ist. Während der meisten Zeit, da er mit dieser Arbeit beschäfftigt war, lebte er ohne Wohnung, und oft ohne Tisch; auch hatte er zu seinem Studiren keine weitere Bequemlichkeit, als die ihm das Feld oder die Straße gewährte. Hier pflegte er umherzugehen, und seine Reden in Gedanken abzufassen; dann trat er in irgend einen Kaufmannsladen, bat sich auf ein paar Augenblicke Feder und Tinte aus, und schrieb das, was er verfertigt hatte, auf Papier nieder, das er zufällig aufgesammelt hatte.

Wenn die Arbeit eines so bedrängten Schriftstellers nicht vollkommen ist, so muß man ihre Fehler unstreitig einer ganz andern Ursache zuschreiben, als dem Mangel an Genie; und sie muß vielmehr Mitleid erregen, als zum Tadel auffordern. Wenn aber jenes Trauerspiel unter so niederdrückenden Umständen vollendet war, so blieb nun noch die Schwierigkeit übrig, es auf die Bühne zu bringen; ein Unternehmen, welches für einen unbefangenen Geist im höchsten Grade peinlich und widerlich war. Denn da es ihm an Fürspruch und Ruhm fehlte, so sah er sich genöthigt, sich den Schauspielern völlig zu

unterwerfen, und sich, so ungern es auch geschehen mochte, Cibber's Verbesserungen gefallen zu lassen, die er immer als sehr nachtheilig für seine Arbeit ansah.

Zwar hatte er an Hill einen andern Kunstrichter von sehr verschiedener Art, von dessen Freundschaft er bey manchen Gelegenheiten großen Beystand erhielt, und dessen er nie anders als mit der äußersten Liebe und Hochachtung erwähnte, und an den er ein kurzes Gedicht, „der Freund," richtete, worin er seine Freundschaft mit der größten Wärme und Erkenntlichkeit rühmt. Schon seit einiger Zeit war er von ihm mit ganz besondrer Güte behandelt worden, und bey dieser Gelegenheit war es daher natürlich, daß er sich an ihn, als an einen Schriftsteller von bewährtem Ruf wandte. Er überschickte ihm also sein Trauerspiel mit einigen kurzen Versen, worin er ihn um seine Ausbesserung ersuchte. Hill, dessen Menschenfreundlichkeit und feines Benehmen allgemein bekannt ist, gewährte ihm diese Bitte gern; aber da man auch weiß, daß er oft ganz sonderbar dachte, und die Sprache mit vieler Kühnheit umformte, so glaubte Savage sein Trauerspiel durch Hill's Neuerungen nicht sonderlich verbessert, und hatte selbst damals den Muth, verschiedene Stellen, die er nicht billigen konnte, zu verwerfen; und was noch lobenswerther ist, Hill war so edelmüthig, die Vernachlässigung seiner Aenderungen nicht zu ahnden, sondern schrieb den Prolog und Epilog, worin er die Lage des Verfassers mit großer Feinheit und Schonung berührt.

Nach allen diesen Hindernissen und Gefälligkeiten konnte er sein Schauspiel doch erst im Sommer auf die Bühne bringen, als die vornehmsten Schauspieler abwesend waren, und die übrigen die Einnahme des Hauses in Pacht hatten. Unter diesen ließ man Savage selbst die Rolle des Sir Thomas Overbury spielen, wodurch er sich keinen sonderlichen Ruhm erwarb. Denn die Schaubühne war ein Wirkungskreis, für welchen die Natur ihn nicht bestimmt zu haben schien. Weder seine Stimme, noch sein Blick, noch sein Gebehrdenspiel waren von der Art, wie man sie auf der Bühne erwartete; und er selbst war so beschämt darüber, daß er genöthigt war, als Schauspieler zu erscheinen, daß er immer seinen Namen aus dem Verzeichnisse ausstrich, wenn er einen Abdruck des Stücks seinen Freunden mittheilte.

Mit der Ausgabe desselben war er glücklicher; denn die Funken des Genies, welche durch allen den Nebel hindurch schimmerten, den die Armuth darüber verbreitet hatte, erwarben ihm die Kunde und die Achtung mancher durch Rang, Tugend und Witz ausgezeichneter Personen. Die Aufführung, der Druck und die Zuschrift dieses Trauerspiels brachten ihm einen reinen Gewinn von hundert Pfund, welches ihm damals eine große Summe dünkte, weil er bisher noch nie so viel besessen hatte.

In der Zuschrift an Herrn Tryste Esq. findet sich nichts Bemerkenswerthes. Die Vorrede enthält sehr rühmliche Lobsprüche auf die blühenden Trefflichkeiten des

Theophilus Cibber, die Savage in seinen letzten Lebensjahren seine Freunde nicht lesen sehen konnte, ohne ihnen das Stück aus den Händen zu reissen.

Hill's Großmuth nahm bey dieser Gelegenheit noch kein Ende; denn späterhin, als Savage in neue Noth gerieth, beförderte er eine Unterzeichnung auf eine Sammlung vermischter Gedichte auf eine ungewöhnliche Art, indem er seine Geschichte in dem Plain Dealer*) mit einigen gefühlvollen Versen bekannt machte, von welchen er sagt, daß Savage sie wegen der ihm von seiner Mutter gewordenen Behandlung geschrieben habe, die Hill aber selbst verfertigt hatte, wie jener nachher erklärte. Diese Verse, und das Blatt, worin sie abgedruckt waren, machten auf jedermann einen sehr mächtigen Eindruck, nur nicht auf seine Mutter, die dadurch, daß ihre Grausamkeit öffentlich bekannt geworden war, sich in ihrem Widerwillen gegen ihn nur noch mehr verhärtete.

Hill beförderte nicht allein die Unterzeichnung auf die vermischten Gedichte, sondern gab auch den größten Theil dazu her, besonders das Gedicht, der glückliche

*) Eine Zeitschrift, an welcher Hill und Bond arbeiteten, die Savage die kämpfenden Mächte des Lichts und der Finsterniß nannte. Sie schrieben wechselsweise, jeder sechs Blätter; und man bemerkte, daß die Güte derselben mit den sechs Wochen Hill's regelmäßig stieg, und mit denen von Bond wieder sank.

Mann, welches er als eine Probe drucken ließ. Man ersuchte diejenigen, welche dadurch veranlaßt werden sollten, einen verdienstvollen Mann, ohne irgend ein weiteres Ansuchen, zu unterstützen, sich auf Bette's Kaffeehause zu unterzeichnen; und als Savage nach einigen Tagen dorthin ging, ohne irgend einen Erfolg von diesem Vorschlage zu erwarten, fand er zu seiner Verwunderung siebenzig Guineen, die für ihn aus dem durch Hill's bewegliche Vorstellung erregten Bedauern waren eingesandt worden.

Zu diesen vermischten Gedichten schrieb er eine Vorrede, worin er die Grausamkeit seiner Mutter mit ungemein vieler Laune und mit einer Heiterkeit der Phantasie erzählt, die den glücklichen Erfolg der Unterzeichnung wahrscheinlich bewirkte. Ueber diese Vorrede setzte er die Verse:

„Crudelis Mater magis, an Puer improbus ille?
„Improbus ille Puer, crudelis tu quoque, Mater.„
VIRGIL.

Die Zuschrift dieser Sammlung ist an die Lady Marie Worthley Montague gerichtet, der er ohne Rückhalt, und, die Wahrheit zu sagen, mit sehr wenig Feinheit, schmeichelt. Eben dieß gilt von allen seinen Zuschriften; seine Komplimente sind gezwungen und zudringlich, zusammengehäuft ohne die Annehmlichkeit der Ordnung, und ohne den Anstand einer Einleitung. Er

scheint seine Lobreden bloß zum Lesen seiner Gönner geschrieben, und sich eingebildet zu haben, daß er nichts weiter thun dürfe, als ihnen mit dem derbesten Lobe zu feyern, und daß die Schmeicheley ihren Weg zum Herzen nehmen werde, ohne alle Beyhülfe des Geschmacks oder der Erfindung.

Bald hernach gab der Tod des Königs zu einem allgemeinen poetischen Wettkampfe Gelegenheit; und diesen bestand auch Savage so, daß man ihm vor seinen Mitwerbern den Ehrenpreis zugestand. Ich weiß aber nicht, ob er durch sein Gedicht irgend einen andern Vortheil erhielt, als Zuwachs seines Rufs; ob er gleich ohne Zweifel weitere Aussichten dabey haben mußte, daß er sich in einer Gattung versuchte, deren Stoff längst schon erschöpft war, und eben so schwierig durch die Menge derer, denen er mißlungen, als derer, denen er geglückt war.

Er gewann nun immer mehr Ruf; und ob er gleich oft in nicht geringe Verlegenheiten gerieth, so schien er doch bey der Welt mehr Eingang zu finden, als beides sein guter Name und sein Leben durch einen Vorfall gefährdet wurden, von dem es noch unbestimmt ist, ob er als verschuldet, oder als bloßes Unglück anzusehen sey.

Am 20sten November 1727 kam Savage von Richmond, wo er damals wohnte, um seine Studien ungestört betreiben zu können, in der Absicht, eine andere

Woh-

Wohnung, die er in Westmünster hatte, aufzukündigen. Ihm begegneten zwey von seinen Bekannten, Merchant und Gregory. Er ging mit ihnen in ein nahes Kaffeehaus, und saß da beym Trinken bis spät in die Nacht; denn es war gar nicht seine Art, der Erste von der Gesellschaft zu seyn, der wegzugehen wünschte. Gern hätte er in dem nämlichen Hause ein Schlafzimmer genommen; aber es war nicht Raum genug für die ganze Gesellschaft; und sie verabredeten daher, in den Straßen umher zu streifen, und sich bis an den Morgen so gut wie es gehen wollte, die Zeit zu kürzen.

Unterweges bemerkten sie zum Unglück Licht in Robinsons Kaffeehause, unweit Charing Croß, und gingen also hinein. Merchant forderte etwas grob ein Zimmer, und man sagte ihm, es sey ein gutes Kaminfeuer in der nächsten Wohnstube, welches die Gesellschaft sogleich verlassen werde, weil sie schon ihre Rechnung bezahle. Merchant begnügte sich nicht mit dieser Antwort, sondern stürzte in das Zimmer hinein, und die übrigen folgten ihm. Muthwillig setzte er sich zwischen der Gesellschaft und dem Kaminfeuer, und bald darauf stieß er den Tisch um. Hierdurch entstand ein Gezänke; man zog die Degen von beiden Seiten; und ein gewisser James Sinclair wurde tödtlich verwundet. Savage hatte gleichfalls ein Mädchen verwundet, welches ihn zurück hielt, und wollte mit Merchant zum Hause hinaus. Da sie aber erschrocken, verwirrt und unent-

schlossen waren, ob sie fliehen oder bleiben sollten, so wurden sie in einem Hinterhofe von Einem aus der Gesellschaft und einigen Soldaten ergriffen, die man zu Hülfe gerufen hatte.

Man brachte sie für die Nacht in sichere Verwahrung, und führte sie am Morgen vor drey Richter, welche sie in die Thorwache bringen ließen. Sinclair starb noch an dem nämlichen Tage, und in der Nacht darauf brachte man sie nach Newgate, wo man sie jedoch mit einiger Auszeichnung behandelte, ihnen keine Ketten anlegte, und sie nicht unter die gemeinen Verbrecher setzte.

Am Tage ihres Verhörs war der Gerichtssaal gedrängt voll, und das Publikum schien sich für diese Sache wie für eine öffentliche Angelegenheit zu interessiren. Die Zeugen wider Savage und seine Freunde waren: die Wirthin des übel berüchtigten Hauses und ihre Magd, die Leute, welche mit Sinclair in dem Zimmer waren, und ein Frauenzimmer aus der Stadt, welches mit ihnen getrunken, und das man mit Einem von ihnen im Bette gesehen hatte. Sie thaten Alle einen Eid darauf, Merchant habe die Ausforderung gethan, Savage und Gregory hätten darauf die Degen gezogen, Savage zuerst, und letzterer habe den Sinclair niedergestoßen, als er nicht in der Stellung gewesen sey, sich zu vertheidigen, oder indeß Gregory ihm den Degen zurück gehalten habe. Nachdem er ihm den Stoß bey-

gebracht, sey er blaß geworden, und habe davon laufen wollen; die Magd aber habe ihn um den Leib gefaßt, Einer von der Gesellschaft habe ihn zu halten gesucht, er sey aber dadurch losgekommen, daß er der Magd eine Wunde am Kopfe beybrachte, nachher aber im Hofe ergriffen worden.

Ihre Aussagen stimmten jedoch nicht völlig überein. Der Eine hatte nicht gesehen, daß Savage dem Ermordeten die Wunde beygebracht habe; ein Anderer sagte, dieß sey geschehen, als Sinclair die Degenspitze zur Erde gekehrt habe; und das Frauenzimmer aus der Stadt behauptete, sie habe Sinclairs Degen überall nicht gesehen. Diese Verschiedenheit der Aussagen war indeß noch kein völliger Widerspruch, sondern es ergab sich nur daraus, daß man wegen der großen Hitze und Unordnung des ganzen Handels die Wahrheit in Ansehung der einzelnen Umstände nicht leicht werde herausbringen können, und daher die Glaubwürdigkeit der Zeugnisse nicht so ganz unbedingt annehmen dürfe.

Sinclair hatte vor seinem Tode mehrmals erklärt, er habe seine Wunde von Savage bekommen; auch leugnete dieser es bey dem Verhöre nicht, sondern suchte es nur theils durch die plötzliche Entstehung des ganzen Vorfalls und durch die Unmöglichkeit eines bösen Vorbedachts oder einer boshaften Absicht zu entschuldigen, theils auch durch die Nothwendigkeit der Selbstvertheidigung und seiner eignen Lebensgefahr, wenn er

diese Gelegenheit versäumt hätte, ihm den Stoß beyzubringen. Auch bemerkte er, daß man weder durch Vernunft noch Gesetz verbunden sey, einen gedrohten Schwerdtstreich ruhig abzuwarten, den er in diesem Falle nie hätte erwiedern können, und daß es immer doch erlaubt sey, einen Angriff von sich abzuwehren, und sein Leben dadurch zu erhalten, daß man es seinem Gegner nähme, der es in Gefahr gebracht hätte.

In Ansehung der Gewalt, womit er zu entkommen gesucht hatte, erklärte er, es sey nicht seine Absicht gewesen, dem Gerichte zu entfliehen, oder einer Untersuchung auszuweichen, sondern nur die Kosten und Beschwerden eines Gefängnisses zu vermeiden, und daß er sich ungefordert gestellt haben würde.

Diese Vertheidigung, welche über eine Stunde währte, wurde von der gedrängten Volksmenge mit der aufmerksamsten und ehrerbietigsten Stille angehört. Die, welche der Meinungen waren, er müsse nicht losgesprochen werden, gestanden doch, daß man ihm seinen Beyfall nicht versagen könne; und die vorhin sein Unglück bedauerten, faßten nun Achtung für seine Fähigkeiten.

Die Zeugen, welche wider ihn auftraten, waren offenbar Leute, die auf Glaubwürdigkeit keinen sonderlichen Anspruch zu machen hatten: eine gemeine liederliche Person, eine Frau, die dergleichen in ihrem Hause unterhielt, und ein Mann, der sich ihrer annahm. Savage's Charakter hingegen war, nach dem Zeugnisse

mehrerer angesehener Personen, bescheiden, harmlos, nicht geneigt zu Zänkereyen oder Zudringlichkeiten, und man hatte ihn bis dahin nur von Seiten seines Mißgeschicks und seines Witzes gekannt.

Wären seine Zuhörer seine Richter gewesen, so würde er ohne Zweifel freygesprochen seyn; aber Page, der damals Richter war, behandelte ihn mit seiner gewöhnlichen Grobheit und Härte. Nach Aufzählung der Beweise suchte er die Geschwornen, wie Savage zu erzählen pflegte, mit folgender herrlichen Rede zu erbittern: „Ihr Herren Geschwornen, ihr habt zu erwägen, „daß Herr Savage ein sehr großer Mann ist, ein „weit größerer Mann, als ihr oder ich, ihr Herren Ge„schwornen; daß er sehr schöne Kleider trägt, weit schö„nere Kleider, als ihr oder ich, ihr Herren Geschwornen; „daß er eine Menge Geld in der Tasche hat, weit „mehr Geld, als ihr oder ich, ihr Herren Geschwor„nen. Aber, ihr Herren Geschwornen, ist es nicht ein „sehr schlimmes Ding, ihr Herren Geschwornen, daß „Herr Savage deswegen euch oder mich umbringen „kann, ihr Herren Geschwornen?“

Als Savage hörte, daß man seine Vertheidigung so ganz mißverstand, und die Männer, welche über sein Schicksal entscheiden sollten, durch gehässige Vergleichungen aufhetzte, so erklärte er frey und dreist, man habe seine Sache nicht redlich dargelegt, und fing an, das zu wiederholen, was er vorher von seiner Lage und der

Nothwendigkeit, die Kosten des Verhafts zu vermeiden, gesagt hatte. Aber der Richter befahl ihm, zu schweigen, und da er dieß mehrmals umsonst befahl, hieß er ihn mit Gewalt hinweg führen.

Die Geschwornen hörten darauf die Meinung des Richters: guter Ruf habe kein Gewicht gegen augenscheinliche Beweise, wenn er gleich in zweifelhaften Fällen einiges Gegengewichte bewirken könne; wenn zwey Leute beide einander anfallen, sey der Tod des Einen freylich kein förmlicher Mord; wenn aber, wie im vorliegenden Falle, der Eine der angreifende Theil sey, und bey Verfolgung des Angriffs den Andern tödte, so erkläre das Gesetz diese That, wenn sie auch noch so plötzlich geschehen sey, für vorsätzlich. Man berathschlagte sich hierauf über das Gutachten, und entschied, daß Savage und Gregory des Mordes schuldig sey, Merchant aber, der keinen Degen gehabt habe, sey nicht als vorsetzlicher Mörder zu betrachten.

So endigte sich dieß denkwürdige Verhör, welches acht Stunden dauerte. Savage und Gregory wurden ins Gefängniß zurück geführt, wo man sie nun enger verwahrte, und ihnen funfzig Pfund schwere Eisen anlegte. Vier Tage hernach empfingen sie ihr Urtheil.

Savage hatte nun weiter keine Hoffnung zum Leben, als von der Gnade der Krone, um die sich seine Freunde sehr ernstlich bewarben, und der — so schwer es

auch halten mag, es zu glauben — nur allein durch seine Mutter ihm erschwert wurde.

Um die Königin wider ihn einzunehmen, machte sie sich einen Vorfall zu Nutze, dessen in der gehörigen Zeitfolge nicht erwähnt ist, um zugleich mit der Absicht angeführt zu werden, zu deren Erreichung er dienen sollte. Als Savage seine Abkunft entdeckt hatte, verlangte ihn unaufhörlich, seine Mutter zu sprechen, die ihn an öffentlichen Orten immer vermied, und ihm den Zugang in ihr Haus verweigerte. Eines Abends ging er, seiner Gewohnheit nach, in der Straße, wo sie wohnte, auf und nieder, und sah die Thür ihres Hauses zufällig offen stehen. Er trat hinein, und da ihm niemand in den Weg kam, ihn abzuhalten, ging er die Treppe hinauf, sie zu begrüßen. Sie wurde seiner gewahr, ehe er in ihr Zimmer kommen konnte, brachte die Hausgenossen durch das kläglichste Geschrey in Bewegung, und als sie dieselben dadurch um sich versammelt hatte, befahl sie ihnen, den Bösewicht aus dem Hause zu jagen, der auf sie eingedrungen sey, und sie ermorden wolle. Savage, der mit der unterwürfigsten Zärtlichkeit ihre Wuth zu besänftigen gesucht hatte, und sie nun eine so abscheuliche Beschuldigung ausstoßen hörte, hielt es für rathsam, davon zu gehen, und versuchte es, so viel ich weiß, niemals wieder, sie zu sprechen.

So auffallend ihm aber auch ihre Falschheit und ihre Grausamkeit war, so glaubte er doch, sie wolle von

ihrer Lüge keinen weitern Gebrauch machen, als seinen Umarmungen und dringenden Bitten auszuweichen, und war weit von dem Argwohn entfernt, daß sie diesen Vorfall im Gedächtniß bewahren, und ihn zum Werkzeuge künftiger Bosheit benutzen, oder ihn wegen dieses erdichteten Ueberfalls ums Leben zu bringen suchen werde.

Als man aber bey der Königin um seine Begnadigung anhielt, und ihr von der harten Behandlung Nachricht gab, die er von seinen Richtern erfahren hatte, gab sie zur Antwort, die Art seines Verhörs möge auch noch so unstatthaft, oder die That, um derentwillen er verurtheilt worden, möge noch so sehr zu mildern seyn, so könne sie doch nicht glauben, daß ein Mann des Königs Begnadigung verdiene, der im Stande gewesen sey, bey Nacht in das Haus seiner Mutter einzudringen, mit dem Vorsatze, sie zu ermorden.

Wer diese schreckliche Verläumdung der Königin hinterbracht habe, ob die Erfinderin derselben unverschämt genug gewesen sey, sie zu erzählen, ob irgend jemand schwach gewesen sey, ihr Glauben beyzumessen, oder verderbt genug, mit ihr in ihren verruchten Plan sich einzulassen, weiß ich nicht; aber man hatte hinlängliche Maaßregeln genommen, die Königin von der Wahrheit dieses Vorgebens so stark zu überreden, daß sie lange keinen von denen anhören wollte, die für sein Leben Fürspruch einlegten.

Und so würde Savage durch die Aussage einer Kupplerin, einer liederlichen Weibsperson, und seiner Mutter, das Leben eingebüßt haben, wenn ihm nicht Gerechtigkeit und Mitleid eine Fürsprecherin verschafft hätten, die von zu hohem Range war, um nicht gehört zu werden, und von zu edlen Eigenschaften, als daß man sie hätte hören können, ohne ihr zu glauben. Sein Verdienst und sein Unglück kamen der Gräfin von Hertford zu Ohren, die sich für ihn mit aller der Theilnahme verwendete, die durch Mitleid erregt, und allem dem Eifer, der durch Großmuth angefacht wurde. Sie bat sich ein Gehör bey der Königin aus, legte ihr die ganze Reihe der Grausamkeiten seiner Mutter vor, zeigte ihr die Unwahrscheinlichkeit der Beschuldigung, daß er einen Mord habe verüben wollen, der ihm zu nichts helfen konnte, und überführte sie bald, wie wenig sein ehemaliges Verhalten es verdiene, einen Grund außerordentlicher Strenge abzugeben.

Die Fürsprache dieser Gräfin hatte einen so glücklichen Erfolg, daß er bald hernach Bürgschaft stellen durfte, und am 9ten März 1728 des Königs Begnadigung erhielt.

Man wird natürlich nach den Gründen fragen, die seine Mutter bewegen konnten, ihn so hart und so unversöhnlich zu verfolgen, und warum sie alle Mittel der Bosheit und alle Schlingen der Verläumdung brauchen konnte, ihrem eignen Sohne das Leben zu nehmen; einem Sohne,

der sie nie beleidigte, der nie auf ihre Kosten seinen Unterhalt empfing, noch ihr irgend eine angenehme oder vortheilhafte Aussicht versperrte; warum sie ihn durch eine Lüge ins Verderben zu stürzen suchte, durch eine Lüge, die keinen Glauben finden konnte, sondern im ersten Augenblicke der Untersuchung von selbst wegfallen mußte, und die sich bloß dadurch wahrscheinlich machen läßt, daß sich aus ihrem Verhalten die Bemerkung ergiebt, daß die abscheulichsten Verbrechen zuweilen ohne irgend eine ersichtliche Versuchung begangen werden.

Diese Mutter lebt noch *), und freuet sich, ungeachtet ihre Bosheit so oft vereitelt ward, noch jetzt des Gedankens, daß ein Leben, welches sie mehrmals zu vernichten suchte, durch ihre mütterliche Geschäftigkeit wenigstens verkürzt wurde; daß sie ihren Sohn zwar nicht in die amerikanischen Pflanzungen versetzen, ihn nicht in der Werkstätte eines Handwerkers begraben, noch die Hand des Scharfrichters über ihn beschleunigen konnte, daß sie aber noch die Befriedigung gehabt habe, alle seine Stunden zu verbittern, und ihn in eine Dürftigkeit zu versetzen, die seinen Tod schneller herbeyführte.

Während seiner Gefangenschaft, seines Verhörs, und der Zeit, da ihm das Todesurtheil gesprochen war, betrug sich Savage mit vieler Festigkeit und Gemüthsruhe, und bestärkte durch seine Standhaftigkeit seine

*) Im Jahr 1748.

Freunde in der Achtung, mit welcher sie vorhin schon seine Fähigkeiten bewunderten. Seine einzelnen Lebensumstände wurden noch bekannter durch eine kurze, von Beckingham und einem andern Verfasser aufgesetzte Nachricht, welche damals im Druck erschien, und wovon mehrere tausend Abdrücke in wenig Wochen überall verbreitet wurden. Das Bedauern aller Menschenfreunde wirkte so sehr zu seinem Besten, daß er durch öftere Geschenke nicht nur in Stand gesetzt wurde, sich selbst zu erhalten, sondern auch Gregory während seiner Gefangenschaft zu unterstützen; und als er seine Begnadigung und Freyheit erhielt, fand er die Zahl seiner Freunde nicht vermindert.

Die Akte, nach welcher man ihn verurtheilt hatte, war an sich schon zweifelhaft; von den Zeugen, die wider ihn auftraten, war der Charakter des Mannes nicht unverdächtig, der Ruf der Weibsperson aber öffentlich als schändlich bekannt; und die, deren Zeugniß vornehmlich die Geschwornen bewog, ihn zu verurtheilen, nahm hernach ihre Aussagen wieder zurück. Er selbst leugnete immer, daß er trunken gewesen sey, wie man allgemein gesagt hatte. Gregory soll ihn für weit weniger schuldig erklärt haben, als selbst diejenigen ihn glaubten, die ihm wohl wollten; und Page selbst gestand nachher, er habe ihn mit ungemeiner Strenge behandelt. Nimmt man alle diese Umstände zusammen, so wird diese ganze gerichtliche Verhandlung auf Savage's Charakter wol eben kein nachtheiliges Licht werfen.

Einige Zeit nach seiner Freylassung begegnete ihm auf der Straße die Weibsperson, die so boshaft wider ihn geschworen hatte. Sie sagte ihm, sie sey in nothdürftigen Umständen, und bat ihn mit einem selten erreichbaren Grade von Zutrauen, ihr zu helfen. Anstatt ihres Elends zu spotten, und sich des Unglücks einer Person zu freuen, die sein Leben in Gefahr gebracht hatte, verwies er ihr ganz ruhig ihren Meineid, wechselte die einzige Guinee, die er hatte, und theilte sie mit ihr zu gleichen Theilen.

Mitleid war überhaupt die ausgezeichneteste Eigenschaft seines Charakters. Nie war er geneigt, sich die Schwäche Anderer zu Nutze zu machen, den Wehrlosen anzugreifen, oder den Fallenden noch tiefer zu stürzen. Jeder Nothleidende konnte wenigstens auf seine guten Wünsche rechnen; und wenn er ihn aus seinem Unglück nicht zu retten vermochte, so suchte er dasselbe wenigstens durch Mitgefühl und Theilnahme zu lindern. Wenn aber sein Herz durch den Anblick des Elendes nicht erweicht wurde, dann war er zuweilen hartnäckig in seinem Unwillen, und verlor nicht so bald das Andenken an ein erlittenes Unrecht. Immerfort sprach er mit Zorn von der Grobheit und Parteylichkeit seines Richters Page, und kurz vor seinem Tode rächte er sich dafür in einer poetischen Satyre, die nie ganz, sondern nur stellenweise in Gentlemans Magazine von 1741 gedruckt ist.

Jetzt war er zwar in Freyheit, aber noch wie vorher ohne alle weitere Unterstützung, außer derjenigen, die

ihm gelegentliche Geschenke und ungewisse Gunst gewährten; Quellen, die ihm zuweilen sehr ergiebig zuflossen, aber zur andern Zeit auch schnell wieder verstopft waren. Und so brachte er sein Leben zwischen Mangel und Ueberfluß hin, oder, was noch schlimmer ist, zwischen Betteley und Ausschweifung. Denn da alles, was er erhielt, ein Geschenk des Zufalls war, der ihn eben so gut zur einen wie zur andern Zeit begünstigen konnte, so ward er dadurch gereizt, was er hatte, zu verschwenden, weil er immer hoffte, sogleich wieder unterstützt zu werden.

Eine zweyte Ursache seiner Verschwendung war die übel verstandene Gefälligkeit seiner Freunde, die seine Fähigkeiten nicht bloß belohnen, sondern auch von ihnen Genuß haben wollten. In dieser Absicht bewirtheten sie ihn in den Gasthöfen, und gewöhnten ihn an Ergötzungen, die er nicht bestreiten, aber sich auch nun nicht mehr versagen konnte, wenn er auch die Schwelgerey einer einzigen Nacht oft durch heftige Erkältung und durch wochenlangen Hunger erkaufen mußte.

Die Erfahrung dieses Ungemachs bestimmte ihn, sich um irgend ein festes Einkommen zu bemühen; und als sein Bitten und Ansuchen lange fruchtlos geblieben war, so machte er den Versuch, es seiner Mutter durch härtere Mittel abzuzwingen. Jetzt hatte er, wie er gestand, jene zärtliche Liebe gegen sie verloren, welche die ganze Reihe ihrer Grausamkeiten nicht völlig hatte unterdrücken können, bis er aus ihren Bemühungen, die sie zu seinem Verderben

anwandte, hinlänglich abnahm, daß sie sich nicht damit begnügte, ihm ihre Hülfe zu versagen, und seinem Kampfe mit der Armuth gleichgültig zuzusehen, sondern daß sie begierig jede Gelegenheit ergriff, sein Unglück zu vermehren, und daß er sie als eine unversöhnlich tückische Feindin anzusehen habe, die sich durch nichts, als durch sein Blut, befriedigen ließe. Er drohte daher, sie mit Strafgedichten heimzusuchen, und eine ausführliche Erzählung ihres Betragens drucken zu lassen, wofern sie sich nicht von der öffentlichen Schande durch Aussetzung eines Jahrgehalts loskaufte.

Dieses Mittel hatte guten Erfolg. Sey es nun, daß bey ihr die Schaam noch lebte, wenn gleich die Tugend erstorben war, oder daß ihre Verwandten vorsichtiger dachten, und der Meinung waren, daß einige auf sie gerichtete Pfeile der Satyre auch sie mit treffen könnten; genug, Lord Tyrconnel nahm ihn, gegen sein Versprechen, daß er den Vorsatz, die Härte seiner Mutter öffentlich zu rügen, aufgeben wollte, in seine Familie auf, behandelte ihn wie seines Gleichen, und machte sich anheischig, ihm ein Jahrgehalt von zweyhundert Pfund auszusetzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neuere Verlagsbücher der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle.

Ernesti (J. A.) Praefationes et Notae ad M. T. Ciceronis operum omnium Editionem majorem. Editionis Ernestianae minoris Supplementum. Pars prior. 8. 1806. 2 Rthlr.

(Der zweyte Theil erscheint nächstens.)

Fabri (J. E.) Abriß der Geographie, 12te Auflage. Nebst einem Anhange mit Anzeige der seit dem Presburger Frieden bis zum April 1806 erfolgten wichtigern politischen Veränderungen. 8. 1806. 10 Gr.

Grens (F. A. C.) systematisches Handbuch der gesammten Chemie. Dritte Auflage, durchgesehen und umgearbeitet von M. H. Klaproth. 1ster und 2ter Theil. gr. 8. 1806. 4 Rthlr.

(Der dritte Theil ist unter der Presse.)

Gruneri (C. F. F.) Commentatio antiquaria medica de Jesu Christi morte vera non simulata. Accedunt D. Chr. Gottfr. Gruneri vindiciae mortis Jesu Christi verae et Herm. Coringii discursus de Jesu Christi cruento sudore et morte ejus repentina de aqua et sanguine ejus demortui latere jam effluentibus commentatio perpetuo illustratur. 8 maj. 1806. 16 Gr.

Heinecke (J. R. A.) animadversiones in Juvenalis Satiras sive censura editionum Ruperti anarum. 8 maj. 1806. 8 Gr.

Holzmanns (Ph.) hercynisches Archiv, oder Beyträge zur Vermehrung der Kunde des Harzes, 1ster Band. 4 Stücke. gr. 8. 2 Rthlr.

Homeri Odyssea. Editio nova in usum scholarum, librorum summariis aucta. Accedit Batrachomyomachia. 8 maj. 1805. 20 Gr.

— Ilias. Edit. nova in usum scholarum librorum summariis aucta. Accedunt Hymni Homeridarum et Epigrammata. 8 maj. 1806. 1 Rthlr. 8 Gr.

Junkers Handbuch gemeinnütziger Kenntnisse für Volksschulen. 3 Theile. gr. 8. 2 Rthlr.

— biblischer Catechismus für Volksschulen, zehnte Auflage. 8. 1807. 2 Gr.

Kirchhofs (Fr. Chr.) kleine französische Sprachlehre für die untern Schulclassen. 8. 1805. 5 Gr.

Knappii (Dr. Ge. Chr.) scripta varii argumenti maximam partem exegetici. Tom. I. et II. 8 maj. 1805. 1 Rthlr. 20 Gr.

— — Diatribe in locum Epist. Pauli ad Romanos Cap. X, 4—11. qui est de aeterna salutis spe in nemine extra Christum redivivum collocanda. 4. 1806. 3 Gr.

— — neuere Geschichte der evangelischen Mission in Ostindien, 61—63. Stück. 4. 1 Rthlr.

Merbeth (J. M.) neue Vorschriften zum Gebrauch der Schreibeclassen in sämmtlichen Schulen des Hallischen Waisenhauses. Kleinere Sammlung, welche 16 Blätter enthält. 4. 1805. geb. 10 Gr.

Niemeyers (Dr. Aug. Herm.) Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts für Eltern, Hauslehrer und Erzieher. Drey Theile. Fünfte vermehrte und verbesserte Ausgabe. gr. 8. 1806. 4 Rthlr.

Der dritte Theil besonders, für die Besitzer der dritten und vierten Ausgabe. gr. 8. 1 Rthlr. 16 Gr.

— — über die Organisation öffentlicher Schulen und Erziehungsanstalten, 2te verbesserte Ausgabe. gr. 8. 16 Gr.

— — Handbuch für christliche Religionslehrer. Erster Theil. Populäre und praktische Theologie. 5te verbesserte Aufl. gr. 8. 1806. 1 Rthlr. 8 Gr.

Desselben Buchs zweyter Theil. Homiletik, Pastoralwissenschaft und Liturgik. 5te verb. Aufl. gr. 8. 1807. 1 Rthlr. 4 Gr.

Schulbuch, neues französisches, für die ersten Anfänger. Neue Aufl. 8. 1806. 10 Gr.

Spaldings (J. J.) Lebensbeschreibung, von ihm selbst aufgesetzt, und herausgegeben von dessen Sohne G. L. Spalding. gr. 8. 1805. 20 Gr.

Wochenblatt, Hallisches patriotisches, auf das Jahr 1807; oder achter Jahrgang. Zur Beförderung nützlicher Kenntnisse und wohlthätiger Zwecke, von Dr. Aug. Herm. Niemeyer und Dr. H. B. Wagnitz. 8. Der Jahrgang 16 Gr. (In Commission.)

Inhalt

des sechsten Bandes zweytes Stück.

VI. Leopold, Fürst von Anhalt-Dessau. Vom Herrn-Feldprediger Spieker in Halle. S. 117

VII. Johann Philipp Baratier. Von einem Ungenannten. 165

VIII. Richard Savage. Vom Herrn Hofrath Eschenburg in Braunschweig. 203

XVI
XVII
XVIII

Der
Biograph.

Sechsten Bandes. Drittes Stück.

Halle, in der Waisenhaus-Buchhandlung 1807.

Von dieser Zeitschrift erscheinen jährlich wenigstens acht, höchstens zwölf Stück, brochirt, in farbigem Umschlag. Vier Stücke machen einen Band von wenigstens 1 Alph. 8 — 10 Bogen. Der Preis des ganzen Bandes von vier unzertrennlichen Stücken ist 1 Rthlr. 16 Gr. oder 3 Fl. wofür man ihn durch alle Buchhandlungen bekommen kann.

Der Biograph liefert in steter Abwechslung theils längere, theils kürzere Biographien merkwürdiger Menschen aus allen Ständen, deren Namen Kronos auf seine Zeittafel der drey letzten Jahrhunderte eingeschrieben hat. Mit eigentlichen Biographien wechseln von Zeit zu Zeit historische Abhandlungen, die mit der Biographik in enger Verbindung stehn, Beurtheilungen und kurze Auszüge aus neu erscheinenden biographischen Werken, so weit sie den Zeitraum, welchen sich der Biograph gesetzt hat, betreffen. Jedem Stück folgt ein historischer Anzeiger, welcher die im Lauf des Jahrs vorgekommenen Todesfälle solcher Personen enthalten soll, die auf irgend eine Art verdienen, von der achtsamen Muse der Geschichte auf ihrer Tafel für den künftigen Biographen des neunzehnten Jahrhunderts angemerket zu werden.

Ein literarischer Anzeiger wird als Beylage gratis ausgegeben, worin neue Bücher von den Herrn Autoren und Verlegern bekannt gemacht werden können. Bekanntmachungen, die nicht über 12 Zeilen betragen, kosten 8 Gr. oder 36 Kr. rhein. Längere zahlen für die Zeile 9 Pfen. oder 3 Kr. Die Anzeigen werden portofrey nebst den Einrückungskosten an die Verlagshandlung eingesendet, wofern man nicht mit ihr in Rechnung steht.

---

lit univ de vil arud gen

VIII.

Richard Savage.

Von Dr. Samuel Johnson.

(Beschluß.)

Dieß war der goldne Zeitpunkt in Savage's Leben. Denn eine Zeitlang hatte er nicht Ursache, über das Glück zu klagen. Seine äußere Einrichtung war glänzend, sein Aufwand groß, und seine Bekanntschaft zahlreich. Er wurde von Allen gefeyert, die für Leute von Genie und feinem Geschmack gelten wollten. Ihn bewundern, war ein Beweis von Einsicht, und mit ihm bekannt seyn, ein Anspruch auf Dichterruhm. Seine Gegenwart allein konnte einen öffentlichen Unterhaltungsort beliebt machen, und sein Beyfall und Beyspiel gaben in der Mode den Ton an. So viel vermag das Genie, wenn es mit dem Schimmer der Wohlhabenheit umgeben ist. Gern schenkt man dem Glücke die Achtung, die man dem Verdienst schuldig war, und freut sich, wenn man Gelegenheit hat, zu gleicher Zeit seine Eitelkeit zu befriedigen, und seine Pflicht zu thun.

Die glückliche Zwischenzeit gab ihm Gelegenheiten an die Hand, seine Menschenkenntniß durch Betrachtung der höchsten und niedrigsten Stände zu erweitern; und hätte er nachher für die Bühne geschrieben, so wäre er vielleicht nur von Wenigen übertroffen worden. Denn da er nie eine Scene unbemerkt hatte vorübergehen lassen, so hatte er in seinem Geiste alle die verschiedene Abstufungen der Leidenschaften und die unzähligen Mischungen von Laster und Tugend gesammelt, wodurch sich Ein Charakter von dem andern unterscheidet; und da seine Empfänglichkeit stark und sein Ausdruck klar war, so erhielt er sehr leicht Eindrücke von den Gegenständen, und theilte sie andern sehr eindringlich mit.

Von seinen genauen Bemerkungen über das menschliche Leben gab er eine Probe, die dem größten Namen Ehre machen würde, in einer kleinen Flugschrift: The Author to be let, der Autor zur Miethe. Er stellt darin einen schändlichen Schmierer, Ischariot Hackney, auf, der von seiner Geburt, seiner Erziehung, seinen Neigungen und Sitten, seiner Lebensart und den Maximen seines Verhaltens Meldung thut. In der Einleitung werden manche geheime Anekdoten von den unbedeutenden Schriftstellern jener Zeit erzählt, die aber zuweilen mit unartigen Spöttereyen über ihre Geburt, und über ihre und der Ihrigen Glücksumstände untermischt sind. Auch ist nicht zu leugnen, daß Ischariot Hack-

ney selbst manche Stellen dieser Schrift hätte schreiben können.

Man gab ihm auch Schuld, daß er mit einigen Personen, wider die er seine Satyre brauchte, in anscheinender Freundschaft lebe, und das Vertrauen, welches er durch vorgebliches Wohlwollen gewann, dazu benutze, Fehler zu entdecken und zu rügen. Und freylich war seine Achtung kein sehr gewisser Besitz, weil er zu Einer Zeit eben die Leute durchzog, die er zur andern Zeit gelobt hatte. Es läßt sich hiefür sagen, daß der nämliche, Mensch seine Grundsätze ändern, und daß eben der, den man vormals nach Verdienst lobte, mit gleichem Rechte getadelt werden könne; oder daß der Dichter ehedem von dem Schein der Tugend geblendet gewesen sey, und nachher den Mann, den er gepriesen hatte, nach erhaltener Gelegenheit, ihn näher zu prüfen, der Lobsprüche unwerth gefunden habe, die er ihm zu voreilig gegeben hatte; und daß eben so, wie eine unverdiente Satyre zum Besten desjenigen, dem man zu nahe gethan hat, widerrufen werden kann, auch unverdientes Lob sich zurücknehmen lasse, damit der Unterschied zwischen Laster und Tugend sich nicht verliere, damit man einem schlechten Menschen nicht auf den Glauben seines Lobredners traue, oder damit andere nicht nach gleichem Lobe durch die nämlichen Mittel trachten mögen.

Der Autor zur Miethe wurde zuerst als einzelne Flugschrift gedruckt, und nachher in einer Samm-

lung von Stücken, welche auf die Dunciade Bezug hatten. Diese wurden an den Grafen von Middlesex in einer Zuschrift gerichtet, die Savage zu unterzeichnen gebeten wurde, ob er sie gleich nicht geschrieben hatte, und worin einige Behauptungen vorkommen, die der wahre Verfasser vielleicht nicht gern unter seinem Namen gewagt hätte. Auch dachte Savage in der Folge mit keiner sonderlichen Befriedigung daran zurück.

Savage war weit von der Meinung entfernt, daß die Namensbuchstaben, welche bey jeder Gattung schlechter Dichter in der Schrift über das Bathos gesetzt waren, auf gut Glück hingeschrieben wären, wie man ihn hatte behaupten lassen; denn als ihm einer seiner Freunde darüber einen Vorwurf machte, daß er seinen Namen zu einer so unwahrscheinlichen Behauptung hergegeben habe, wußte er nichts weiter zu antworten, als, er habe nicht daran gedacht; und sein Freund war zu liebreich gegen ihn, um zu erwiedern, daß es nicht viel verzeihlicher sey, wenn man schreibe, ohne zu denken, als wenn man das Gegentheil von dem schreibe, was man denke.

Nachdem ich das Unrichtige in dieser Zuschrift erwähnt habe, muß ich doch auch eben die Unparteylichkeit beobachten, die ich hier empfehle, und dem beypflichten, was Savage darin versicherte, daß nämlich die Nachricht von den Umständen, unter welchen die Dunciade

erschien, völlig wahr sind, so seltsam und unwahrscheinlich sie auch seyn mögen.

Die Erscheinung dieser Schrift zur damaligen Zeit zog ihm eine große Menge von Feinden unter denen zu, die Pope angegriffen hatte. Man sah ihn als eine Art von Bundesgenossen dieses Dichters an; man glaubte, er habe ihm Privatanekdoten und geheime Vorfälle an die Hand gegeben; und so kam die Schande eines Ohrenbläsers zu dem Widerwillen gegen einen Satyriker hinzu.

Daß er nicht völlig frey von literarischer Heucheley war, und zuweilen das Gegentheil von dem sagte, was er schrieb, läßt sich nicht leugnen; denn er selbst gestand, daß er um eben die Zeit, da er mit Dennis sehr vertraut umging, ein beißendes Epigramm wider ihn geschrieben habe.

Savage bot indeß allem Grimme jener Pygmäen von Schriftstellern Trotz, und glaubte, er habe Pope's Freundschaft noch immer wohlfeil genug dadurch erkauft, daß er sich ihrem Tadel und ihrem Hasse ausgesetzt hatte; auch fand er nicht Ursache, diesen Vorzug zu bereuen; denn er hatte an Pope fast bis zum Ende seines Lebens einen beständigen und unabwendbaren Freund.

Ungeachtet seiner anerkannten Neutralität in politischen Angelegenheiten, ließ er doch ein Lobgedicht auf Sir Robert Walpole drucken, wofür er von ihm mit zwanzig Guineen belohnt wurde; eine nicht sehr große

Summe, wenn man die Vortrefflichkeit dieser Schrift und den Reichthum des Gönners erwägt; aber doch größer, als die Belohnung, die er späterhin von einer Person noch höhern Ranges erhielt, der es auch noch mehr darum zu thun zu seyn schien, als Beschützer der Literatur ausgezeichnet zu werden.

Da er Sir Robert Walpole's Benehmen auf keine Weise billigte, und im gesellschaftlichen Gespräch oft seiner mit Bitterkeit, gewöhnlich auch mit Verachtung erwähnte, weil er einer von denen war, die immerfort die Gerechtigkeit der letzten Oppositionbehaupteten, eifersüchtig auf die Rechte des Volks, und unwillig über den lange fortwährenden Triumph des Hofes; so war es natürlich, ihn zu fragen, was ihn habe bewegen können, sein Dichtertalent zum Lobe eines Mannes zu verwenden, der, seiner Meinung nach, ein Feind der Freyheit und ein Unterdrücker seines Vaterlandes sey. Er erwiederte, daß er damals vom Lord Tyrconnel abhängig gewesen sey, der ein unbedingter Anhänger der Ministerialpartey war; und da man es ihm, nicht ohne Drohungen, aufgebürdet habe, zum Lobe ihres Anführers zu schreiben, so habe er nicht Entschlossenheit genug gehabt, den Genuß eines reichlichen Auskommens dem Genusse der Rechtschaffenheit aufzuopfern.

In dieser heitern Periode seines Lebens (im J. 1729), als Wohlhabenheit und Ergötzungen ihn unterstützten, gab er das Lehrgedicht, The Wanderer, heraus, dessen

Hauptgegenstand die Wohlthätigkeit menschlicher Leiden war. Er selbst sah dieß Gedicht immer als sein Meisterstück an; und als Pope von ihm über sein Urtheil befragt wurde, sagte er ihm, er habe es Einmal durchgelesen, und es habe ihm nicht mißfallen; beym zweyten Lesen hätte es ihm schon mehr Freude gemacht, und beym dritten noch mehr ergötzt.

Selbst in diesem Gedichte konnte er sich nicht enthalten, die Grausamkeit seiner Mutter leise zu berühren; aber so schonend es auch geschieht, so sieht man doch, welch einen tiefen Eindruck sie auf sein Gemüth gemacht hatte. — Den Werth aber, der als Ersatz für manche andre Schönheiten gelten kann, wird man diesem Gedichte wenigstens zugestehen, daß es keine andere als edle und tugendhafte Zwecke befördern kann, und daß es mit einem sehr starken Gefühle von der Kraft der Religion geschrieben ist.

Von einem so fleißig gearbeiteten und so glücklich vollendeten Dichterwerke ließ sich wol mit Recht erwarten, daß der Verfasser einen beträchtlichen Vortheil dadurch gewonnen hätte; und es läßt sich nicht ohne einen gewissen Unwillen sagen, daß er die Handschrift desselben für zehn Guineen verkaufte, von denen er hernach noch zwey wieder zurück gab, damit die beiden letzten Bogen umgedruckt würden, wovon er die Korrektur in seiner Abwesenheit einem Freunde übertragen hatte, der zu fahrlässig war, sie mit Genauigkeit zu besorgen.

Eine ängstliche Sorgfalt bey der Durchsicht und Berichtigung des Abdrucks war eine von Savage's Eigenheiten. Sehr oft pflegte er zu ändern, zu bessern, seine erste Lesart oder Interpunktion wieder aufzunehmen, und dann wieder die vorige Abänderung beyzubehalten. Er war dabey ohne Ende zweifelhaft und unschlüssig, als über die wichtigste Sache von der Welt, und doch zuletzt selten befriedigt. Die Einschaltung oder Auslassung eines Komma war hinreichend, ihn aus der Fassung zu bringen, und er konnte über den Druckfehler eines einzelnen Buchstaben wie über ein großes Unglück klagen. In einem von seinen Briefen bemerkt er in Hinsicht auf den Druck einiger Verse, daß er sich bey der Korrektur desselben unter einer Art von Bezauberung befunden habe; und wirklich verdiente die Aengstlichkeit, womit er sich bey den unbedeutendsten Kleinigkeiten verweilte, Zauberblendung zu heißen.

Daß er eine so schätzbare Arbeit um einen so geringen Preis verkaufte, geschah nicht aus Noth oder aus Habsucht des Buchhändlers, sondern die Schuld lag an jenem übermäßigen Hange zum Wohlleben und an der ihm gewöhnlichen Fröhnung seiner Leidenschaften, durch die er in so manche Verlegenheiten gerieth.

Dieß Gedicht war an den Lord Tyrconnel gerichtet; nicht nur in den Anfangsversen, sondern in einer förmlichen Zuschrift, voll der größten Lobeserhebungen und der wärmsten Dankbezeugungen, aber durchaus nicht merkwürdig durch feine Uebergänge oder geschmackvolle

Schreibart. Jene Lobsprüche wünschte er bald hernach selbst zurücknehmen zu können, weil er von dem Manne, dem er sie ertheilt hatte, verlassen wurde, und nun sogleich einsah, daß er sie nicht verdient habe. Von diesem Zwiste, der täglich bittrer wurde, gaben Lord Tyrconnel und Savage ganz verschiedene Gründe an, die vielleicht alle wirklich Statt hatten, wenn sie gleich nicht alle von beiden Seiten hätten sollen geltend gemacht werden. Lord Tyrconnel behauptete, Savage habe die beständige Gewohnheit, mit jeder ihm vorkommenden Gesellschaft in eine Weinschenke zu gehen, die theuersten Weine in Menge zu trinken, und kein Geld zu haben, wenn es ans Bezahlen gehe. Wenn seine Mitzecher, wie es oft geschah, sich dazu verstanden, für ihn zu bezahlen, so lief die Sache ohne schlimme Folgen ab; widersetzten sie sich aber, und verlangten, daß der den Wein bezahlen solle, der ihn getrunken hatte, so war es seine Weise, den Handel zu schlichten, daß er sie mit sich auf sein Zimmer nahm, den Herrn vom Hause spielte, und dem Kellner gebieterisch befahl, den besten Wein im Keller seinen Gästen vorzusetzen, die dann oft so lange zechten, bis sie die Achtung gegen das Haus vergaßen, worin sie bewirthet wurden, sich der ausschweifendsten Lustigkeit überließen, die tollsten Streiche angaben, und alles Unheil der Trunkenheit anrichteten.

Und dieß war nicht das Einzige, was der Lord ihm zur Last legte. Er hatte ihm eine Sammlung kostbarer

Bücher geliehen auf deren Bänden sein Wappen geprägt war; und in kurzer Zeit hatte er den Verdruß, sie bey den Bücherhändlern zum Verkauf ausgestellt zu sehen, weil Savage, wenn er etwas Geld brauchte, seine Bücher zu versetzen pflegte.

Wer ihn nur einigermaßen kannte, glaubte beide Beschuldigungen leicht. Denn da er von seinem ersten Eintritt in die Welt an genöthigt gewesen war, sich mit Auskunftsmitteln durchzuhelfen, so konnte er sich auch unter bessern Glücksumständen ihrer nicht entschlagen. Wein und Gesellschaft waren ihm so lieb geworden, und er hatte sich so lange daran gewöhnt, auf gut Glück hinzuleben, daß er zu jeder Zeit ohne Bedenken in öffentliche Häuser ging, sich wegen der Bezahlung auf die Uebrigen verließ, und zuweilen auf Leute, die ihn sehr wenig kannten. Dieses Benehmen zog ihm freylich selten die übeln Folgen zu, die jeder Andere davon hätte fürchten müssen; denn sein Gespräch war so angenehm und unterhaltend, daß nur Wenige das dadurch ihnen gewordene Vergnügen für zu theuer erkauft hielten, wenn sie für ihn den Wein bezahlten. Er hatte das besondere Glück, selten mit einem Fremden zusammen zu treffen, den er nicht als seinen Freund verließ; man muß aber auch hinzusetzen, daß er nicht oft einen Freund lange behielt, ohne ihn zu nöthigen, gegen ihn fremd zu thun.

Savage hingegen behauptete, Lord Tyreonnel sey deßwegen mit ihm zerfallen, weil er seiner eigenen

Ueppigkeit und Schwelgerey das nicht länger entziehen wolle, was er ihm jährlich auszusetzen versprochen hatte; und sein Unwille sey nur ein Vorwand, um sein Versprechen nicht halten zu dürfen. Er versicherte, nichts gethan zu haben, was ihn der Unterstützung verlustig machen müsse, die er eben nicht als Wohlthat, sondern als Schuld ansah, weil sie ihm unter Bedingungen gewährt sey, die er nie gebrochen, und weil er bloß den Fehler an sich habe, nicht wohl von gar nichts leben zu können.

Er gestand, daß Lord Tyrconnel ihn oft ermahnt habe, regelmäßiger zu leben, und nicht alle seine Abende bis in die späte Nacht in Weinschenken zu verschwenden; auch habe er gewünscht, daß er mit ihm die Stunden zubringen möchte, die er Andern so freygebig schenkte. Dieses Verlangen sah Savage als einen Tadel seines Verhaltens an, den er nie geduldig ertragen konnte, und der ihm noch in seiner letzten kaltblütigern Lebenszeit so unleidlich war, daß er es als seinen Vorsatz erklärte: den Freund von sich zu stoßen, der sich herausnehmen würde, ihm etwas vorzuschreiben. Und so ist es nicht wahrscheinlich, daß er in seinen frühern Jahren dergleichen Erinnerungen mit größerer Ruhe sollte angenommen haben.

Während seines guten Vernehmens mit dem Lord Tyrconnel schrieb er den Triumph der Gesundheit und der Freude, bey der Genesung der Lady

Tyrconnel von einer langwierigen Krankheit. Dieß Gedicht zeichnet sich nicht bloß durch Heiterkeit der Gedanken und Wohlklang des Sylbenmaaßes aus, sondern auch durch die anmuthige Dichtung, die dabey zum Grunde liegt. Die Freude, bekümmert über die Krankheit ihrer Lieblingsfreundin, nimmt den Flug zu ihrer Schwester, der Gesundheit, die sie auf dem Gipfel eines hohen Berges hingelehnt antrifft, unter dem Dufte von Blüthen eines immerwährenden Frühlings, im Spiel der Morgenlüfte um sie her. Auf die Bitten ihrer Schwester, der Freude, verspricht sie willig ihren Beystand, eilt in einer Wolke hinweg, und begabt die Wasser zu Bath mit neuen Kräften, wodurch Belinda's Krankheit gehoben wird.

Da der Ruf seiner Geschicklichkeiten, die besondern Umstände seiner Geburt und seiner Schicksale, der große Fuß, auf dem er lebte, und die Auszeichnung, welche Lord Tyrconnel ihm eine Zeitlang gewährte, ihm ein Recht zum vertrauten Umgange mit Personen von höherm Range gaben, als diejenigen waren, mit denen er bisher umgegangen war; so ermangelte er nicht, die Neugier zu befriedigen, die ihn antrieb, Leute mehr in der Nähe kennen zu lernen, welche durch ihre Geburt, ihre Geschäfte, oder ihre Glücksumstände nothwendig von den meisten Menschen entfernt gehalten werden.

Um einen Kritiker des menschlichen Lebens zu bilden, konnten nicht leicht mehr Umstände zusammen treffen;

auch konnte nicht leicht jemand, der mehr Ruhm durch zufällige Vorzüge hatte, als er seiner wahren Verdienste wegen fordern durfte, eine gefährlichere Bekanntschaft machen, als die seinige. Auf der andern Seite aber muß man auch gestehen, daß wirklich über das Gemeine erhabenes Talent, oder von Leidenschaft geläuterte Tugend, oder fester Muth gegen Bestechung, nicht leicht einen geschicktern Beurtheiler oder einen wärmern Fürsprecher finden konnten.

So viel ist wol gewiß, daß er sich keine sehr hohe Vorstellungen von denen zu machen schien, denen die Verwaltung der Staatsgeschäfte oder die Leitung der Parteyen anvertraut war, die man als Vertheidiger der Krone, oder als Vormünder des Volks ansah, und denen man das unbeschränkteste Zutrauen und den lautesten Beyfall schenkte. Von einem Manne insbesondere, der zu einer Zeit ein allbeliebter Volksfreund, und zur andern Zeit so furchtbar war, daß man ihn allgemein verabscheute, bemerkte er, daß seine Fähigkeiten sehr beschränkt, und seine Geschicklichkeit sehr geringe gewesen, und daß alles Treiben und Wirken seines Geistes von Obscenität zur Politik, und von Politik zur Obscenität hingeschweift sey.

Aber die Gelegenheit, seinen Beobachtungen über angesehene Männer nachzuhängen, nahm jetzt ein Ende. Er wurde von Lord Tyrconnel's Tafel verbannt, und wieder in den Strudel der weiten Welt geworfen, ohne alle Aussicht, so bald wieder einen neuen Hafen zu fin-

den. Da Klugheit nicht zu seinen vorzüglichsten Tugenden gehörte, so hatte er auf diesen schlimmen Fall keine vorgängige Maaßregeln genommen. Und wenn sichs gleich nicht anders denken läßt, als daß vor jener Trennung eine Zeitlang Kaltsinn, Verdrießlichkeit oder Vernachlässigung vorhergegangen sey, ob sie gleich unstreitig die Folge öfterer Verstöße von beiden Seiten war; so wird doch ein jeder, der Savage kannte, leicht glauben, daß diese Trennung für ihn plötzlich wie ein Donnerschlag gekommen sey. Er mochte wol zuweilen flüchtig sie geargwohnt haben; nie aber hatte er einen so unangenehmen Gedanken lange bey sich Raum gegeben, sondern ihn gar bald durch Zerstreuungen oder durch Träume von künftigem Glück und Wohlleben verscheucht, und niemals irgend einige Maaßregeln genommen, wodurch er den Sturz vom Ueberfluß in Dürftigkeit hätte verhindern können.

Diese Zwistigkeit und Trennung, und die Verlegenheiten, in welche Savage dadurch gebracht war, wurden seinen Freunden und Feinden bald bekannt; und eben so bald bemerkte er an beider Benehmen, wie sehr der Glanz des Genies durch den Schmuck des Reichthums gewinne. Seine Lage schien kein sonderliches Mitleid zu erwecken, denn er war nicht immer darauf bedacht gewesen, die Vortheile, deren er genoß, mit derjenigen Mäßigung zu benutzen, welche er mit desto größerer Vorsicht hätte beweisen müssen, weil er bey einigem Nach-

denken wissen konnte, daß er ganz von fremder Wohlthätigkeit abhängig war. Auch mußte er voraussehen, daß sein Gönner ihn nicht länger unterstützen werde, als er sich bestrebe, seine Gunst sich durch Nachgiebigkeit gegen seine Neigungen zu erhalten. Und dennoch bot er ihm beständig Trotz, und reizte ihn unaufhörlich durch Vernachlässigung und Zudringlichkeit.

Daß Savage durch jeden Glücksfall leicht übermüthig wurde, ist allgemein bekannt; und einige Stellen in der Einleitung zu seinem Autor zu vermiethen beweisen zur Genüge, daß er sich nicht ganz solcher satyrischer Ausfälle enthielt, die ihm in der Folge sehr ungerecht dünkten, als sie ihn selbst trafen. Denn als man ihn nun in dem Charakter eines nothleidenden Dichters lächerlich machte, sah er leicht ein, daß Nothleiden kein schicklicher Gegenstand des Spottes und der Satyre sey. Jetzt begriff er es sehr gut, daß Unglück, als Folge der Tugend, Ehrerbietung, als Folge des Mißgeschicks, Mitleid, und als Wirkung des Lasters, keinen Spott verdiene, weil es vielleicht selbst schon eine angemessene Strafe der Vergehungen ist, wodurch es herbeygeführt wurde. Und das Menschengefühl des Mannes kann keine Lobsprüche verdienen, der im Stande ist, einem Verbrecher unter den Händen des Henkers Vorwürfe zu machen.

Wenn ihm aber auch diese Gedanken in den ersten und letzten Zeiten seines Lebens leicht in den Sinn kommen mußten, so fürcht' ich doch, daß er sie lange Zeit

völlig vergessen hatte. Wenigstens lagen sie, gleich manchen andern Maximen, in seiner Seele mehr zum Prunk als zum Gebrauch aufbewahrt, und wirkten sehr wenig auf sein Verhalten, so schön er sie auch zuweilen vortragen, oder so eindringlich er sie auch einschärfen mochte.

Sein Herabsinken von der Lage, die er mit so muthwilliger Gedankenlosigkeit genossen hatte, wurde daher von Vielen als Anlaß zum Triumph angesehen. Wer ihm ehedem ohne Erfolg gehuldigt hatte, erwiederte ihm nun bald die erlittene Verachtung; und wem er Gunst bewiesen hatte, womit er wirklich sehr freygebig gewesen war, dachte nicht immer daran. So viel sichrer sind die Folgen des Unwillens, als der Dankbarkeit. Vielen Leuten macht es nicht nur mehr Freude, an die Fehler zu denken, wodurch Andere unter ihnen stehen, als an die Tugenden, wodurch sie selbst vergleichungsweise herabgewürdigt werden; sondern es ist auch immer leichter, zu vernachlässigen, als zu belohnen; und wenn es gleich nur wenige giebt, die eine mühsame Tugend zu üben Lust haben, so fehlt es doch nie an solchen, die einem leichten Laster nachhängen.

Savage ließ sich indeß durch die Beweise von Verachtung, die sein Mißgeschick ihm zuzog, wenig irre machen, wenn sie von Leuten kamen, die er nie hochschätzte, und mit denen er sich, bey allem seinen Unglück, nie in Eine Klasse stellte. Und ob er gleich nicht ohne einiges Mißbehagen sah, daß auch solche, auf deren

Freund-

Freundschaft er einen Werth legte, ihr Betragen änderten; so bemerkte er doch ihren Kaltsinn ohne sonderliche Empfindlichkeit, betrachtete sie als Sklaven des Glücks und als Götzendiener des Wohlstandes, und war mehr geneigt, sie zu verachten, als sich zu beklagen.

Es scheint nicht, daß er jetzt, da er aufs neue in Dürftigkeit gerathen war, die Menschen so gutgesinnt gegen sich gefunden habe, als bey seiner ersten Erscheinung in der größern Welt. Seine Geschichte war im Grunde eben so traurig, aber nicht so rührend, als vorhin, weil sie nicht mehr neu war. Er gewann also dadurch keine neue Freunde, und die ihm ehedem ausgeholfen hatten, glaubten ihn jetzt Andern überlassen zu können. Auch ward er nun von Vielen nicht als unglücklich, sondern als strafbar angesehen. Denn die Freunde des Lords Tyrconnel und seiner Mutter waren geschäfftig genug, seine allerdings zahlreichen Schwächen unter die Leute zu bringen, und man vergaß nichts, was ihn lächerlich oder verhaßt machen konnte.

Savage gehörte indeß nicht zu denen, die sich ohne Widerstand kränken lassen; und so war er nicht minder geschäfftig, die Fehler des Lords Tyrconnel ans Licht zu ziehen. Dadurch erhielt er aber nur den Vortheil über ihn, daß er ihn zuerst zu Beleidigungen und Gewaltthätigkeiten brachte. Denn Savage's Witz und bittere Ausfälle reizten ihn so sehr auf, daß er mit einer Menge von Begleitern, die seiner Herzhaftigkeit eben

nicht zur Ehre gereichte, in ein Kaffeehaus kam, um ihn durchprügeln zu lassen. Zum Glück aber hatte jener dieses Haus vor wenig Minuten verlassen, und der Lord hatte ohne Gefahr die Freude, damit zu prahlen, wie er ihn würde behandelt haben. Savage erwiederte am folgenden Tage diesen Besuch in dem eignen Hause des Lords; seine Bedienten aber vermochten ihn, wieder wegzugehen, ohne weiter darauf zu bestehen, daß er ihn sprechen wolle.

Lord Tyrconnel wurde von Savage einiger Handlungen beschuldigt, deren Anklage sich kaum durch noch so harte Beleidigungen rechtfertigen läßt. So gab er ihm Schuld, er habe das weggenommen, was er in seiner Wohnung hatte, und andere Arten des Muthwillens gegen ihn verübt, die seine Noth vergrößert hätten, ohne dem Lord selbst irgend einen Vortheil zu bringen.

Diese gegenseitigen Aufbürdungen wurden von beiden Seiten mehrere Jahre hindurch mit der äußersten Wuth und Heftigkeit erwiedert; und die Zeit schien ihren Haß eher zu vermehren, als zu vermindern. Daß Savage's Zorn immer lebendig erhalten wurde, ist sehr begreiflich, weil er täglich die Folgen dieses Zwistes fühlte; man hätte aber mit Recht erwarten können, daß Lord Tyrconnel nachgiebiger geworden wäre, und zuletzt jene Kränkungen vergessen hätte, die ihn anfänglich

noch so sehr aufbringen mochten, aber ihm doch im Grunde nicht geschadet hatten.

Savage's Denkart erlaubte ihm freylich nicht, auf eine Aussöhnung anzutragen; er vergalt Vorwürfe mit Vorwürfen, und Spott mit Spott. Seine Ueberlegenheit an Witz ersetzte die Nachtheile seiner Glücksumstände, und setzte ihn in Stand, eine Partey auf seine Seite zu bringen, und viele Leute für sich einzunehmen.

Wenn aber auch seine Eitelkeit hierdurch einigermaßen befriedigt ward, so wurde doch seiner Noth dadurch wenig abgeholfen; und sehr oft gerieth er in die äußersten Verlegenheiten, über die er jedoch sich nie mit Ungestüm beklagte, weil er mehr gemacht war, sein Elend standhaft zu ertragen, als Wohlstand mit Mäßigung zu genießen.

Jetzt glaubte er wieder Freyheit zu haben, die Härte seiner Mutter zu ahnden; und in dieser Absicht, glaub' ich, ließ er um diese Zeit das Gedicht, The Bastard, drucken, welches sich durch sehr lebhafte Gedanken in den Anfangsversen auszeichnet, worin er die eingebildeten Vortheile niedriger Geburt kraftvoll aufzählt, und durch die gefühlvollen Schlußverse, worin er die wirklichen Leiden schildert, welche ihn durch das Verbrechen seiner Eltern getroffen hatten.

Die Stärke und Lebhaftigkeit der Verse, die persönliche Lage des Dichters, die Neuheit des Gegenstandes, und die allgemeine Kunde von der Geschichte, auf

welche die Anspielungen deuten, bewirkten diesem Gedichte eine sehr günstige Aufnahme. Eine Menge von Abdrücken wurde sogleich abgesetzt, und mehrere Auflagen folgten ungewöhnlich schnell auf einander.

Es kam außerdem noch ein Umstand hinzu, welchen Savage mit vieler Freude zu erzählen pflegte. Seine Mutter, der dieß Gedicht „mit schuldiger Ehrerbietung“ zugeeignet wurde, war damals eben zu Bath, wo sie sich nicht wohl der Bemerkung und dem öffentlichen Tadel entziehen konnte; und kaum hatte sich der vortheilhafte Ruf dieses Gedichts verbreitet, so hörte sie davon überall reden, und konnte nie in die Versammlungszimmer der Badegäste treten, ohne mit einigen Versen daraus begrüßt zu werden.

Dieß war vielleicht das erste Mal, daß sie Gefühl von Schande verrieth; und bey dieser Gelegenheit zeigte sich die Macht des Witzes in vollem Glanze. Die Elende, die kein Bedenken getragen hatte, sich für eine Ehebrecherin zu erklären, die ihren Sohn hatte wollen verhungern, dann wegschaffen, und zuletzt hinrichten lassen, war nicht im Stande, die Schilderung ihres Verhaltens zu ertragen, ob sie gleich ihre Schuld nicht schmerzhaft empfand, und Bath in größter Eile verließ, um in dem Gewühle von London eine Zuflucht zu suchen. Und so hatte Savage die Freude, zu sehen, daß er seine Mutter zwar nicht bessern, aber doch bestrafen könne, und daß er nicht immer allein litt.

Das Vergnügen, welches ihm dieser neue Zuwachs seines Dichterruhms gewährte, war eine Zeitlang groß genug, um das Elend des Mangels zu überwiegen, welches durch den Absatz dieses Gedichts nicht sehr erleichtert wurde. Denn er hatte es um einen sehr unbedeutenden Preis an einen Buchhändler verkauft; und ob es gleich so äußerst schnell abging, daß vier, gewiß nicht schwache, Auflagen davon in Umlauf kamen, so dachte jener Mann doch nicht edel genug, um den unglücklichen Dichter irgend einen Antheil an seinem Gewinne zu geben.

Wenn er nun gleich die Gelegenheit nicht unbenutzt ließ, welche dieser Beyfall ihm gab, einen hohen Werth auf seine Fähigkeiten zu legen, sondern vielmehr gegen die Stimmen des Publikums, wenn sie zu seinem Vortheil ausfielen, die gehörige Achtung bezeugte; so ließ er doch seine Selbstschätzung nie von fremden Urtheil abhängen, und fand nichts Heiliges in der öffentlichen Meinung, so bald sie geneigt war, ihn zu tadeln. Dann pflegte er vielmehr sogleich zu zeigen, wie thöricht es sey, ein richtiges Urtheil vom Publikum zu erwarten; dann bemerkte er, wie langsam das Dichterverdienst sich den Weg in die Welt bahnte; dann begnügte er sich mit dem Beyfall der ächten Kenner, und war geneigt, alle diejenigen für Nichtkenner zu halten, die ihm ihren Beyfall versagten.

Zur andern Zeit aber dachte er wieder von den Menschen zu gut, um sie für blind gegen die Schönheiten seiner Werke zu halten, und schrieb die Langsamkeit ihres Ab-

satzes andern Ursachen zu. Entweder waren sie zu einer Zeit erschienen, als die Stadt leer von Menschen war, oder als die Aufmerksamkeit des Publikums sich gänzlich mit irgend einer Debatte des Parlaments oder irgend einer andern öffentlichen Angelegenheit beschäfftigte; oder sie waren durch die Schuld des Verlegers nicht genug in Umlauf gebracht, oder aus Geiz desselben nicht häufig genug angezeigt worden. Immer hatte es an Klugheit, Betriebsamkeit oder Freygebigkeit gefehlt, und jeder Andere war eher Schuld daran, als der Verfasser.

Durch dergleichen Kunstgriffe, die jedermann in gewissem Grade zu brauchen pflegt, und denen nur zu viel von der wenigen Ruhe des Lebens zuzuschreiben ist, war Savage immer im Stande, mit sich selbst zufrieden zu leben. Hätte er sich indeß dieser Mittel bloß bedient, um dadurch den Verlust oder Mangel des Glücks und des guten Rufs, oder anderer nicht von ihm selbst abhängiger Vortheile, desto leichter zu verschmerzen; so würde man sie mit Recht als Beweise eines philosophischen Geistes erwähnen, und als Muster zur Nachahmung vieler Leute aufstellen können, die nicht im Stande sind, ihre Gedanken mit gleicher Gewandheit auf andere Dinge abzulenken, und unter dem Gefühl von Kränkungen leiden, die sich leicht hätten heben lassen.

Unstreitig wär' es sehr zu wünschen, daß Wahrheit und Vernunft überall herrschen, daß alle Dinge nach ihrem wahren Werthe geschätzt werden möchten, und daß

man mehr darauf bedacht wäre, in dem Bestreben nach Glückseligkeit seines Ziels nicht dadurch zu verfehlen, daß man sie allein in Tugend setzte, die sich immer erreichen läßt. Wenn es aber auf zufällige und äußere Befriedigungen ankömmt, nach welchen unser Bestreben so oft vergeblich ist; so würde es vielleicht rathsam genug seyn, sich so, wie Savage zu benehmen, damit eine Thorheit das Gegengift der andern würde, und man einem Betruge durch den andern begegnete.

Aber die Gefahr dieses angenehmen Seelenrausches muß doch auch in Erwägung kommen; und wer Savage's Leben beobachtet hat, darf wol nicht erst davor gewarnt werden. Weil er keine von seinen Drangsalen sich selbst beymaß, so fuhr er fort, nach einerley Grundsätzen zu handeln, und die nämliche Bahn zu betreten, wurde durch seine Leiden nie weiser, noch durch das eine Mißgeschick bewahrt, in ein anderes zu stürzen. Sein ganzes Leben hindurch that er einerley Schritte in dem nämlichen Kreise. Immer billigte er sein bisheriges Benehmen, oder vergaß es wenigstens, um sich mit Hirngespinsten von Glückseligkeit hinzuhalten, die seiner Phantasie vorschwebten; und gern kehrte er seine Blicke von dem Lichte der Vernunft hinweg, wenn sie ihm die Täuschung entdeckt, und seine wahre Lage, die er nie zu sehen wünschte, gezeigt haben würde.

Man giebt ihm sogar Schuld, er habe nicht bloß seine Einbildungskraft mit diesen idealischen Opiaten ein-

geschläfert, sondern mit seinem Gewissen einen gleichen Versuch gemacht. Und da er sich einmal gewöhnt hatte, alle Abweichungen vom richtigen Wege fremden Ursachen Schuld zu geben; so söhnte er sich wenigstens gar leicht mit sich selbst aus, und fühlte wenig Reue über die Handlungen, die seinem guten Rufe nachtheilig geworden waren. Es war ein herrschender Irrthum seines Lebens, daß er die Liebe des Guten mit dessen Ausübung verwechselte; und so war er weniger ein guter Mann, als ein Freund des Guten.

So viel aber muß man ihm wenigstens zugestehen, daß er immer ein starkes Gefühl von der Würde, von der Schönheit und Nothwendigkeit der Tugend behielt, und daß er niemals vorsätzlich zur Verbreitung der Verführung unter den Menschen beytrug. Seine Handlungen waren gemeiniglich übereilt, und oft tadelnswerth; aber seine mit Bedacht entworfenen Schriften zielten sämmtlich dahin ab, das Gemüth zu heben, und Sittlichkeit und Frömmigkeit zu verbreiten.

Diese Schriften können den Menschen noch belehren, wenn seine Fehler vergessen sind; und man muß ihn daher im Ganzen als einen Wohlthäter für die Welt betrachten. Auch kann sein persönliches Beyspiel im mindesten nicht schädlich seyn, weil ein jeder, der von seinen Fehlern hört, auch von den Widerwärtigkeiten hören wird, die sie ihm zuzogen, und die weniger Mitleid verdienen würden, wenn seine Lage nicht dazu beygetragen hätte, seine Fehler

verzeihlich zu machen. Man kann ihn als ein Kind betrachten, welches allen Versuchungen der Dürftigkeit in einem Alter Preis gegeben wurde, worin der Vorsatz noch nicht durch Ueberzeugung bestärkt, noch die Tugend durch Gewohnheit befestigt war; ein Umstand, den er in seinem Bastard auf eine sehr rührende Weise beklagt:

Keine Mutterſorge
Beſchirmte meine Kindesunſchuld durch Gebet;
Kein Vater ſchützte leitend meine Jugend;
Rief Tugenden hervor aus mir, und hielt
Vom Laſter mich zurück *).

So sehr das Gedicht, „der Bastard," auch seine Mutter kränken oder ärgern mußte, so ließ sich doch nicht erwarten, daß es ihr Herz zum Mitleid bewegen werde; und so befand er sich immer noch im äußersten Mangel. Er wandte daher alles an, worauf sein Witz, seine Geburt oder sein Unglück irgend Anspruch machen konnte, um nach Eusden's Tode die Stelle eines Hofdichters zu erhalten, und betrieb seine Bewerbung um dieselbe so eifrig, daß der König öffentlich erklärte, er sey Willens, sie ihm zu geben. Aber Savage war nun einmal so unglücklich, daß ihm, dieser königlichen Aeuße-

*) — — — No Mother's care
Shielded my infant innocence with pray'r;
No Father's guardian-hand my youth maintain'd,
Call'd forth my virtues, or from vice restrain'd.

rung ungeachtet, seine Hoffnung fehl schlug. Denn der Lord Kämmerer, der den Dichterlorbeer eigentlich zu ertheilen hatte, wußte entweder von des Königs Absicht nichts, oder stimmte ihr nicht bey, oder hielt die Ernennung eines Hofdichters für einen Eingriff in seine Rechte, und ernannte Colley Cibber dazu.

Savage entschloß sich, nach dieser vereitelten Hoffnung, sich an die Königin mit der Bitte zu wenden, daß sie, die ihm einst das Leben geschenkt hatte, nun ihn auch in den Stand setzen möchte, es zu erhalten. Er schrieb also ein kurzes Gedicht auf ihren Geburtstag, dem er den sonderbaren Titel, „The Volunteer Laureat (der Voluntär-Hofdichter)," gab. In einem Briefe, welchen er diesem Gedichte voransetzte, als es im Gentleman's-Magazine wieder abgedruckt wurde, erzählt er, daß die Königin sogleich ein Exemplar von einem Buchhändler habe fordern lassen, und daß er von ihr wenig Tage darauf eine Banknote von funfzig Pfund durch den Lord North und Guilford mit der Bezeugung ihres höchsten Beyfalls erhalten habe, und mit dem Versprechen, daß er jährlich ein gleiches Geschenk erhalten solle, bis, nach der Königin Absicht, etwas Besseres für ihn geschehen könne. Nachher sey es ihm erlaubt worden, jährlich eins von seinen Neujahrsgedichten der Königin zu überreichen, welches sie immer sehr huldreich aufgenommen habe.

So gütig diese Aufnahme war, so kann sie doch nicht im hohen Grade großmüthig heißen. Das Genie eines Dichters an die Verfertigung eines jährlichen Lobgedichts zu fesseln, verrieth zu viel Lobsucht bey der Königin, und mehr Rücksicht auf sich selbst, als auf den, dem sie ihre Gewogenheit bewies. Es war eine Art von habsüchtiger Großmuth, wodurch mehr die Schmeicheley erkauft, als das Genie belohnt wurde.

Die Oldfield hatte ihm früher schon die nämliche Summe in einer edlern Absicht ausgesetzt. Sie wollte dadurch ihn bloß in den Stand setzen, seine Studien zu betreiben, und sich über das Bedürfniß einer Unterstützung hinaus zu heben; und sie begnügte sich, wohlzuthun, ohne sich dafür Lobeserhebungen auszubedingen.

Savage konnte indeß nicht wohl jene Gnade verbitten, sondern war höchlich erfreut über die erhaltenen, und wahrscheinlich noch höchlicher über die ihn versprochenen Wohlthaten. Er sah sich jetzt als einen Günstling der Königin an, und zweifelte nicht, daß ein paar fernere Neujahrsgedichte ihm irgend eine vortheilhafte Bedienung verschaffen würden.

Er nahm daher den Titel eines freywilligen Hofdichters (Volunteer Laureat) an, nicht ohne sich von Cibber darüber Vorwürfe zuzuziehen. Dieser bedeutete ihn, der Titel Laureat sey eine Ehrenbezeugung, welche der König allein ertheilen könne, und die niemand sich selbst beyzulegen das Recht habe; eben so

gut könne er sich einen voluntären Lord oder Baronet nennen. Es läßt sich nicht leugnen, daß diese Bemerkung richtig war; aber Savage hielt keinen Cibber'n ertheilten Titel für so ehrenvoll, daß die Anmaaßung desselben ihm zu einer übergroßen Eitelkeit könne angerechnet werden, und fuhr also fort, unter jenem Titel zu schreiben, und jährlich die nämliche Belohnung zu erhalten.

Uebrigens scheint er diese Lobgedichte nicht eben für Meisterstücke seines Genies, oder für irgend etwas mehr gehalten zu haben, als für jährliche Erinnerungen der Königin an ihr Versprechen, oder für bloße Erweisungen des Ceremoniels, wodurch er zum Empfange seiner Pension berechtigt war. Er wandte daher auch keinen sonderlichen Fleiß auf diese Gedichte, und ließ jährlich nur funfzig Abdrücke davon nehmen, außer daß er in den letzten Jahren sie regelmäßig in das Gentleman's-Magazin einrücken ließ, wodurch sie überall verbreitet wurden. Von einigen derselben hatte er jedoch selbst eine so geringe Meinung, daß er sie in der Sammlung seiner Gedichte weglassen wollte, die er auf Unterzeichnung ankündigte.

Das Versprechen der Königin blieb, so wie andre diesem unglücklichen Manne geschehene Zusagen, unerfüllt, ob er gleich genug dafür sorgte, daß es nicht möchte vergessen werden. Die Ausgabe jener Gedichte verschaffte ihm keine weitere Belohnung, als eine regel-

mäßige Auszahlung der funfzig Pfunde. Und doch ward er durch dieß Mißlingen seiner Erwartungen nicht so muthlos, daß er darüber irgend eine Gelegenheit versäumt hätte, die sein Bestes befördern konnte. Als die Prinzessin Anna sich vermählte, schrieb er ein Gedicht auf ihre Abreise, bloß, wie er selbst sagte, weil man es von ihm erwartete; und er wollte sich wenigstens seine Aussichten durch keinen Schein von Vernachlässigung versperren.

Nie erwähnte er irgend eines Vortheils, den er durch dieses Gedicht erworben hätte, oder irgend einer demselben geschenkten Achtsamkeit; und es ist daher wahrscheinlich, daß man es am Hofe als eine schuldige Pflichtbezeugung ansah, die kein neues Geschenk zur Belohnung verdiene. Vielleicht war auch die Königin wirklich auf seine Beförderung bedacht, und hielt es daher für überflüssig, Geschenke an einem Manne zu verschwenden, den sie auf Zeitlebens versorgen wollte.

Um diese Zeit waren nicht nur seine Hoffnungen in Gefahr, vereitelt zu werden, sondern selbst sein Jahrgehalt wäre bald durch eine zufällige Verläumdung verloren gegangen. Der Redakteur einer Zeitschrift, „The Daily Courant," die damals unter der Direktion des Ministeriums herauskam, legte ihm ein Vergehen zur Last, welches zwar an sich nicht sehr bedeutend war, ihm aber allerdings sehr würde zum Vorwurfe gereicht, und die Königin gegen ihn mit Recht würde aufgebracht

haben. Er wurde namentlich beschuldigt, dem Hofe zuwider Parlamentswahlen dadurch zu befördern, daß er Anführer einer Volkspartey sey. Auch unterließ sein Ankläger nicht, dieß Vergehen dadurch zu vergrößern, daß er es als einen Beweis des schrecklichsten Undanks und als eine Art von Empörung gegen die Königin darstellte, die ihn ehedem von einem schmachvollen Tode gerettet, und nachmals ihrer Gnade gewürdigt und durch ihre Milde unterstützt hatte. Die Beschuldigung war offen und unverhohlen, auch zum Glück sehr umständlich. Der Ort der Verhandlung war genannt, und das ganze Benehmen des Aufwieglers erzählt. Diese Genauigkeit der Angabe machte, daß Savage sich leicht vertheidigen konnte. Denn er hatte nie in seinem Leben den Ort gesehen, der die Scene seiner Verrätherey hatte seyn sollen; auch war er nie in irgend einer von den kleinern Städten gegenwärtig gewesen, wenn ihre Repräsentanten erwählt wurden. Diese Antwort ließ er daher eiligst mit allen den Umständen, die ihr Glauben verschaffen konnten, bekannt machen, und verlangte mit allem Rechte, daß man die Beschuldigung in dem nämlichen Zeitungsblatte widerrufen solle, damit er nicht länger unter dem Vorwurfe der Empörung und Undankbarkeit leiden möchte. Hierauf drang er außerdem noch in einem Privatbriefe an den Verfasser jener Zeitung. Dieser aber mochte sich entweder auf den Schutz derer verlassen, deren Vertheidigung er übernommen hatte; oder er war auch wider

Savage persönlich eingenommen; oder er fürchtete, durch den Widerruf einer so zuversichtlichen Behauptung den Kredit seiner Zeitung zu schwächen; kurz, er weigerte sich, ihm Genugthuung zu schaffen.

Savage glaubte daher, zu seiner Rechtfertigung ihn beym Hofgerichte verklagen zu müssen. Weil er aber sah, daß die Beschuldigung keine schlimmen Folgen für ihn hatte, und weil er seine Unschuld für hinlänglich dargethan hielt, so glaubte er, ein weiteres Verfahren würde rachsüchtig scheinen, und unterließ es daher gutwillig. Bald hernach aber machte man wider ihn selbst bey eben diesem Gerichtshofe einen Prozeß anhängig, indem man ihn als den Verfasser einer anstößigen und sittenlosen Schrift angegeben hatte.

Es ist bekannt, daß der Streit zwischen dem Bischofe von London und dem Kanzler eine Zeitlang der vornehmste Gegenstand politischer Gespräche war; und Savage suchte daher, seiner Denkart gemäß, sich unter den Streitern auszuzeichnen, mit welchen damals alle Kaffehäuser angefüllt waren. Er war ein unermüdeter Gegner von allen Ansprüchen der Kirchengewalt, ob ihm gleich ihre Begründung fremd war, und folglich kein Freund des Bischofs von London. Aber er hatte einen andern Grund, als warmer Fürsprecher des Dr. Randle aufzutreten; denn dieser war ein Freund Foster's und Thomson's, die Savage's Freunde waren.

So entfernt war sein Interesse an dieser Streitigkeit; und doch glaubte er, sie gehe ihm so nahe an, daß es nicht genug sey, darüber laut zu reden und zu disputiren, sondern daß er auch darüber schreiben müsse. Mit vielem Eifer machte er sich daher an ein neues Gedicht, The Progress of a Divine, Fortschritte eines Theologen, worin er einen verruchten Priester alle Stufen der Büberey durchgehen, und aus einem armen Dorfprediger zu den höchsten geistlichen Würden empor steigen läßt. Mit der ihm eignen Laune, und mit seiner vielgewandten Volkskenntniß beschreibt er sein Benehmen in jeder Lage des Lebens, und giebt zu verstehen, daß dieser mit so trefflichen Eigenschaften begabte Priester am Ende einen Gönner und Beförderer in dem Bischofe von London gefunden habe.

Auf die Frage eines Freundes, mit welchem Grunde er dem Bischofe solch ein Verhalten zur Last legen könne, wußte er nichts weiter zu antworten, als daß er der Anklage nur eine gegenseitige Wendung gegeben habe, und daß er wohl annehmen dürfe, eben der, welcher einem würdigen Manne ohne Grund an seinem Fortkommen hinderlich sey, werde aus schlechten Gründen die Erhebung eines Schurken befördern.

Die Geistlichkeit wurde allgemein über diese Satyre aufgebracht; und Savage, der, seiner beständigen Weise nach, sich als Verfasser dieses Gedichts genannt hatte, wurde in dem Weekly Miscellany mit einer

einer Strenge getadelt, die er nicht zu vergessen geneigt schien. Aber eine bloße Erwiederung des Angriffs schien keine hinlängliche Bestrafung zu seyn. Man machte also die Sache bey dem Hofgerichte anhängig, und er mußte sich wider die Anklage wegen Obscenität rechtfertigen. Sein Sachwalter führte zu seiner Vertheidigung an, Obscenität sey nur dann ein Verbrechen, wenn dabey Verbreitung des Lasters die Absicht sey; Savage aber habe nur obscene Vorstellungen in sein Gedicht aufgenommen, um sie als verabscheuungswürdig darzustellen, und durch die Schilderung des Lasters in seiner wahren Gestalt von demselben abzuschrecken. Dieser Vertheidigungsgrund wurde statthaft befunden, und Sir Philipp Yorke, damaliger Präsident, schloß das Verhör mit Lobsprüchen auf die sittliche Reinheit und Trefflichkeit der Schriften des Beklagten.

Und doch entsprach diese gerichtliche Belangung in gewissem Maaße den Absichten derer, die sie veranlaßt hatten; denn Savage wurde dadurch so schüchtern gemacht, daß er nach dem Absatze seines Gedichts nicht das Herz hatte, es wieder drucken zu lassen; und so wurde es in kurzer Zeit vergessen, nur wohl nicht von denen, die sich dadurch beleidigt glaubten. Auch soll man sich bemüht haben, die Königin wider ihn aufzubringen; er fand aber Fürsprecher, die wenigstens diese Bemühungen zum Theil vereitelten. Denn ob er gleich nie befördert war, so erhielt er doch immer noch seine Pension.

Uebrigens brachte ihn dieß Gedicht mehr in übeln Ruf, als irgend ein Vorfall seines Lebens; und wenn gleich sein Benehmen nicht gerechtfertigt werden kann, so verdient es doch wenigstens gegen die, welche er sich dadurch zu Feinden machte, geltend gemacht zu werden, daß er nie darauf dachte, den Ausfall zu wiederholen. So oft er freylich irgend Ursache zu haben glaubte, sich über die Geistlichkeit zu beschweren, pflegte er ihr mit einer neuen Ausgabe jenes Gedichts zu drohen; es war aber im Grunde sein fester Vorsatz, es auf immer zu unterdrücken.

Einst war er Willens, die Thorheit oder Ungerechtigkeit, die man ihm zur Last legen konnte, auf eine andere Art wieder gut zu machen, nämlich durch ein anderes Gedicht, The Progress of a Freethinker, Fortschritte eines Freydenkers. Diesen wollte er durch alle Stufen des Lasters und der Thorheit hindurch führen, und von der Tugend zur Untugend, von der Religion zum Unglauben durch alle dazu abzweckende herrschende Sophistereyen übergehen, und zuletzt sein Leben durch Selbstmord endigen lassen. Daß er diesen Vorsatz nicht ausführte, ist ein wahrer Verlust für die lesende Welt; denn er war nur zu gut mit allen Scenen der Ausschweifungen bekannt, als daß ihm die Schilderung derselben hätte mißlingen sollen, und zu eifrig für die Tugend eingenommen, um jene nicht in einem lächerlichen oder hassenswerthen Lichte darzustellen.

Aber dieser Plan wurde gleich andern verworfen und bey Seite gelegt, bis die Lebhaftigkeit seines Geistes gedämpft, und das Feuer seiner Erfindungskraft erloschen war. In seine Stelle aber trat bald ein andrer Plan, der seiner Neuheit wegen eine Zeitlang gefiel, dann aber gleich jenem wieder aufgegeben wurde.

Er befand sich immer noch in seiner gewöhnlichen dürftigen Lage, und hatte kein gewisses Einkommen, außer dem Jahrgehalte, den er von der Königin erhielt. Dieser hätte nun zwar wol einen strengen Haushalter vor Mangel schützen können, er war aber bey weitem nicht hinreichend für Savage, der nie gewohnt gewesen war, irgend eine seiner Begierden unbefriedigt zu lassen, und den nichts als Mangel an Gelde zurückhalten konnte, an jedem Vergnügen, welches ihm in den Weg kam, Antheil zu nehmen.

Sein Verhalten in Ansehung seiner Pension war sehr sonderbar. Kaum hatte er die Banknote eingelöset, so wurde er für alle seine Bekannte unsichtbar, und war auf eine Zeitlang durch keine Erkundigung auszuforschen, die man aus Freundschaft oder aus Neugier nach ihm machte. Zuletzt erschien er wieder, eben so geldarm, wie vorher; nie aber sagte er selbst denen, die er am meisten zu schätzen schien, wo er gewesen war, und nie machte man seinen Aufenthalt ausfindig.

So verfuhr er beständig während der ganzen Zeit, da er das Gnadengehalt von der Königin erhielt. Regel-

mäßig verschwand er, und ließ sich wieder sehen. Zwar versicherte er, daß er sich entferne, um zu studiren, und daß jenes Geld ihm in seiner Einsamkeit auf mehrere Monate zum Unterhalt diene; aber seine Freunde behaupteten dagegen, daß diese Versicherung durch die Kürze der Zeit, worin er sein Geld durchbrachte, hinlänglich widerlegt werde.

Seine feine Lebensart und sein Witz erweckten ihm immer noch Freunde, die ihn endlich von der Dürftigkeit zu befreyen wünschten, welche ihn bisher niedergedrückt hatte. Sie verwendeten sich daher bey Sir Robert Walpole mit solchem Eifer für ihn, daß sie eine Zusage der nächsten erledigten Stelle erhielten, die jährlich nicht über zweyhundert Pfund einbrächte. Dieß Versprechen geschah mit einer ungewöhnlichen Erklärung, daß es nicht die Zusage eines Ministers an einen Supplikanten sey, sondern eines Freundes an seinen Freund.

Savage glaubte nun schon auf immer versorgt zu seyn, und hatte, wie er in einem bey dieser Gelegenheit geschriebenen Gedichte sagt, Zutrauen gefaßt und erhalten; bald aber fand er, daß seine Zuversicht wenig gegründet, und dieß freundschaftliche Versprechen nicht unverbrüchlich war. Lange Zeit brachte er mit Bewerbungen hin; am Ende aber ließ er ab, und gab alle Hoffnung auf. Zwar leugnete er nicht, daß er dem Minister einigen Grund gegeben hatte, zu glauben, daß seine Beförderung ihm eben nicht zum größern Vortheile gereichen würde; denn er

hatte sich in den Kaffehäusern immer als Fürsprecher für das Ministerium in den letzten Jahren der Königin Anna auszuzeichnen gesucht, und pflegte immer das Betragen und den Charakter des Lords Bolingbrocke zu rechtfertigen und zu rühmen. Dieses Lords erwähnt er mit großer Achtung in einer Epistel über die Schriftsteller, die er um diese Zeit schrieb, aber klug genug war, nicht drucken zu lassen, und wovon nur einige Bruchstücke nachher in dem Gentleman's Magazin bekannt gemacht sind.

Es lag indeß nicht in seinem Charakter, sich der Verzweiflung zu überlassen; wenn ein Gönner ihm abging, wandte er sich an einen andern. Der Prinz von Wales war jetzt ein großer Volksfreund, und hatte das Verdienst einiger Schriftsteller, die Savage sich nicht überlegen glaubte, sehr freygebig belohnt. Er entschloß sich also, ein Gedicht an ihn zu richten. Hierzu wählte er einen Gegenstand, der nur Personen von dem höchsten Range und dem ansehnlichsten Vermögen interessiren konnte, und daher schicklich für ein Gedicht war, wodurch er sich die Gunst eines Prinzen erwerben wollte. Er begab sich auf einige Zeit nach Richmond, um seinen Plan in voller Ruhe ausführen zu können, ohne durch Versuchungen zum Vergnügen, oder durch Andringen der Gläubiger gestört zu werden, und verfertigte dort ein Gedicht über den Gemeingeist in Beziehung auf öffentliche Unternehmungen.

Bey allen den anmuthigen Gedanken und Bildern, welche diese Aussicht eines solchen friedlichen Aufenthalts ihm darbot, vergaß Savage nicht, die Verbrechen zu rügen, welche gemeiniglich von den Entdeckern neuer Länder begangen wurden, und den großen Frevel zu bestrafen, wenn man wilde Völkerschaften bekriegt, weil sie nicht Widerstand leisten können, oder in Länder feindlich eindringt, weil sie fruchtbar sind; wenn man die Schifffahrt bloß weiter ausdehnt, um das Laster mehr zu verbreiten, und entfernte Länder bloß besucht, um sie zu verwüsten. Er nimmt die natürliche Gleichheit des Menschen in Schutz, und sucht jenen Stolz zu dämpfen, der die Einbildung begünstigt, daß Recht die Folge der Uebermacht sey.

Der Schluß dieses Gedichts verräth eine merkwürdige, durch die Erfahrung bewirkte, Veränderung in seinen Meinungen. In einem seiner Jugendgedichte bezeigt er seine Verachtung gegen die engherzigen und beschränkten Aussichten des Mittelstandes, und erklärt seinen Vorsatz, entweder gleich der Ceder in die Höhe zu streben, oder sich gleich der niedern Staude mit Füßen treten zu lassen. In diesem Gedichte hingegen, das doch an einen Prinzen gerichtet ist, gedenkt er des Mittelstandes als eines Inbegriffs solcher Menschen, die am meisten Belohnung verdienen, die es vorzüglich werth sind, das Zutrauen der Mächtigen und die Vertraulichkeit der Großen zu erlangen. Auch erklärte er bey der Gelegenheit, da er

dieser Stelle gegen einen seiner Freunde erwähnte, daß, seiner Meinung nach, alle menschliche Tugend in diesem Stande begriffen sey.

Das Gedicht wurde ohne alle vorher darin befindliche Verstöße wider die politische Klugheit gedruckt, und dem Prinzen von Wales zugeeignet. Da aber Savage keinen Freund dazu vermögen konnte, es ihm zu überreichen, so konnte er die Aufmerksamkeit des Prinzen bloß durch die Bekanntmachung öfterer Ankündigungen zu erregen suchen, und erhielt daher keine Belohnung von seinem sonst sehr großmüthigen Gönner. Dieser verfehlten Hoffnung erwähnte er niemals ohne Unwillen, weil er auf irgend eine Art gewiß erfahren hatte, daß der Prinz von seiner Zueignung wohl unterrichtet war. Auch glaubte er, wenn dieser durch ihm gewährte Auszeichnung irgend etwas an Volksgunst hätte gewinnen können, so würde sein Gedicht weder unbemerkt noch unbelohnt geblieben seyn. Einmal war er Willens, es persönlich zu überreichen, und ließ in dieser Absicht dem Verleger ein Exemplar abfordern; entweder aber änderte er seine Meinung, oder er behielt nicht Muth genug dazu, und fuhr nun fort, über die Vernachlässigung seiner Person zu zürnen, ohne die Aufmerksamkeit auf dieselbe erzwingen zu wollen

Das Publikum bezeigte sich nicht viel günstiger für ihn, als sein Mäcen; denn nur zwey und siebenzig Abdrücke wurden verkauft, obgleich das Gedicht von eini-

gen allgemein anerkannten Kennern sehr empfohlen wurde. Aber Savage söhnte sich leicht mit dem Publikum aus, ohne sein Gedicht deßwegen für fehlerhaft zu halten, weil er glaubte, es sey unglücklicher Weise zwey Tage nach der Proregierung des Parlaments im Druck erschienen, und folglich zu einer Zeit, wo alle die, auf deren Aufmerksamkeit dabey zu rechnen stand, mit den Anstalten zu ihrer eiligen Abreise beschäfftigt; oder im Abschiednehmen von Andern, wegen ihrer Lossagung von öffentlichen Angelegenheiten, begriffen waren.

Zur Rechtfertigung des Publikums muß man indeß gestehen, daß dieses Gedicht nicht zu seinen besten Arbeiten gehört. Denn wenn darin gleich manche treffende Gedanken, große und edle Stellen und richtige Bemerkungen vorkommen, so ist doch, im Ganzen genommen, die Sprache nicht sorgfältig genug bearbeitet, die Bilder haben keine große Lebhaftigkeit, und der Plan ist nicht zum besten geordnet.

Kaum hatte er das Jahrgeld erhalten, so zog er sich wieder in sein geliebtes Privatleben zurück, und verfiel dann wieder in kurzer Zeit in die vorige unglückliche Lage. Einen Theil des Jahres hindurch lebte er gemeiniglich auf gut Glück, und aß nur, wenn er bey seinen Bekannten zu Tisch eingeladen wurde. Und auch hiervon hielt ihn seine schlechte Kleidung oft zurück, so sehr man auch die Feinheit und Mannichfaltigkeit seines Um-

gangs für hinlänglichen Ersatz seiner Bewirthung gehalten haben würde.

Seine Wohnung hing eben so, wie sein Tisch, vom Zufall ab; und zuweilen verbrachte er die Nächte in schlechten Häusern, die jedem Herumstreicher offen stehen, zuweilen auch in Kellern unter dem Taumel und Schmutz der niedrigsten und verworfensten Menschenklasse; und manchmal, wenn er nicht einmal Geld genug hatte, die Kosten dieser Zufluchtsörter zu bestreiten, trieb er sich so lange in den Gassen umher, bis er müde war, und schlief des Sommers unter einem Schuppen, oder lag im Winter mit den Genossen seiner Armuth unter der Asche eines Treibhauses.

Auf solche Weise wurden die Tage und Nächte hingebracht, die er, seiner natürlichen Anlage gemäß, in erhabenen Betrachtungen, im nützlichen Studiren, oder in angenehmer Gesellschaft hätte verleben können. Unter einem Schuppen, in einem Keller, oder in einem Treibhause, unter Dieben und Bettlern, war der Verfasser des Wanderers anzutreffen, dieser Mann von hohen Gesinnungen, vielbefassenden Aussichten und seltner Beobachtungsgabe; ein Mann, dessen Lebenskunde dem Staatsmanne hätten behülflich seyn, dessen Begriffe von Tugend den Sittenlehrer hätten erleuchten können, dessen Beredsamkeit auf ganze Rathsversammlungen, dessen feines Gefühl auf die Veredlung der Höfe wirken konnte.

Es läßt sich leicht denken, daß eine solche Dürftigkeit ihn zuweilen zu sehr entehrenden Maaßregeln bestimmen mochten; und es ist wahrscheinlich, daß folgende Verse in dem Gedichte, „der Wanderer," durch das Nachdenken über sein eigenes Betragen veranlaßt wurden: *)

Führt Elend gleich zur Wahrheit und zum Glück,
So wird der Jüngling doch, der Last erliegend —
O! straf' ihn Keiner, den kein Kummer prüfte,
Kein Ausweg aus der Noth verführend lockte! —
Zu niedern Künsten ungern sich verstehn,
Die dann, selbst dann, er haßt', und nur zu nennen
Sich schämt. — —

Jeden, der mit ihm bekannt war, sprach er sicher um kleine Summen an, die aber doch durch die öftere Wiederkehr solcher Ansprüche mit der Zeit beträchtlich wurden; und er wurde daher gar bald von denen vermieden, die mit ihm vertraut genug geworden waren, um ihnen seine Noth zu offenbaren. Aber seine herumschweifende Lebensart und seine beständigen Besuche öffentlicher Häuser verschafften ihm immer eine neue Reihe von Freun-

*) Though misery leads to happiness and truth,
Unequal to the load, this languid youth,
(O! let none censure, if, untried by grief,
If, amidst woe, untempted by relief,)
He stoon'd reluctant to low arts of shame,
Which then, ev'n then, he scorn'd and blush'd to name.

den, deren Gefälligkeit durch wiederholtes Ansuchen nicht erschöpft war. Und so war er selten ganz ohne Aushülfe, und hatte in seiner äußersten Verlegenheit immer noch den Trost, daß er sich allemal einer schleunigen Beyhülfe gewiß glaubte.

Uebrigens bemerkte man, daß er Gefälligkeiten dieser Art immer ohne die geringste Unterwerfung oder sichtbares Bewußtseyn von Abhängigkeit forderte, und daß er die Gewährung seines Gesuchs gar nicht als eine Verpflichtung ansah, welche irgend eine außerordentliche Erkenntlichkeit verdiene. Eine abschlägige Antwort hingegen nahm er als Beschimpfung auf, oder beklagte sich darüber als über eine Beleidigung; auch söhnte er sich nicht leicht mit denen wieder aus, die ihm entweder Geldvorschuß versagten, oder es ihm hernach wenigstens zu verstehen gaben, daß sie die Wiederbezahlung erwarteten.

Zuweilen bedauerten ihn die, welche seine Verdienste und seine Noth kannten, so sehr, daß sie ihn in ihre Familien aufnahmen. Aber sie fanden an ihm gar bald einen sehr lästigen Hausgenossen. Denn weil er von jeher an eine sehr regellose Lebensart gewöhnt war, so konnte er sich nicht an bestimmte Stunden binden, noch auf die eingeführte häusliche Ordnung irgend einige Rücksicht nehmen, sondern er pflegte bis Mitternacht seine Gespräche fortzusetzen, ohne zu bedenken, daß sein Freund am folgenden Morgen vielleicht schon früh Geschäffte haben möchte. Und hatte er sich denn einmal schlafen gelegt,

so konnte man ihn nicht ohne Schwierigkeit wieder zum Mittagsessen bekommen. Unmöglich konnte man sich daher seiner annehmen, ohne alle häusliche Ordnung zu stören, die er auch überall, wohin er kam, sogleich vorsätzlich umzustürzen schien.

So drückend aber auch seine Noth seyn mochte, so machte sie ihn doch nie muthlos. In den größten Verlegenheiten fehlte es ihm nie an Kraft, die natürliche Würde seines Witzes zu behaupten; und immer wußte er den durch Ueberlegenheit des Wohlstandes erregten Uebermuth niederzuhalten, und die Vorzüge Andrer zu vereiteln, die sich auf etwas anders, als auf Verdienst, gründeten. Nie verstattete er niedere Vertraulichkeiten, oder ließ sich von seinen Gesellschaftern anders, als ihres Gleichen, behandeln. Einmal, als er ohne Wohnung, Nahrung und Kleidung war, schickte einer von seinen Freunden zu ihm, der sich freylich eben nicht durch Mäßigung in seinem Glücke auszeichnete, und ließ ihn früh um neun Uhr zu sich bestellen. Savage wußte, daß er Willens war, ihn zu unterstützen; er nahm es aber sehr übel, daß er sichs herausnahm, die Stunde seines Besuchs vorzuschreiben, und, so viel ich weiß, schlug er diesen Besuch und seine Gefälligkeit ab.

Eben diese unbezwingliche Laune, sie mochte nun Festigkeit oder Eigensinn seyn, äußerte er auch in seinem Benehmen gegen Lord Tyrconnel, von dem er sehr oft verlangte, daß er ihm das ehedem gegebene Jahr-

geld wieder solle auszahlen lassen, ohne daß er je einen Augenblick darauf dachte, eine Aussöhnung mit ihm einzuleiten, und dem er zugleich mit allem dem Stolze der Ueberlegenheit, und mit aller der Bitterkeit des Unwillens begegnete. Er schrieb an ihn, nicht im bittenden oder ehrerbietigen Tone, sondern mit Vorwürfen, Drohungen und Verachtung, und schien entschlossen zu seyn, jenes Geld, wenn er es ja wieder erhielte, bloß als Erwerb durch Eroberungsrecht anzusehen.

Da man es immer leichter einsieht, daß jemand reicher, als daß er klüger sey, als man selbst ist; so wird die Ueberlegenheit des Verstandes nie so leicht anerkannt, als Ueberlegenheit des Vermögens. Und der durch Bewußtseyn großer Fähigkeiten erregte Stolz wird immer nicht mit solcher Unterwerfung ertragen, als die Tyranney des Reichthums. Wenn also Savage seine Ansprüche auf Achtung und Ehrerbietung geltend machen wollte, und Leute mit Verachtung behandelte, die durch ihre Wohlhabenheit wider ihn aufgebracht waren; so konnte es nicht fehlen, daß er sich eine Menge von Feinden in den verschiedenen Menschenklassen erweckte. Diejenigen, welche sich durch die Vorzüge des Reichthums über ihn hinaus glaubten, haßten ihn, weil er sie vor dem Muthwillen seines Witzes nicht geschützt waren; und Männer, die ihrer Schriften wegen in Achtung standen, fürchteten ihn als einen Kunstrichter, und feindeten ihn als

Nebenbuhler an. Alle schwächere Köpfe waren ohnehin seine erklärten Feinde.

Unter diesen trieb Miller seine Rachsucht so weit, daß er ihn in einem Possenspiel auf der Bühne persönlich in einer Kleidung, die er damals trug, vorstellen ließ; eine elende Spötterey, die bloß andeuten sollte, daß Savage nur Einen Rock hatte, und die daher von ihm mehr verachtet als geahndet wurde. Denn ob er gleich eine Satyre wider Miller schrieb, so ließ er sie doch nie drucken; und da billig kein Andrer die Rache verfolgen darf, von welcher der Beleidigte selbst abstand, so will ich das nicht bekannt machen, was Savage unterdrückte, und was wirklich eine zu strenge Strafe für einen so schwachen Angriff würde gewesen seyn.

Die größten Beschwerden der Armuth waren für ihn nicht der Mangel an Wohnung und Unterhalt, sondern die Vernachlässigung und Verachtung, die er dadurch sich zuzog. Er beklagte sich, daß er so, wie seine Lage immer mißlicher wurde, auch den Ruhm seiner Talente sichtbar abnehmen sah; daß man auf seine Meinung bey kritischen Streitigkeiten nicht mehr achtete, wenn sein Rock nicht mehr nach der Mode war; und daß eben die, welche in den Zwischenzeiten seines Wohlstandes ihn immerfort zu großen Unternehmungen durch Lobpreisung seines Genies und durch Versicherungen eines glücklichen Erfolgs ermunterten, nun jede Erwähnung seiner Plane mit Kaltsinn aufnahmen, daß sie glaubten, die Gegenstände,

über die er zu schreiben dachte, seyen sehr schwierig, und daß sie ihm vorstellten, die Aufnahme eines Gedichts sey sehr ungewiß, ein Schriftsteller müsse viel Zeit auf die Ueberlegung seines Plans verwenden, und sich nicht gleich mit dem Vertrauen auf einige flüchtige Gedanken und oberflächige Sachkenntniß zum Schreiben niedersetzen. Kurz, man machte ihm Schwierigkeiten jeder Art, und hielt ihn für nichts mehr geschickt, als zur Verfertigung des Volunteer Laureat.

Aber selbst diese Art von Verachtung schlug seinen Muth nicht nieder; denn immer behielt er noch ein festes Zutrauen auf seine Fähigkeiten, und glaubte nicht, daß irgend etwas für ihn unerreichbar sey, was er einmal mit Ernst zu erreichen sich vornehmen würde. Seine wissenschaftlichen Entwürfe waren mit denen, die er auf bessere Glücksumstände richtete, von gleicher Art; und er schmeichelte sich eben so sehr mit künftigen großen Fortschritten in seinen Studien, als mit Reichthümern, die ihm in Zukunft noch würden zu Theil werden. Freylich aber hatte er zu jener erstern Erwartung mehr Grund, als zu dieser letztern; denn er war von Natur lehrbegierig, und suchte den Umgang solcher Leute auf, von denen er irgend etwas Neues lernen konnte; unbekümmert hingegen war er um die Benutzung derer Gelegenheiten, die sich ihm zuweilen zur Verbesserung seiner Glücksumstände darboten. Auch war er in Hinsicht seiner Ideen sehr behaltsam, und verlor sie nie wieder, wenn er

sie einmal aufgefaßt hatte; mit seinem Gelde hingegen war es der völlig entgegengesetzte Fall.

Indem er nun so in der Erwartung fortlebte, daß die Königin sich doch endlich einmal an ihr Versprechen erinnern werde, nahm er seine Zuflucht zu dem gewöhnlichen Hülfsmittel der Schriftsteller, und kündigte eine Ausgabe seiner Werke auf Unterzeichnung an. Ermuntert wurde er dazu durch den glücklichen Erfolg Andrer, die auf den Beyfall des Publikums kein besseres Recht hatten; aber, wie es nun auch kommen mochte, er fand für sich das Publikum nicht so vortheilhaft gestimmt, und bemerkte mit einigem Mißvergnügen, daß er zu der nur auf eine halbe Guinee bestimmten Unterzeichnung nur wenige Liebhaber fand, in Vergleichung mit denen, die zweymal so viel auf Duck's Werke unterzeichneten.

Auch sah er nicht ohne Unwillen, daß die Königin auf seine Ankündigung nicht achtete, und dagegen die von Duck mit vielem Eifer begünstigte, so daß sie darüber unter den Hofleuten einen wahren Wetteifer in der Sammlung dazu rege machte. Eine Auszeichnung, auf welche Savage durch seine Geburt, sein Unglück und sein Genie weit mehr Ansprüche zu haben glaubte, als jener, dem sie zu Theil wurde. Ganz verfehlt waren indeß seine Anträge nicht; denn einige Personen von Stande unterstützten sein Unternehmen, forderten Andere dazu auf, und unterzeichneten selbst mit großer Freygebigkeit. Besonders rühmte er es von dem Herzoge von

Chan-

Chandos, daß er gleich nach Empfange seines Plans, ihm zehn Guineen zugesandt habe.

Aber das hierdurch erhaltene Geld war eben so flüchtig, als das ihm durch andere Entwürfe gewordene. So bald er einen Vorausbezahler mehr hatte, ging er in eine Schenke; und da so gesammeltes Geld immer nur in kleinen Summen gehoben wird, so war er nie im Stande, seine Gedichte unter die Presse zu geben, fuhr aber mehrere Jahre hindurch fort, Unterzeichnung zu sammeln, und brachte das Geld sogleich durch, das er einnahm. Zum öftern wurde dieß Projekt wieder angeregt, und die Plane wurden mit späterer Zeitangabe mehrmals neu gedruckt. Dergleichen Plane zu entwerfen, war eins von seinen Lieblingsgeschäfften; und nie fühlte er sich behaglicher, als wenn er mit irgend einem Freunde, der sich gutwillig auf seine Projekte einließ, den Abdruck einrichtete, die Ankündigungen entwarf, und die Vertheilung seiner neuen Ausgabe anordnete, die der wirklich zu veranstalten Willens war. Aus langer Erfahrung sah er indeß die Unmöglichkeit ein, die Druckkosten des Ganzen auf einmal zu bestreiten, und entschloß sich daher am Ende, es in wöchentliche oder monatliche Hefte zu vertheilen, um durch den Absatz der ersten die Kosten der folgenden zu bestreiten.

Zur Erlangung seiner ausgebreiteten Bekanntschaft trug jeder Umstand seines Lebens bey. Die Kunst des Umgangs verstand er aus dem Grunde, und übte sie

daher gern. Selten hatte er irgend ein Haus, oder auch nur ein einzelnes Zimmer, wo er für sich allein seyn konnte; und dieß trieb ihn in öffentliche Häuser, wo er mehr Bequemlichkeiten und Freuden des Lebens fand. Immer war er bereit, jede Einladung anzunehmen, weil er kein bestimmtes Geschäffte hatte, das ihn abhielt, und oft auch kein Geld, um sich selbst zu beköstigen. Wenn er in der einen Gesellschaft zu Tische war, fehlte es ihm auch selten, zu einer andern gebeten zu werden.

So zerstreut war seine Lebensweise, und so zufällig sein Unterhalt; und doch hinderte ihn jene Zerstreuung nicht am Nachdenken, und die Ungewißheit seiner Lage unterdrückte nicht seinen Frohsinn. War er umhergegangen, ohne daß ihm ein glückliches Abentheuer aufstieß, wodurch er in eine Weinschenke gerieth, so begab er sich zuweilen ins freye Feld, und war dann im Stande, seinen Geist mit Studiren zu beschäfftigen, oder ihn mit angenehmen Phantasieen zu unterhalten; und selten schien er schwermüthig zu seyn, außer wenn ihn irgend ein plötzliches Mißgeschick betroffen hatte. Aber auch dann wußte er sich in wenig Augenblicken aus seiner Verlegenheit zu ziehen, sogleich mit ins Gespräch zu mischen, und sein Gemüth ganz mit den Gegenständen zu beschäfftigen, die Andre ihm darboten.

So unglücklich auch dieses Leben bisher schon war, so wurde es doch im Jahr 1735 durch neue Unglücksfälle verbittert. Der Tod der Königin benahm ihm alle

Aussichten zu einer Beförderung, womit er seine Vorstellung so lange schon unterhielt; und da Sir Robert Walpole ihm vorher schon Grund genug gegeben hatte, zu glauben, daß er sein Versprechen nie zu halten Willens sey, so war er nun wieder ganz dem Schicksal überlassen.

Er wurde jedoch um eben diese Zeit von einem Freunde unterstützt; und da es nicht seine Art war, auf entfernte Unfälle hinaus zu sehen, oder irgend ein anderes Ungemach zu fühlen, als das gegenwärtige, so war er über seinen Verlust nicht sehr betrübt, und tröstete sich vielleicht damit, daß sein Jahrgehalt ihm ferner ohne den jährlichen Zoll eines Lobgedichts werde ausgezahlt werden.

Zu seiner Beruhigung trug noch eine andere Erwartung bey. Er hatte sich vorgenommen, ein zweytes Trauerspiel über die Geschichte des Sir Thomas Overbury zu schreiben, worin er einige wenige Verse seines ältern Schauspiels beybehalten, den Plan aber völlig umändern, neue Vorfälle hinzuthun, und neue Charaktere aufstellen wollte, so daß es ein ganz neues Trauerspiel, nicht eine bloße Verbesserung des ältern würde. Viele seiner Freunde tadelten ihn darüber, daß er nicht lieber ein ganz anderes Subjekt wählte; aber zu seiner Rechtfertigung behauptete er, es sey nicht leicht ein besseres zu finden, und er halte es für rathsam, das Andenken des ersten Trauerspiels zu vertilgen, welches nur allein

durch ein minder fehlerhaftes Stück von einerley Inhalt geschehen könne. Dadurch glaubte er den Kunstgriff der Buchhändler völlig vereiteln zu können, die nach dem Absterben irgend eines berühmten Schriftstellers immer geschäfftig sind, seine Werke dadurch anzuschwellen, daß sie seine schlechtesten Arbeiten mit seinen besten verbinden.

Mit der Ausführung dieses Plans verfuhr er indeß sehr langsam; und wahrscheinlich beschäfftigte er sich damit nur dann, wenn er keinen andern Zeitvertreib zu finden wußte. Aber es behagte ihm, die Vortheile davon im Voraus zu berechnen; und er glaubte vielleicht, der dramatische Ruhm, den er dadurch erlangen würde, werde reichlicher Ersatz alles dessen seyn, was er durch den Tod seiner königlichen Gönnerin eingebüßt hatte. Bey allem diesen Vertrauen auf künftigen Reichthum unterließ er jedoch nicht, die zur Fortdauer seiner Pension dienlichen Maaßregeln zu nehmen; obgleich einige von seinen Gönnern es für Unrecht hielten, daß er ihren Tod nicht besungen hatte. Aber an ihrem Geburtstage im folgenden Jahre gab er einen Beweis von der Richtigkeit seines Verstandes und von der Stärke seines Genies. Er wußte, daß der Pfad der Elegie schon so oft und viel betreten war, daß man ihn unmöglich einschlagen konnte, ohne in die Fußstapfen seiner Vorgänger zu treten, und daß es daher, um sich von dem gemeinen Haufen der Lobpreiser zu unterscheiden, nothwendig sey, irgend

eine neue Bahn für ein panegyrisches Leichengedicht ausfindig zu machen.

Diese schwere Aufgabe wußte er so glücklich zu lösen, daß sein Gedicht unter die besten Arbeiten zu zählen ist, die je der Tod fürstlicher Personen veranlaßt hat. Dadurch, daß er die Erwähnung ihres Todes auf ihren Geburtstag verlegt, hat er sehr glücklich Ideen zusammengestellt, die jeder Andere schwerlich unter einerley Gesichtspunkt hätte bringen können, die er aber so zu vereinigen gewußt hat, daß ihre gegenseitige Beziehung ganz natürlich scheint. Und man kann mit Recht sagen, daß das, woran sonst niemand gedacht hätte, jetzt schwerlich von irgend jemand gern möchte vermißt werden.

Zu diesen Beweisen seines Genies läßt sich auch noch aus dem nämlichen Gedichte ein Beyspiel seiner Klugheit anführen, einer ihm nur selten eignen Tugend. Er vergißt nicht, den König auf die feinste und beste Art an die Fortsetzung seines Jahrgelds zu erinnern. Ueber den Erfolg hievon war er eine Zeitlang ungewiß, aber auch nicht eben bekümmert. Mit großer Ruhe fuhr er fort, an seinem Trauerspiele zu arbeiten, bis der Freund, der ihn ziemlich lange unterstützt hatte, mit seiner Familie an einen andern Ort zog, und diese Gelegenheit wahrnahm, ihn abzudanken. Jetzt wurde es nothwendig, sich genauer zu erkundigen, was in seiner Angelegenheit beschlossen sey, da er Ursach hatte, zu vermuthen, daß

ihm keine sonderliche Gnade zugedacht sey, weil er seine Pension nicht zur gewöhnlichen Zeit erhalten hatte.

Man sagt, er habe zur Bewirkung seines Vortheils in dieser Hinsicht nicht die Maaßregeln genommen, die am wahrscheinlichsten geglückt hätten; und Einige von denen, die bey der königlichen Schatzkammer angestellt waren, warnten ihn, in seinem Verfahren nicht zu heftig zu seyn. Aber Savage, der sich selten nach dem Rath Andrer richtete, ließ seiner Hitze freyen Lauf, und fragte den Ritter Robert Walpole, bey dessen Lever, nach der Ursache, warum man zwischen ihm und den übrigen Pensionisten der Königin einen Unterschied mache, mit einer gewissen Härte, die ihn vielleicht bewog, ihm das ganz zu nehmen, was ihm bisher nur vorenthalten war.

Was man ihm aber auch für ein Vergehen mag Schuld gegeben, oder wenigstens von ihm gearg wöhnt haben, und was auch für ein Einfluß ihm entgegen gewirkt haben mag; genug, er erfuhr nicht lange hernach, daß er alle Hoffnung aufgeben müsse, seine Pension wieder zu erhalten; und jetzt hatte er nichts weiter, woran er sich halten konnte, als sein Schauspiel. Wovon er aber während der Zeit der Verfertigung leben sollte, wußte er nicht.

Alle ihn treffende Widerwärtigkeiten ertrug er indeß nicht nur mit Anstand, sondern mit Heiterkeit; und sein Frohsinn wurde selbst durch die letzte Täuschung seiner Hoffnungen nicht umwölkt, ob er gleich in kurzer Zeit zur

äußersten Noth herabgebracht wurde, und oft weder Wohnung noch Nahrung hatte. Um diese Zeit gab er einen neuen Beweis seines unbezwinglichen Starrsinns. Seine Kleider waren abgenutzt, und man meldete ihm, daß in einem Kaffeehause etwas Kleidung und Wäsche für ihn bereit liege. Der Einsender hatte sich vermuthlich nicht genannt, um ihm die Verlegenheit des Danks zu ersparen. Wenn aber dieß Anerbieten in so fern großmüthig war, so geschah es doch mit einiger Vernachlässigung der erforderlichen Feinheit; und Savage empfand dieß so übel, daß er das Geschenk ausschlug, und jenes Haus nicht eher wieder besuchen wollte, als bis man die ihm bestimmten Kleider wieder weggeschafft hatte.

Seine traurige Lage war nun allgemein bekannt; und seine Freunde hielten es daher für rathsam, auf seine Unterstützung bedacht zu seyn. Einer von ihnen schrieb ihm einen Brief, worin er ihm wegen der armseligen Entziehung seiner Pension sein Bedauern bezeugte, und ihm Hoffnung machte, in kurzer Zeit eine Versorgung zu erhalten, ohne alle Abhängigkeit von jenen kleinen Geschöpfen, die sich Große zu nennen geruhten. Der Plan zu dieser glücklichen und unabhängigen Versorgung ging dahin, daß er sich nach Wales begeben, und ein durch Unterzeichnung zusammengebrachtes Jahrgeld von funfzig Pfund erhalten sollte. Hievon sollte er an einem wohlfeilen Orte ganz für sich leben, ohne weiter auf größern Ruhm oder Wohlstand bedacht zu seyn.

Diesen Antrag nahm Savage mit Freuden an, obgleich mit ganz andern Absichten, als seine Freunde dabey hatten. Denn nach diesen sollte er auf immer von London entfernt bleiben, und sein ganzes übriges Leben zu Swansea zubringen. Er hingegen wollte nur bloß die ihm hiedurch dargebotene Gelegenheit benutzen, sich auf kurze Zeit zu entfernen, sein Trauerspiel für die Bühne, und seine übrigen Werke für die Presse zu vollenden, dann aber wieder nach London zurück zu gehen, sein Stück spielen zu lassen, und von den Früchten seiner Arbeit zu leben. Mit seinen Gedichten wollte er starke Verbesserungen vornehmen, die viel Zeit und Fleiß erfordert hätten; und nach ihrer Vollendung dachte er sie, dem Plane gemäß, heraus zu geben, und sich dadurch mit seinen Unterzeichnern abzufinden.

Gern unterhielt er sich mit Entwürfen eines frohen Lebens; und so hatte er auch jetzt sich den Plan eines glücklichen Landlebens gemacht, welches er nur noch aus Liedern und Hirtengedichten kannte. Er hoffte, in solche Scenen blumichter Freuden versetzt zu werden, wie sie ein Dichter dem andern nachgeschildert hat, und sich in einem beständigen Kreise unschuldiger Vergnügungen zu bewegen, die weder Stolz, noch Unwissenheit, noch Ungezogenheit jemals stören würde.

Von diesen Erwartungen war er dergestalt bezaubert, daß einmal, als ihm ein Freund es sanft verwies, daß er auf Unterzeichnung lebe, und ihm rieth, lieber

durch muthvolle Anstrengung seiner Fähigkeiten seinen Unterhalt zu erwerben, er den Gedanken nicht ertragen konnte, sich von der Glückseligkeit loszumachen, welche die Ruhe einer Hütte gewähren würde; oder die Gelegenheit zu verlieren, ohne Unterlaß auf den Gesang der Nachtigall zu horchen. Diese, glaubte er, werde sich auf jeder Staude hören lassen, und ihren Gesang hielt er für einen sehr wichtigen Bestandtheil des ländlichen Glücks.

Ehe dieser Plan völlig zur Reife kam, wiesen ihm seine Freunde eine Wohnung in einer abgelegenen und mit besondern Freyheiten versehenen Gegend von London an, damit er vor seinen Gläubigern sicher seyn möchte. Jeden Montag schickten sie ihm eine Guinee, die er gemeiniglich schon vor Anbruch des nächsten Morgens durchgebracht hatte. Für den übrigen Theil der Woche verließ er sich auf die Gunst des guten Glücks.

Jetzt aber wurde ihm der Druck der Abhängigkeit sehr fühlbar. Seine künftigen Versorger fingen an, ihm Alles mit einer Miene von Ansehen vorzuschreiben, die er nicht mit Anstand zu rügen, noch mit Geduld zu ertragen wußte; und aus dem Benehmen seiner meisten Unterzeichner sah er bald ein, daß er noch immer in den Händen „kleiner Geschöpfe“ war. Von der Zudringlichkeit, die er zu dulden hatte, führte er manche Beweise an; und keiner derselben schien seinen Unwillen stärker zu empören, als die Art, wie man ihn mit Kleidung

zu versehen pflegte. Anstatt ihn dabey zu Rathe zu ziehen, und ihm zu gestatten, dem Schneider zum Ankaufe für das ihm bewilligte Geld den Auftrag zu geben, wollte man ihm den Schneider zuschicken, um das Maaß zu nehmen, und dann mit einander über die Art seines Anzuges zu Rathe gehen.

Diese Behandlung war eben nicht fein, noch von der Art, wie Savage sie bey ähnlicher Gelegenheit würde gewählt haben; kaum aber hätte sie Erwähnung verdient, wenn sie ihn nicht ausnehmend gekränkt, und dadurch das Eigenthümliche seines Charakters noch sichtbarer gemacht hätte. So bald er von diesem Vorhaben hörte, kam er mit den heftigsten Aufwallungen von Wuth in die Wohnung eines seiner Freunde; und als man ihn fragte, warum er so aufgebracht sey, antwortete er mit dem äußersten Unwillen: „daß man einen „Schneider bestellt habe, ihm das Maaß zu nehmen.“ Wie diese Sache weiter abgelaufen sey, darüber fragte man ihn nie, um seinen Verdruß nicht zu erneuern. Wahrscheinlich besann er sich anders, und ließ sich das mit guter Art gefallen, was er nicht vermeiden konnte.

Unbedingt und allgemein nachgiebig wurde er jedoch nie. Denn als eben der Freund, der ihm zuerst die Absicht, ihn durch eine Unterzeichnung zu unterstützen, eröffnet hatte, eine Aussöhnung mit Lord Tyrconnel zu bewirken versuchen wollte, konnte er auf keine Weise

zur Befolgung der dazu vorgeschlagenen Maaßregeln bewogen werden.

Pope schrieb für ihn einen Brief an Sir William Lemon, um ihn zu vermögen, daß er bey dem Lord Tyrconnel ein gutes Wort einlegen möchte. Er suchte, wie er sagt, diese Gefälligkeit für einen Mann, der wirklich der Hülfe so sehr als irgend Einer bedürfe. Zugleich meldete er ihm, er werde sich auf immer an einen Ort begeben, wo er seinen Verwandten, Freunden oder Feinden, nicht mehr zur Last fallen werde. Er gestand, seine Hitze habe ihn gegen Lord Tyrconnel zu einem Betragen verleitet, wegen dessen er ihn herzlich um Verzeihung bitte; und da er fürchte, des Lords Entrüstung möge so heftig seyn, daß er keinen Brief von ihm annehmen werde, so wünsche er, daß Sir William ihn möge zu besänftigen suchen, und hoffe, er werde dieses Gesuch gewähren, und ein so schwaches Verhältniß werde sein Herz nicht gegen ihn verhärten.

Daß irgend jemand es wagen konnte, einen Brief in seinen Namen zu schreiben, war für Savage keine angenehme Bemerkung, und er war daher, schon ehe er ihn geöffnet hatte, nicht sehr geneigt, ihn zu genehmigen. Als er ihn aber gelesen hatte, fand er, daß er Gesinnungen enthielt, welche den seinigen, und wie er behauptete, auch der Wahrheit völlig entgegen waren. Anstatt also diesen Brief abzuschreiben, erließ er einen an seinen Freund voll männlichen Unwillens und starker Ver-

weise. Er bemerkte sehr richtig, daß die Schreibart zu demüthig, und die Vorstellung zu wegwerfend sey, und daß er ihn wenigstens mit der Würde eines unglücklichen Mannes vom Stande hätte klagen lassen sollen. Er erklärte, daß er die Stelle nicht niederschreiben werde, worin er den Lord um Verzeihung bitten sollte; denn er verachte seine Verzeihung, und könne daher nicht herzlich, und wolle nicht heuchlerisch, darum bitten. Sein Freund, sagte er, mache einen sehr unbilligen Unterschied zwischen sich und ihm; denn wenn er, nach seiner Denkart, Männer von hohem Range erwähne, so seyen es jene kleinen Geschöpfe, die man die Großen zu nennen beliebe; wenn er sich aber in Savage's Namen an sie wende, so sey keine knechtische Erniedrigung demüthig genug. Sehr einleuchtend zeigte er auch, was für Folgen sich von solch einem Briefe erwarten ließen, den seine Verwandten zu ihrer Vertheidigung drucken lassen, und immer als eine völlige Beantwortung alles dessen, was er wider sie vorbringen könnte, aufweisen würden. Denn er hatte immer den Vorsatz, eine umständliche Nachricht von der ihm wiederfahrnen Behandlung bekannt zu machen. Pope'n, der diesen Brief aufgesetzt hatte, gereicht es zur Ehre, daß er diese Gründe gelten, und sich die Unterdrückung des Briefes gefallen ließ.

Nach vielen Aenderungen und Zögerungen ward endlich eine Unterzeichnung zu Stande gebracht, die nicht

volle funfzig Pfund für jedes Jahr betrug, obgleich Ein Unterzeichner allein zwanzig Pfund hergegeben hatte. Was ehedem eine Schauspielerin unaufgefordert gethan hatte, ließ sich jetzt nicht durch Bitten und Fürspruch erhalten; und Savage mußte vielen Leuten aufwarten und gehorchen, für ein Jahrgehalt, das geringer war, als jenes, welches ihm die Oldfield ausgezahlt hatte, ohne irgend eine Unterwürfigkeit dafür zu fordern.

Er war indeß damit zufrieden, weil er nun wirklich Willens war, sich von London zu entfernen. So geringe auch die ihm ausgesetzte Summe war, so glaubte er doch, sie werde mehr als hinreichend für ihn seyn, indem er den Vorsatz hatte, von nun an ein strenger Haushalter zu werden, und höchst sparsam zu leben. Denn nichts war seiner Meinung nach so verächtlich, als wenn jemand die Gränzen seines Einkommens kenne, und doch über dieselben hinaus gehe. Zwar gestand er, daß die Beyspiele dieser Thorheit nur allzugemein wären, und beklagte, daß man vielen Leuten ihr eignes Geld nicht sicher anvertrauen dürfe.

Voll von diesen Heilsamen Entschlüssen verließ er London im Julius 1739, nachdem er von seinen Freunden zärtlichen Abschied genommen, und sich von dem Verfasser dieser Lebensgeschichte mit Thränen in den Augen getrennt hatte. Man gab ihm funfzehn Guineen, und sagte ihm dabey, sie würden nicht nur zu seinen Reisekosten, sondern auch eine Zeitlang zu seinem Auskommen

in Wales hinreichend seyn; auch sey von der ersten Sammlung nur noch wenig zurück. Er versprach die genaueste Befolgung seiner Ersparungsmaximen, und reiste mit der Landkutsche ab; auch hofften seine Freunde nicht eher Nachricht von ihm zu erhalten, als bis er ihnen seine Ankunft zu Swansea melden würde.

Aber als sie es am wenigsten erwarteten, kam ein Brief von ihm an, der am vierzehnten Tage nach seiner Abreise geschrieben war, worin er ihnen meldete, er sey noch unterweges, und ohne Geld; er könne folglich ohne neuen Zuschuß nicht weiter reisen. Sie überschickten ihm also das Geld, das sie noch in Händen hatten, und er kam damit bis Bristol, von wo er zu Wasser nach Swansea gehen sollte.

In Bristol fand er, daß auf die Schiffe ein Embargo gelegt war, und so konnte er nicht sogleich abreisen, sondern mußte eine Zeitlang dort bleiben. Wie gewöhnlich hatte er auch hier das Glück, sich bey manchem von den Vornehmern beliebt zu machen, wurde in ihre Häuser eingeladen, bey ihren öffentlichen Festlichkeiten ausgezeichnet, und mit einer Achtung behandelt, die seine Eitelkeit befriedigte, und daher leicht seine Zuneigung gewann.

Sehr bald nach seiner Entfernung fing er an, sich über das Betragen seiner Freunde in London zu beschweren, und brachte viele derselben durch seine Briefe so sehr wider sich auf, daß sie mit allen Ehren ihre Beyträge wieder einzogen; und wahrscheinlich erhielt er nun nicht

viel mehr, als zwanzig Pfund jährlich, und zwar von eben dem Manne, der die Unterzeichnung in Vorschlag gebracht hatte.

Von Bristol ging er in der Folge nach Swansea, welches ihm eigentlich zu seinem Aufenthalte angewiesen war; und hier lebte er ungefähr ein Jahr lang, sehr unzufrieden mit der Verringerung seiner Pension. Aber auch hier, wie anderswo, machte er Bekanntschaft mit den dortigen angesehensten Personen, von welchen er besonders Herrn Powel und Mrs. Jones in einigen Versen rühmte, die er in das Gentleman's Magazin einrücken ließ.

Hier vollendete er sein Trauerspiel, an welchem noch zwey Aufzüge fehlten, als er London verließ; und nun wünschte er nach dieser Stadt zu kommen, um es auf die Bühne bringen zu sehen. Diesem Wunsche aber widersetzte man sich dringend, und sein vornehmster Wohlthäter rieth ihm, es den Herren Thomson und Mallet zuzusenden, um es für die Vorstellung einzurichten, und die Einnahme durch seine Freunde in Empfang nehmen zu lassen, wovon ihm eine jährliche Pension sollte ausgezahlt werden.

Diesen Vorschlag verwarf er mit der äußersten Verachtung. Er glaubte durchaus nicht, daß die Männer, denen er das Urtheil überlassen sollte, fähiger dazu wären, als er selbst. Er wollte jetzt, wie er sich ausdrückte, sich nicht mehr am Gängelbande führen lassen, und hatte kei-

nen hohen Begriff von dessen Wohlthätigkeit, der ihm von dem Gewinne seiner eignen Arbeiten eine Pension auszahlen wollte.

Er machte in Wales den Versuch, eine Unterzeichnung auf seine Werke in Gang zu bringen, und hatte auch wirklich einmal gute Hoffnung dazu. Aber nicht lange hernach entschloß er sich, die Gegend zu verlassen, auf die er sich nicht länger denen zu Gefallen wollte beschränken lassen, die ihm ein anständiges Einkommen versprochen, und nun, so bald sie ihn in einen entlegenen Winkel verbannt hatten, sein Jahrgeld auf eine Summe herabsetzten, die kaum zu seinem nothdürftigsten Unterhalte hinreichend war.

Sein Unwille über diese, wenigstens seiner Meinung nach, unverdiente Behandlung war so groß, daß er allen Briefwechsel mit seinen meisten Versorgern abbrach, und sie als Verfolger und Unterdrücker zu betrachten schien. Und in der letzten Zeit seines Lebens erklärte er, ihr Benehmen gegen ihn seit seiner Abreise von London sey Treulosigkeit über Treulosigkeit und Unmenschlichkeit über Unmenschlichkeit gewesen.

Er hätte mit Recht verlangen können, daß man ihn vor der Aufhebung des geleisteten Versprechens wieder in seine vorige Lage versetzt, und dabey nicht seine gegenwärtige Lage benutzt hätte, in welche er durch anscheinende Wohlthätigkeit versetzt war. Ehe man ihn ohne Beyhülfe ließ, hätte man ihn nach London zurück rufen sollen. Er

mußte

mußte sich wie einen Löwen im Netze betrachten, den man doch vorher hätte in Freyheit setzen müssen, ehe man die Hunde auf ihn los ließ.

Er selbst suchte freylich diese Freyheit zu bewirken, und in der Absicht, nach London zurück zu kehren, ging er nach Bristol, wo er durch die wiederholte liebreiche Aufnahme seiner Bekannten bewogen wurde, eine Zeitlang zu bleiben. Er wurde nicht nur gütig aufgenommen und bewirthet, sondern man brachte auch ungefähr dreyßig Pfund für ihn zusammen. Ein Glück wäre es gewesen, wenn er damit sogleich nach London abgereist wäre; aber bey seiner Sorglosigkeit bedachte er nicht, daß er dergleichen Beweise von Milde nicht oft erwarten konnte, und daß dieser Eifer größtentheils eine Wirkung der Neuheit war, und mit jedem Tage wahrscheinlich abnehmen würde. Und so benutzte er jene günstige Gelegenheit nicht, sondern ließ sich durch die eine Wohlthat ermuntern, auf die andre zu hoffen, bis am Ende die Großmuth erschöpft, und die Dienstbegierde ermüdet war.

Auch darin versah er es, daß er seine Besuche ungebührlich späthin verlängerte, und überall, wo man ihn aufnahm, die häusliche Ordnung störte. Dieß war eine Unart an einem Handelsorte, den alle die Annehmlichkeiten seines Umganges nicht wieder gut machen konnten. Denn welcher Kaufmann konnte Lust haben, dieß luftige Vergnügen mit dem Verluste eines wirklichen Gewinns zu erkaufen? Und dieß wäre doch die Folge mitternächtlicher

Gelage gewesen, da gemeiniglich die der Nacht abgewonnenen Stunden für den Morgen wieder verloren gehen.

Und so fand Savage, daß die Zahl seiner Freunde nach befriedigter Neugier täglich kleiner wurde, ohne daß er vielleicht den Grund argwöhnte, warum sie ihr Betragen gegen ihn änderten. Denn immer noch fuhr er fort, mit seinen nächtlichen Ueberfällen diejenigen zu plagen, die ihm noch treu blieben, und ihn in ihre Häuser aufnahmen.

Er brachte indeß nicht die ganze Zeit seines Aufenthalts in Bristol mit Besuchen oder in öffentlichen Häusern zu; denn zuweilen machte er sich wieder an sein Studiren, und entwarf verschiedene beträchtliche Plane. Wenn er den Hang zum Schreiben fühlte, so entfernte er sich immer von seinen Freunden, und hielt sich in irgend einer abgelegenen Gegend der Vorstadt verborgen, bis ihn wieder nach Gesellschaft verlangte, in welcher er dann wahrscheinlich nach dieser Abwesenheit desto willkommener war.

Immer noch blieb es sein fester Vorsatz, nach London zurück zu kehren, um sein Trauerspiel auf die Bühne zu bringen. Da er aber die für ihn aufgebrachte Summe nicht zum Reisegelde verwendet hatte, so fehlte es ihm nachher daran; und vielleicht hätte eine neue Aushülfe nur dazu gedient, ihn wieder zum Genuß neuer Ergötzlichkeiten in Stand zu setzen, und ihm die Reisegedanken völlig aus dem Sinne zu bringen.

Indem er so jeden Tag mit Entwürfen für den morgenden hinbrachte, versank er unvermerkt immer tiefer in Noth. Seines Betragens waren schon Einige von denen herzlich müde geworden, die anfänglich in seinen Umgang verliebt waren; indeß wäre er vielleicht an Andre gerathen, die sich eben so gern von ihm hätten unterhalten lassen, wenn es nicht seine abgetragenen Kleider ihrer Eitelkeit unleidlich gemacht hätten, ihn an ihre Tafel zu nehmen, oder sich mit ihm an öffentlichen Oertern zusammen zu finden. Jetzt fand er Keinen, den er besuchen wollte, zu Hause, und war daher nicht länger im Stande, die nothwendigsten Lebensbedürfnisse zu befriedigen, sondern irrte in der Stadt umher, vernachläßigt und unbeachtet, um eine Mittagsmahlzeit aufzusuchen, die ihm doch nicht immer zu Theil wurde.

Um sein Elend vollends zu vergrößern, ward er von den Gerichtsdienern kleiner Schulden wegen verfolgt, und sah sich daher genöthigt, sich auch von der kleinen Anzahl der Freunde zurück zu ziehen, von denen er noch einige Beyhülfe zu hoffen Ursach hatte. Die meiste Zeit des Tages pflegte er im Bette zu liegen, spät im Dunkeln ganz heimlich auszugehen, seinen Besuch zu machen, und vor Tagesanbruch in seine Wohnung zurück zu kommen, die in einem Dachstübchen eines schlechten Gasthofes war.

Da er also einer Seits ausgeschlossen, und anderer Seits eingesperrt war, so litt er die drückendste Armuth, und fastete oft so lange, daß er ganz ohnmächtig ward,

alle Eßlust verlor, und nicht im Stande war, den Geruch der Speisen zu ertragen, bis er seinen Magen durch eine Herzstärkung in Ordnung gebracht hatte.

In dieser Bedrängniß wurden ihm aus London fünf Pfund zugesandt, wofür er sich ein anständiges Kleid kaufte. Jetzt wollte er nach London reisen, unglücklicher Weise aber verzehrte er sein Geld in einer oft von ihm besuchten Schenke. Und so war er wieder genöthigt, in Bristol zu bleiben, wo er täglich von Gerichtsdienern verfolgt wurde. In dieser Noth fand er abermals einen Freund, der ihn in sein Haus aufnahm, obgleich mit den gewöhnlichen Beschwerden, die nun einmal mit seiner Gesellschaft verknüpft waren; denn Nachts war er nicht ins Bette, und am Tage nicht zum Aufstehen zu bringen.

Von seinen Freunden zu Bristol konnte er jetzt nicht weiter Unterstützung erwarten. Sie waren Kaufleute, und folglich immer auf ihren Vortheil bedacht, ohne sonderliches Mitleid gegen Unordnung und Ausschweifung zu fühlen, oder irgend ein großes Talent für Ersatz eines so bedeutenden Fehlers zu halten, wie schlechte Haushaltung in ihren Augen seyn muß. Es läßt sich auch leicht denken, daß Viele von denen, die seiner Noth gern abgeholfen hätten, von der Erweisung ihrer Milde dadurch abgehalten wurden, daß sie sahen, wie schlecht sie angewandt war, daß sie nur auf einen Augenblick half, und die Noth immer wiederkehrte.

Endlich verließ er das Haus seines Freundes, und bezog wieder sein Zimmer im Gasthofe, mit dem Vorsatz, in einigen Tagen nach London abzugehen. Aber am 10. Januar 1742 — 3, hatte er Abends mit zwey Freunden gespeist, und wurde auf dem Rückwege nach Hause wegen einer Schuld von ungefähr acht Pfund Sterling, die er auf einem Kaffeehause gemacht hatte, verhaftet, und in das Haus eines Gerichtsdieners gebracht.

Er blieb fünf Tage in dem Hause dieses Mannes, in der Hoffnung, daß er im Stande seyn werde, Bürgschaft zu stellen, und daß es nicht nöthig seyn werde, ihn ins Gefängniß zu bringen. Die Art, wie er seine Zeit zubrachte, und wie er behandelt wurde, beschreibt er sehr richtig in einem an einen Freund gerichteten Briefe: „Den ganzen Tag, sagt er, hab' ich damit hingebracht, daß mehrerley Leute meinen Kopf mit ihren thörichten, chimärischen Systemen anfüllten, wodurch ich genöthigt ward, so kaltblütig, als meine Natur es erlaubte, mich nach jedermanns Denkart zu bequemen. Ich wurde von einem wilden System ins andre gejagt, bis aus meiner Phantasie ein wahres Chaos ward, und nichts geschah, viel versprochen, nichts gehalten, und stündlich von einer Gegend der Stadt in die andre geschickt wurde."

Weil seine Freunde wol einsahen, daß es einerley seyn würde, Bürgschaft zu stellen, oder die Schuld zu bezahlen; so weigerten sie sich alle, ihn auf die Kosten von acht Pfund vor dem Gefängniß zu schützen. Als er daher

eine Zeitlang mit übergroßen Kosten, wie er in seinem Briefe schreibt, in des Gerichtsdieners Hause gewesen war, wurde er am Ende nach Newgate gebracht. Jene Kosten konnte er durch die edle Beyhülfe des Herrn Nasch zu Bath bestreiten, der ihm sogleich, als er von seiner Lage Nachricht erhielt, fünf Guineen schickte, und zugleich versprach, die Unterzeichnung auf seine Werke mit allem Eifer zu Bath zu befördern.

Durch seine Verhaftung in Newgate gewann er wenigstens Befreyung von ungewissen Zweifeln, und Ruhe vor dem quälenden Wechsel von Furcht und Hoffnung. Auch fand er jetzt, daß seine Freunde bloße Gesellschafter waren, die gern Antheil an seinem Frohsinn, aber nicht an seinem Unglücke nahmen; und er rechnete also nicht länger auf ihren Beystand. Einer von ihnen erbot sich jedoch, ihn durch Bezahlung der Schuld in Freyheit zu setzen; er wollte es aber vermuthlich deßwegen nicht zugeben, weil er glaubte, ihm bisher schon zu lästig gewesen zu seyn.

Einige von seinen Freunden thaten ihm den Vorschlag, eine Kollekte zu seiner Loslassung zusammen zu bringen; aber auch dieß Mittel wieß er mit Verachtung ab. Bettelbriefe zu schreiben, war er, nach seiner eignen Aeußerung, zu stolz; nur an einige Staatsminister wollte er sich wenden, um die Wiedererlangung seines Jahrgeldes zu versuchen.

Immer noch klagte er über die, welche ihn aus London weggeschickt hatten, und machte ihnen den Vorwurf, daß er dadurch den Gewinn von seinem schon vor drey Jahren vollendeten Schauspiele verloren habe; und in einem andern Briefe erklärt er seinen Vorsatz, ein Pamphlet zu schreiben, damit die Welt erfahren möge, wie man ihn behandelt habe. Dazu aber kam es nicht; denn in kurzer Zeit erhielt er seine gewöhnliche Ruhe wieder, und beschäfftigte sich auf eine unschuldigere Weise. Immer zwar behauptete er, man habe ihm ein Jahrgehalt von funfzig Pfund versprochen, aber ihm nie die Hälfte ausgezahlt; aber er schien sich in dieses Mißgeschick eben so gut, als in jedes andre, zu finden, und das Andenken daran bey seinen Ergötzungen und Beschäfftigungen zu verlieren.

Der Aufseher des Gefangenhauses, Herr Dagg, begegnete ihm sehr liebreich, und ließ ihn, ohne Vergütung hoffen zu können, an seinem Tische speisen. Er hatte ein Zimmer für sich, in welches er sich zu jeder Zeit begeben und ungestört bleiben konnte; man erlaubte ihm, vor der Thür des Gefangenhauses zu stehen, und zuweilen einen Gang ins Feld zu machen. Und so litt er weniger Ungemach in seiner Gefangenschaft, als er seine meiste Lebenszeit hindurch zu dulden gewohnt gewesen war. Herr Dagg betrug sich nicht nur äußerst schonend gegen ihn, sondern nahm auch Rücksprache mit der Gläubigerin wegen seiner Loslassung, obgleich ohne Er-

folg. Aber auch nachher begegnete er ihm ungemein höflich und gütig.

Savage erhielt öftere Besuche und zuweilen Geschenke von seinen Bekannten; sie waren aber nicht so beträchtlich, daß er davon leben konnte. Sein Unterhalt wurde also größtentheils von dem edelmüthigen Dagg besorgt. Jene Geschenke machten ihm nun zwar diejenigen desto werther, von denen er sie erhielt; sie brachten ihn aber doch im mindesten nicht auf bessere Gedanken von den Einwohnern Bristol's, und er glaubte daher sich in seiner Gefangenschaft nicht besser beschäfftigen zu können, als mit Verfertigung eines Gedichts, welches er: „Schilderung London's und Bristol's" überschrieb.

Als er dieß Gedicht so weit, als wir es jetzt haben, vollendet hatte; denn es hat eine Lücke, und der Schluß fehlt; meldete er seinen Vorsatz, dieß Gedicht unter seinem Namen drucken zu lassen, einem Freunde in London, bat ihn aber zugleich, seinen Bekannten in Bristol dieß Vorhaben zu verschweigen. Dieser Freund wunderte sich nicht wenig über diesen Schritt, und suchte ihm die Bekanntmachung dieses Gedichts, oder wenigstens die Nennung seines Namens, zu widerrathen. Auch glaubte er das dringende Verlangen dieses Geheimhaltens mit seinem Vorsatze, sich bey dem Abdrucke zu nennen, nicht wohl reimen zu können. Hierauf antwortete Savage, seinem Charakter gemäß, Folgendes:

„Ich erhielt Ihren Brief diesen Morgen, und nicht ohne einige Verwunderung über dessen Inhalt. Um Frage mit Frage zu beantworten: Sie wollen wissen, warum ich mein Gedicht über London und Bristol eine Schilderung genannt habe? Warum hat Woolaston sein Buch über die natürliche Religion so genannt *)? Ich glaube, es gefiel und beliebte ihm so; und das ist auch bey mir der Fall. Sie begreifen es nicht, warum ich meinen Namen wolle geheim gehalten wissen, und mich doch zu nennen denke? Meine Antwort ist: ich habe dazu meine besondern Gründe, die ich Keinem zu entdecken verpflichtet bin. Sie zweifeln, daß mein Freund S. es billigen werde. Und was kümmert es mich, ob er es billigt oder mißbilligt? Glauben Sie, daß Herr S. mir etwas vorschreiben kann? Wenn irgend jemand, der sich mein Freund nennt, sich dieß anmaaßen wollte, so würde ich seine Freundschaft mit Verachtung von mir stoßen. Sie sagen, ich scheine das zu glauben, weil ich ihn nichts davon will wissen lassen. Und wenn ich das nun auch glaubte, was wäre es denn? Vielleicht kann ich von dieser Mißbilligung ganz andre Gründe angeben, als Sie sich einbilden. Sie meinen, wenn ich lieber meinen Namen nicht voran setzte? Das ist nun aber meine Meinung nicht. Auch werden Sie doch wol nicht meinen, ich hätte mich an Sie gewandt, weil ich sonst keinen Verleger hätte finden können;

*) The Religion of Nature delineated.

und eben so wenig möchte ich, daß Sie meinten, ich hätte gegen Herrn S. Verbindlichkeiten, denn die habe ich nicht."

So weit ging seine Unvorsichtigkeit und seine eigensinnige Beharrlichkeit bey einem einmal gefaßten, wenn gleich ungereimten Vorsatze. Ein Gefangener! durch milde Beyträge unterstützt! und so manche Kränkungen er auch in der letzten Zeit seines Aufenthalts zu Bristol erfahren haben mochte, doch vorher beliebt, geachtet, und mit einer freygebigen Geldsammlung beschenkt, konnte er zugleich seine gefährliche Lage und seine Verpflichtungen vergessen, um dem Muthwillen seines Witzes oder der Heftigkeit seines Unwillens freyen Lauf zu lassen, und eine Satyre bekannt machen, von der er mit Recht erwarten mußte, daß er die von sich entfremden würde, die ihn damals unterstützten, und die wider sich aufbringen würde, denen er weder widerstehen noch entkommen konnte.

Er legte indeß dieses Gedicht noch so lange bey Seite, als er damit umging, den Beystand verschiedener angesehener Männer zu suchen; und da eine Störung nach der andern eintrat, so ward er dadurch verhindert, die Lücke auszufüllen, und vielleicht auch das Uebrige gehörig auszubessern; denn das Gedicht ist sehr ungleich, und manche Verse stehen mehr des Reims wegen da, als zur Hebung und Verstärkung des Sinnes; aber Anfang und Schluß sind mit vieler Lebhaftigkeit und wirklich schön geschrieben.

In seiner Gefangenschaft verbrachte er seine Zeit meistens mit Studiren oder mit Annahme von Besuchen;

zuweilen ließ er sich auch zu schlechterm Zeitvertreibe herab, und unterhielt sich am Küchenfeuer mit den übrigen Gefangenen; denn er war nicht gern ohne Gesellschaft, und so fähig er auch zu einer klugen Wahl seines Umganges war, so nahm er doch oft mit dem ersten dem besten vorlieb. Dieß verwiesen ihm seine Freunde mehrmals, wenn sie ihn mit nichtswürdigen Menschen beysammen fanden; aber dergleichen Verweise wurden von ihm, wie jede andre, nicht geachtet; er fuhr fort, nach eignem Gefallen zu handeln, und auf die Meinung Andrer wenig Werth zu setzen.

Doch auch hier, wie in jeder andern Scene seines Lebens, nahm er alle Gelegenheiten wahr, Leuten, die noch unglücklicher als er selbst waren, Gutes zu thun, und war immer bereitwillig, seine Mitgefangenen hülfreiche Hand zu bieten.

Er hatte jetzt allen Briefwechsel mit denen, die sich für ihn unterzeichnet hatten, abgebrochen, außer mit Einem, der noch immer fortfuhr, ihm jährlich die versprochenen zwanzig Pfund zu übersenden, und der es hoffte, daß er in kurzer Zeit wieder frey kommen werde, weil er dem Aufseher des Gefängnisses den Auftrag gegeben hatte, sich nach seinem Schuldenzustande zu erkundigen. Er ließ indeß dem gerichtlichen Verfahren seinen gewöhnlichen Gang, damit die Gläubigerin angehalten würde, ihm etwas Gewisses auszusetzen, wenn er länger im Gefängnisse bliebe;

und wenn er zum Verhör erschien, begegnete man ihm mit sehr ungewöhnlicher Achtung.

Aber der Unwille der Stadt wurde in der Folge dadurch gegen ihn rege gemacht, daß von seiner Satyre etwas ruchtbar geworden war, und man sagte ihm, daß einige Kaufleute Willens wären, die gesetzmäßigen Atzungskosten für ihn zu entrichten, und ihn für ihr Geld länger als Gefangenen zu unterhalten. Dieß hielt er indeß für eine bloße Drohung; und vielleicht hätte er nun den Abdruck der Satyre beschleunigt, um zu zeigen, wie weit er über ihre Kränkungen hinaus sey, wenn alle seine Plane nicht plötzlich wären vereitelt worden.

Als er ein halbes Jahr lang im Gefängnisse gewesen war, erhielt er von seinem Freund Pope, auf dessen Güte er das meiste Vertrauen setzte, und auf dessen Beystand er sich am meisten verließ, ein Schreiben, welches Vorwürfe der größten Undankbarkeit enthielt, und in Ausdrücken des heftigsten Unwillens abgefaßt war. Savage betheuerte in der Antwort seine Unschuld aufs feyerlichste, schien aber doch über die Anklage äußerst beunruhigt zu seyn. Einige Tage nachher befiel er mit Rücken- und Seitenschmerzen, die aber nicht heftig waren, und daher nicht für gefährlich gehalten wurden. Da er aber täglich schwächer und niedergeschlagener ward, fing er den 25sten Julius 1743 an, sein Zimmer zu hüten, und bekam ein starkes Fieber. Die Zufälle wurden mit jedem Tage bedenklicher; seine Lage setzte ihn jedoch außer Stand, sich

Hülfe zu verschaffen. Am 31sten Julius besuchte ihn der Gefängniß-Aufseher zum letzten Mal; und als ihn Savage an seinem Bette sah, sagte er zu ihm mit ungewöhnlichem Ernste: „Ich habe Ihnen etwas zu sagen;“ aber nach einer kurzen Pause machte er eine traurige Bewegung mit der Hand, und da er sich nicht mehr erinnerte, was er ihm hatte auftragen wollen, sagte er bloß; „Es ist weg!“ — Der Aufseher verließ ihn bald darauf, und am folgenden Morgen starb er. Auf dem St. Peters-Kirchhofe wurde er auf Kosten des Aufsehers der Gefangenen beerdigt.

So lebte und starb Richard Savage, ein Mann, der sich eben so sehr durch Tugenden als durch Fehler auszeichnete, und durch seine Schwächen und Fähigkeiten gleich merkwürdig war.

Er war von mittler Größe, schmächtig von Körper, hatte ein längliches Gesicht, starke Züge, und ein finstres Ansehen. Seine Haltung war ernst und männlich; seine Miene hatte feyerliche Würde, die aber bey näherer Bekanntschaft in ein mildes und leichtes Benehmen überging. Sein Gang war langsam, und seine Stimme etwas zitternd und klagend. Sehr leicht war er zum Lächeln, aber sehr selten zum lauten Lachen zu bringen.

Sein Geist war im hohen Grade lebhaft und thätig. Seine Urtheilskraft war genau, sein Fassungsvermögen schnell, und sein Gedächtniß so behaltsam, daß er oft das, was er von Andern in kurzer Zeit gelernt hatte, besser

wußte, als die, welche ihn davon unterrichtet hatten, und sich oft an Vorfälle mit allen noch so kleinen Umständen erinnern konnte, die jetzt von Wenigen mehr beachtet wurde, die ihm aber seine schnelle Fassungskraft tief eingeprägt hatte. Besonders glücklich war er auch darin, daß ihn seine Aufmerksamkeit nie verließ. Er war bey jedem Gegenstande vollkommen gegenwärtig, und achtete auf die unbedeutendsten Dinge. Er besaß die Kunst, sich seiner Gedanken zu entschlagen, und sich in jede neue Lage sogleich zu finden.

Hieraus läßt sich der Umfang seiner Kenntnisse erklären, wenn man ihn mit der kurzen Zeit vergleicht, die er auf sichtbare Bemühungen um ihre Erwerbung verwandte. Auf ein flüchtiges Gespräch richtete er eine eben so stetige Aufmerksamkeit, als Andere auf die Lesung eines Buchs verwenden; und mitten unter dem Anschein einer gedankenlosen Fröhlichkeit entging ihm keine neue Idee, die vorgebracht wurde, kein Wink, der sich benutzen ließ. Er hatte daher in Kaffeehäusern eben so große Fortschritte, als in andern Studien, gemacht; und es ist merkwürdig, daß die Schriften eines Mannes von so wenig Erziehung und Lektüre so viel Gelehrsamkeit verrathen, als man kaum in andern ähnlichen Werken findet, wodurch sie aber vielleicht eben so oft verdunkelt als verschönert worden.

Seine Beurtheilung war ausnehmend treffend, so wohl über Schriften als über Menschen. Lebenskenntniß war freylich sein größter Vorzug; und es freut mich, daß

ich mich auf seine Stimme zum Vortheil der menschlichen Natur berufen kann, von der er nie so gehässige Begriffe hatte, wie Manche, die vielleicht weder seinen Verstand noch seine Erfahrung hatten, öffentlich geäußert haben, entweder um ihren Scharfsinn zu zeigen, oder ihre Fehler zu entschuldigen, oder ihrer Bösartigkeit zu willfahren.

Seine Lebensweise machte ihn vorzüglich zum geselligen Umgange fähig, dem er alle Annehmlichkeiten zu geben wußte. Nie war er heftig oder laut, sondern bescheiden und leicht, offen und ehrerbietig; sein Ausdruck war lebhaft und schön, und er sprach eben so glücklich über ernsthafte als über scherzhafte Gegenstände. Man tadelte es gewöhnlich an ihm, daß er sich nicht wegzufinden wußte; dieß war aber kein Fehler seines Verstandes, sondern seiner Glücksumstände. Wenn er seine Gesellschaft verließ, mußte er oft den übrigen Theil der Nacht auf der Gasse zubringen, oder sich wenigstens einem finstern Nachdenken überlassen, welches er natürlich so lange als möglich verschob; auch vergaß er zuweilen, daß er Andern Unlust machte, wenn er selbst sie vermeiden wollte.

Man kann freylich nicht sagen, daß er seine Fähigkeiten zur Leitung seines Verhaltens benutzt habe. Seine unregelmäßige und zerstreute Lebensart hatte ihn zum Sklaven jeder Leidenschaft gemacht, die irgend ein zufällig ihm vorkommender Gegenstand erregte; und diese Sklaverey veranlaßte gegenseitig eine unregelmäßige und zerstreute Lebensart. Er war nicht Herr über seine Gemüthsbewe-

gungen, und konnte für den nächstfolgenden Tag nichts versprechen.

Daß er ein schlechter Haushalter war, weiß man aus dem Vorigen zur Genüge. Er glaubte dazu geboren zu seyn, um von Andern versorgt zu werden, und hielt sich aller Nothwendigkeit überhoben, für sich selbst zu sorgen. Nie war er daher ernstlich auf seinen Vortheil bedacht, noch darüber aus, sich den Erwerb durch seine Schriften zu sichern. Sein Temperament war, der Beherrschung seiner Leidenschaften zu Folge, unbestimmt und eigenwillig; er wurde leicht für oder wider etwas eingenommen; man giebt ihm aber doch Schuld, daß er seinen Haß länger fortgesetzt habe, als seine Zuneigung.

Mitleidig war er sowohl von Natur als aus Grundsatz, und immer bereit, Pflichten der Menschenliebe auszuüben; war er aber gereizt, welches schon durch kleine Verstöße geschehen konnte, so pflegte er seine Rache mit der äußersten Bitterkeit zu verfolgen, bis sein Unwille sich gelegt hatte.

Seine Freundschaft war daher von keinem sonderlichen Werth. Denn wenn er sich gleich seiner Freunde eifrig annahm, so war es doch immer gefährlich, ihm zu trauen, weil er sich durch den kleinen Zwist aller Bande der Ehre oder der Dankbarkeit entledigt hielt, und dann Geheimnisse verrieth, die ihm im engsten Vertrauen waren mitgetheilt worden. Dieß Benehmen zog ihm den allgemeinen Vorwurf der Undankbarkeit zu; auch kann man

nicht

nicht leugnen, daß er sich gar zu gern von der Last einer Verbindlichkeit los machte. Denn er konnte den Gedanken, abhängig zu seyn, durchaus nicht ertragen, weil sein Stolz eben so mächtig war, als seine übrigen Leidenschaften, und sich bald als Uebermuth bald als Eitelkeit äußerte. Diese letztere, die unschuldigste Art des Stolzes, war oft vorwaltend. Er konnte nicht leicht aufhören, wenn er einmal angefangen hatte, von sich oder von seinen Werken zu reden; auch konnte er seine Verse nie vorlesen, ohne seine Augen oft seitwärts zu kehren, um auf den Gesichtern seiner Zuhörer zu entdecken, welchen Eindruck irgend eine Lieblingsstelle auf sie mache.

Einen gelindern Namen als Eitelkeit verdient das Zartgefühl, womit er immer sein eignes Verdienst vom fremden Verdienste eines Jeden sorgfältig absonderte, und das Lob verbat, worauf er keinen Anspruch hatte. Wenn er von seinen Gedichten sprach, so vergaß er nicht, jede Zeile zu bemerken, die ihm von Andern angegeben oder verbessert war; und hierin war er so genau, daß er einmal sagte, drey Wörter in dem Gedicht, der Wanderer, habe er dem Rathe seiner Freunde zu danken.

Ohne Grund hat man seine Wahrheitsliebe bezweifelt. Seine Aussagen waren freylich nicht immer die nämlichen, aber doch nicht leicht widersprechend. Wenn er Jemandem geneigt war, so verschwieg er alle seine Fehler; war er aber von ihm beleidigt, so verhehlte er alle seine Tugenden. Meistens aber waren seine Charakteristi-

rungen in so weit wahr, als er sie auszeichnete; ob sichs gleich nicht leugnen läßt, daß seine Parteylichkeit zuweilen die Wirkung von Falschheit gewesen seyn mag.

In gleichgültigen Fällen war er ein eifriger Vertheidiger der Tugend, Wahrheit und Gerechtigkeit. Er sah sehr wohl ein, daß gutes Verhalten für die gegenwärtige und künftige Glückseligkeit des Menschen nothwendig sey. Auch giebt es vielleicht keinen Schriftsteller, der sich weniger Mühe gegeben hätte, dadurch zu gefallen, daß er den Neigungen schmeichelte, oder den Verstand irre führte.

Als Schriftsteller — und jetzt hat er nur als solcher noch Einfluß auf das Publikum — hat er von der strengsten moralischen oder religiösen Censur sehr wenig zu fürchten, wenn man ein einziges Gedicht ausnimmt, welches er zu unterdrücken Willens war. Und wenn er gleich gegen den Tadel des Kunstrichters nicht völlig sicher seyn kann; so muß man doch gestehen, daß seine Werke die Erzeugnisse eines wahrhaftig dichterischen Genies sind, und — wessen sich manche mehr gepriesene Dichter nicht rühmen können — daß sie durchaus ein originales Gepräge haben, daß der Versbau und die Gedanken von ganz eigenthümlicher Wendung sind, die Niemand mit Erfolg nachahmen kann. Denn was bey Savage Natur war, würde bey einem Andern unnatürlicher Zwang seyn. Man muß gestehen, daß seine Beschreibungen treffend, seine Bilder belebt, seine Dichtungen richtig aufgefaßt, und seine Allegorieen kunstvoll durchgeführt sind; daß sein Aus-

druck edel, nur zuweilen etwas gezwungen ist, und sein Versbau im Ganzen prächtig und volltönend, oft nur etwas hart und schwerfällig. Seine Schreibart hat viel Würde, aber nicht immer Anmuth genug; seine Gedanken haben die herrschende Schönheit der Erhabenheit, und den herrschenden Fehler Einförmigkeit.

Für sein Leben sowohl als für seine Schriften wird man, bey Erwägung seiner Glücksumstände, eine Schutzschrift weder für nothwendig noch für schwer halten. War er über seine Gegenstände nicht immer hinlänglich unterrichtet, so war doch seine Kenntniß wenigstens größer, als sie Andre in der nämlichen Lage sich würden erworben haben. Waren seine Arbeiten zuweilen unvollendet; so darf man wol strenge Genauigkeit nicht von einem Manne erwarten, der unter dem Druck des Mangels lebte, und demselben durch nichts anders abhelfen konnte, als durch schleunige Bekanntmachung seiner Werke. Der Uebermuth und die Rachsucht, die man ihm Schuld giebt, ließen sich nicht leicht von einem großen Geiste vermeiden, der durch beständige Widerwärtigkeiten gereizt, und stündlich genöthigt wurde, den Spott der Verachtung zu erwiedern, und den Uebermuth der Begüterten von sich abzuhalten. Eitelkeit aber wird man gewiß dem leicht verzeihen, dem das Leben keine andre Freuden gab, als leere Lobsprüche, und das Bewußtseyn, sie zu verdienen.

Wer seine Zeit auf dem weichen Pfühle des Ueberflusses hinweg geschlummert hat, ist kein gültiger Richter

seines Verhaltens; und kein weiser Mann wird sagen: Wär' ich in Savage's Lage gewesen, so hätt' ich besser als er gelebt oder geschrieben.

Die gegenwärtige Lebensgeschichte wird nicht ganz ohne Nutzen seyn, wenn die, welche unter irgend einer Art von seinen Leiden schmachten, dadurch veranlaßt werden, ihre Geduld durch den Gedanken zu stärken, daß sie nur die Drangsale fühlen, von welchen Savage bey allen seinen Talenten nicht frey bleiben konnte; oder wenn Männer, die aus Vertrauen auf ihre höhern Geistesgaben und Geschicklichkeiten die allgemeinen Lebensgrundsätze nicht achten, dadurch erinnert werden, daß nichts den Mangel der Klugheit ersetzen kann, und daß lange fortgesetzte Nachlässigkeit und Unordnung alle Kenntnisse unnütz, den Witz lächerlich, und das Genie verächtlich machen.

IX.

Marie Thereſe Louiſe von Carignan,

Prinzeſſin von Lamballe.

Geboren 1749. Ermordet 1793.

Unter den Tauſenden, welche als Opfer der furchtbaren Revolution, die das Ende des achtzehnten Jahrhunderts allein ſchon unvergeßlich macht, gefallen ſind, und die dem größten Theil nach bald genug aus dem Gedächtniß der Menſchen und aus den Jahrbüchern der Geſchichte verſchwinden werden, wird man noch ſehr lange den Namen der eben ſo unglücklichen als liebenswürdigen Frau nennen, welcher die folgenden Blätter gewidmet ſind. Sie war eine der erſten, welcher alle Parteyen Gerechtigkeit wiederfahren ließen; und wenn man den Schreckensmännern jener Zeit manche Hinrichtung, die Politik und Zeitumſtände zu fordern ſchienen, verziehen hat, ſo wird man nie die barbariſche Wuth zu rechtfertigen wagen, welche auch gegen die reinſte Unſchuld keine Schonung kannte.

Die Prinzeſſin von Lamballe ſtammte aus Savoyen, deſſen Regenten ſchon ſeit frühern Zeiten mit dem franzöſiſchen Königshauſe durch Familienbande vereinigt waren. Der Prinz von Carignan, welcher an dem Hofe zu Turin mit dem Herzoge von Orleans in Frankreich

gleichen Rang hatte, war mit einer heſſiſchen Prinzeſſin vermählt. Marie Thereſe, die vierte ſeiner Töchter, ward ihm 1749 zu Turin geboren. Von der früheſten Kindheit an ſchienen alle Grazien zu wetteifern, ſie mit ihren ſchönſten Gaben zu ſchmücken. Ihre Bildung, ihr früh entwickelter Geiſt, die Milde und Güte ihres Charakters war der Stolz ihrer Eltern, und entzückte Alle, die das herrliche Weſen vor ſich aufwachſen ſahen, das allein nicht zu wiſſen ſchien, wie herrlich es war. Die Mutter glaubte, daß unter allen ihren Töchtern ſich keine wie dieſe eignen würde, einſt an einem der feinſten und gebildetſten Höfe, dem franzöſiſchen, glänzen zu können. Es wuchſen dort mehrere junge Prinzen auf, die ihren Wünſchen Nahrung gaben. Hätte ſie ahnden können, was ſie wünſchte!

Der König von Sardinien, deſſen Sohn eine zahlreiche Familie hatte, machte ebenfalls Plane für ſeine Enkelinnen auf die Enkel Ludwig XV. Die Vermählung einer Prinzeſſin von Carignan mit einem Bourbon, hielt er für den erſten Schritt dazu, und ſeine Geſandten hatten den geheimen Auftrag, die Sache einzuleiten.

Um dieſe Zeit lebte der Herzog von Penthievre, ein Enkel Ludwig XIV. von der Montespan, in ziemlich nahen Verhältniſſen mit dem Hofe. Der König hatte ihn wegen der Rechtſchaffenheit ſeines Charakters und ſeiner ungeheuchelten Frömmigkeit von je her geachtet. Sein Sohn war der Prinz von Lamballe, eben in

der Blüthe seiner Jahre, aber, zu großem Kummer des Vaters, in engen Verbindungen mit dem damaligen Herzoge von Chartres, welcher nach dem Tode seines Vaters Herzog von Orleans ward, und in der Revolution eine der unwürdigsten Rollen gespielt hat. Der Herzog hoffte, eine liebenswürdige und tugendhafte Gemahlin würde vielleicht das einzige Mittel seyn, ihn diesem verführerischen Umgange zu entreißen, und zur Ordnung zurück zu führen. Er theilte seinen Wunsch dem Könige mit. Man fällt auf die Prinzessin Marie Therese von Carignan, und der französische Gesandte am Turiner Hofe Choiseul Gouffier bekommt den Befehl, um sie anzuhalten.

Der Antrag kam den Wünschen des Königs Carl Emanuel und den Eltern der jungen Prinzessin entgegen. Sie selbst trennte sich ungern von dem väterlichen Boden, aber sie war früh gewöhnt, zu glauben, daß das Schicksal der Töchter ihres Standes nie von eigner Wahl abhänge. Ein schönes Gemälde des Prinzen, der um sie warb, und der anerkannte Charakter seines Vaters, der durch seine Reisen auch in Italien bekannt genug war, erleichterte den Gehorsam. Sie hoffte, der Sohn würde dem Vater gleichen, und an seiner Schwester, die nur vier Jahr jünger als sie selbst war, hoffte sie eine Freundin zu finden.

Es war am 14. May 1767, als die bevorstehende Vermählung bey Hofe erklärt ward. Die Prinzessin war

achtzehn Jahr alt, heiteres Sinnes, und mit Vertrauen der Zukunft entgegen gehend. Die Mutter ward, je näher der Zeitpunkt kam, wie vorahndend, was dem unbefangenen Kinde bevorstünde, ernsthafter und sorgenvoller. Wenn die hoffende Braut, in den ersten Aufwallungen eines ihr noch fremden Gefühls, zuweilen sagte: „Ich werde gewiß glücklich mit dem Prinzen seyn! Sein Gesicht ist so gut, so offen, so fühlend.“ Dann sagte die Mutter mit verhaltenem Kummer: „mögst du, mein Kind, so glücklich mit dem Sohne seyn, als es seine Mutter mit dem Vater war! Sie waren nur Eine Seele; aber sie vereinigte auch nur Ein Interesse, eine Tugend, die dem ganzen Hofe wie ein Muster vorleuchtete. Ach! warum mußte sie so früh sterben, diese vortreffliche Herzogin! du hättest in ihr die Mutter wieder gefunden. Sie hätte dich durch alle Klippen des Hoflebens sicher geführt. Ich rechne wol viel auf dein Herz, auf deine Grundsätze, und auf den väterlichen Rath des Herzogs. Aber ich zittre, wenn ich an die Männer und die Frauen an dem königlichen Hofe denke, die dich umlagern werden. Ich darf dich nicht ungewarnt lassen vor dem Herzog von Chartres, der, wie ich leider höre, mit deinem künftigen Gemahl eng verbunden ist.“ Sie fuhr fort, der jungen Unerfahrnen Rathschläge zu geben, wie sie sich zu benehmen habe, und bat sie dringend, sich ihr ganz allein anzuvertrauen. Die Prinzessin hörte das alles mit groser Lehrbegierde an. Auch machten besonders die frommen

Ermahnungen, nie leichtsinnig in der Religion zu werden, einen tiefen Eindruck auf ihr weiches Herz. Doch mochte sie noch wenig ahnden, wie nöthig sie ihrer in ihrer folgenden Lage haben dürfte.

Die Vermählung ward durch Prokuration vollzogen. Prinz Victor, Bruder der Prinzessin, vertrat den Prinzen von Lamballe. Man hing an dem Hofe zu Turin an dem Ceremoniell der alten Zeit. Nach der Trauung ward die Neuvermählte in den großen Saal geführt, wo sie in vollem Schmuck auf einem Paradebette Platz nahm; neben ihr ihr Bruder als Repräsentant des Gemahls, einen Fuß ungestiefelt, der andere mit Stiefel und Sporn. Nach dem Gebrauch der Zeit war nun die Ehe so gut als vollzogen, und starb der abwesende Gemahl, selbst ehe er seine Gemahlin gesehen hatte, so blieb sie in dem Besitz des Witthums.

Die Reise nach Frankreich ward noch an demselben Tage angetreten. In Beauvoision, wo die Brücke damals noch das französische und savoyische Gebiet von einander trennte, nahm sie der Chevalier Lastic nebst den Damen, die zu ihrer Aufwartung bestimmt waren, in Empfang, und sie trennte sich von ihrer Begleitung nicht ohne heiße Thränen der Wehmuth und der Sehnsucht.

Madam Guebriant und Aché, in deren Gesellschaft sie die Reise fortsetzte, boten alles auf, ihr eine heitere Stimmung zu geben. Sie erschöpften sich nicht in Beschreibungen aller der Herrlichkeiten, die ihrer warteten.

Natürlich war der Prinz, der den Augenblick nicht erwarten könne, ſie zu ſehen, der Hauptgegenſtand. Da gab es keine Vollkommenheit des Geiſtes und Körpers, die ihm die Schmeicheley nicht andichtete. Auch von den übrigen Perſonen des Hofes gab man ihr ein Bild — höflich ausgemalt, hervorziehend und verbergend, was man den Umſtänden und Verhältniſſen gemäß fand. Unter ſolchen Geſprächen kam man zu Montereau an.

In dem Augenblicke, wo man ſich zur Tafel ſetzen wollte, erſchien ein Page, und überreichte der Prinzeſſin im Namen ihres jungen Gemahls ein Bouquet von Brillanten. Es war der Prinz ſelbſt. Sie fand die Aehnlichkeit mit dem Bildniß im erſten Augenblick — hatte auch wol ſchon Winke bekommen, mit wem ſie rede. Aber es war noch nicht Zeit, ſich zu kennen. Während der ganzen Tafel blieb er ſtehend ihr gegenüber. Aber erſt den Tag darauf durfte das Incognito gebrochen werden. So ſpielt bey den Großen dieſer Erde, was ſie die Liebe nennen.

Den nächſten Tag kam der alte Herzog, der Prinz und der Hofſtaat in einer durch das Ceremoniell abgemeßnen Entfernung entgegen. Man ſtieg in dem Augenblick, wo die Wagen ſich kreuzten, aus. Das ſchöne Opfer ward den Armen des Gemahls überliefert. Der Kardinal Luynes ſprach zu Rangis den Segen über die Neuvermählten. Die Armen bekamen reichliche Spenden. Ein junges Mädchen, die ihren armen Vetter liebte, ohne die Einwilligung der Eltern, weil er kein Vermögen hatte,

erhalten zu können, ward an demselben Tage von ihr reichlich ausgestattet, und der glückliche Bräutigam bekam eine Summe von tausend Reichsthalern zu seinem Anfang. Andere Lustbarkeiten begleiteten den Hochzeittag nicht. Der alte Herzog glaubte den von der Kirche versiegelten Bund an demselben Tage zu entweihen, den er größtentheils frommen Gebeten für das Wohl seiner Kinder widmete.

Der erste Brief nach Turin an die Herzoginmutter lautete fröhlich genug. „Ich werde gewiß glücklich seyn, — sagt sie unter andern — der Prinz ist sehr liebenswürdig, und weit schöner, als sein Bildniß. Er ist sanft, und giebt mir stündlich Beweise seiner Liebe. Ich finde in der Erfüllung meiner Pflichten meinen schönsten Genuß. Mein Schwiegervater überhäuft mich mit Güte. Bald werde ich mehr schreiben können. Die Präsentation an dem Hofe nimmt itzt alle Zeit weg.“

Die Erscheinung einer so schönen und so liebenswürdigen Frau machte bey Hofe Epoche, wo alles alt zu werden anfing. Ludwig XV. selbst schien nicht gleichgültig bey ihrem Anblick. Auch machte die Nation sich die Hoffnung, bald mehrere königliche Prinzen vermählt zu sehen.

Um eben diese Zeit verzehrte eine langwierige Krankheit die Wittwe des verstorbenen Dauphins, Mutter des unglücklichsten aller Könige. Ihr Zustand und die treue Anhänglichkeit an den geliebten Todten, weckte die innigste

Theilnehmung in dem Herzen der jungen Lamballe. Sie war sehr häufig um sie, und die religiöse Ergebung, mit welcher die Sterbende den Tod herannahen sah, wirkte wohlthätig auf sie. Bald darauf erfolgte ihr Tod. Der ohnehin stille Hof ward dadurch noch stiller und freudenleerer.

Der Prinz von Lamballe erschien wenig öffentlich. Seine enge Verbindung mit dem Sohn des Herzogs von Orleans dauerte fort. Sie waren in gleichem Alter. Zwar war ihre Erziehung und das Beyspiel, das sie von Jugend auf gesehen hatten, sehr verschieden. Orleans sah in seinem Vater einen Libertin; Lamballe war unter den Augen des Herzogs von Penthievre, seines Vaters, erzogen, und hatte in seiner nur zu früh verlohrnen Mutter ein seltnes Beyspiel aller Tugenden gehabt. Man hatte vielleicht bey seiner Erziehung durch eine zu große Strenge und eine peinliche Aengstlichkeit gefehlt; man hatte ihn so viel möglich von allem jugendlichen Umgange entfernt. Selten erreichen solche Maaßregeln den Zweck, den man sich dabey vorsetzt.

Der Umgang mit Orleans vernichtete alle bessern Jugendeindrücke. Von dem Augenblicke an, wo Temperament und Leidenschaften in dem Prinzen Lamballe erwachten, wußte jener ihn zum Genossen aller seiner Ausschweifungen zu machen. Dabey nahm man alle mögliche Maaßregeln, um den wachsamen Vater zu täuschen. Kaum bemerkte dieser, daß sein Sohn öfterer als sonst

allein ausging, so befahl er einem aus seiner Dienerschaft, ihm zu folgen. Es entging dem Sohne nicht, und er hatte in der Schule seines Verführers schon so viel gelernt, daß er den Menschen durch Drohungen zum Schweigen brachte. So ward der Vater wieder sicher gemacht. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß es dabey Orleans recht eigentlich darauf anlegte, alle Lebenskraft in dem Sohne zu tödten, indem er sich die Miene gab, ihn seine Jugend genießen zu lehren. Sein Plan war, sich mit der Tochter des Herzogs von Penthievre, Lamballe's Schwester, zu vermählen, und auf diesem Wege das unermeßliche Vermögen allein an sich zu reißen, welches durch ein langes Leben oder gar durch Nachkommenschaft des Bruders in zwey Theile gegangen seyn würde. Es ist nichts so verrucht, was sich nicht von diesem Charakter erwarten ließ.

Die Vermählung mit der liebenswürdigen Carignan entfernte für eine kurze Zeit den Prinzen von seinen nur allzugewohnten niedrigen Vergnügungen. Er war noch nicht so entartet, um nicht den Unterschied einer gesetzmäßigen Verbindung mit einer Frau von so viel Reiz und so viel Tugend von den gemeinen Verbindungen wahrzunehmen, die er mit jedem Tage wechselte. Aber ein so erschöpfter Körper mußte selbst dem sinnlichen Genuß früh absterben, und die Wünsche der Familie, besonders des alten Herzogs, und selbst der jungen Prinzessin, die so geschaffen war für häusliches Glück in Nachkommen fort-

zuleben, zeigte sich keine Aussicht. Lamballe, des edleren Umgangs schon zu sehr entwohnt, war auch bald genug wieder in Orleans Fesseln, die dieser nur um so fester um ihn schlang, je mehr ihn die kalte Behandlung von Seiten des Herzogs und der Prinzessin selbst, der seine Verworfenheit nicht entgehen konnte, zur Rache reizte. Beide schwelgten wieder in den Bacchanalien und Orgieen fort. Durch die stärksten Getränke und Reizmittel suchte Orleans die schwindenden Lebenskräfte seines nur allzuwilligen Lehrlings noch aufrecht zu erhalten. War er dann benebelt, so lieferte er ihn wieder in die Arme der feilen Buhlerinnen, die zuletzt den entnervten Jüngling — denn er hatte noch nicht 20 Jahr — durchaus hinrichteten.

Itzt erwachte das Gefühl seines Elends. Er hatte den Becher der Wollust bis auf die Hefen ausgeleert. Das Gift wüthete in allen seinen Adern und Gebeinen. Die Achtung, welche ihm seine Gemahlin abnöthigte, gebot ihm, sich von ihr ganz entfernt zu halten. Sie ahndete die Ursach dieser plötzlichen Gleichgültigkeit nicht. Sie fühlte sie tief, und ihr Herz erleichterte sich in einem Briefe an ihre Mutter vom 15. May, also drey und einen halben Monat nach ihrer Vermählung:

„Wo ist die Zeit hin, da ich Ihnen von nichts als meinem Glück zu erzählen hatte? Ist es möglich, daß wenige Monate ihm ein Ende machen konnten? Bleibt mir nichts davon übrig, als Erinnerungen und Thränen?

Ach warum mußte der Prinz alles aufbieten, um mir zu gefallen, warum mußte er in meinem Herzen die Liebe enzünden, die er für mich zu fühlen schien, um mich dann auf einmal zu verlassen? Vergebens habe ich mein ganzes Betragen durchforscht. Ich kann durchaus nichts finden, worin ich gefehlt hätte. Wenigstens vermehrt meinen geheimen Kummer das Bewußtseyn nicht, ihn verschuldet zu haben. Ich habe alles gethan, um mir die Liebe zu erhalten, die ich in ihm geweckt zu haben hoffte.

Sollte er mich verlassen haben, weil ich noch nicht schwanger bin! Wir sind doch erst seit 4 Monaten vermählt, und wenn er sich nun von mir trennt, — Ach ich ahnde es wohl, von wem mein Unglück kommt. Sie warnten mich in der letzten Stunde vor unsrer Trennung. Mit ihm ist er enger als je verbunden. Im Anfang unserer Verbindung sahen sie sich weniger, aber seit einigen Wochen übersteigt die Vertraulichkeit mit Orleans alle Vorstellung, und läßt das Schlimmste fürchten. Zwar ist er in Gegenwart meines Schwiegervaters und vor mir immer im hohen Grade sittsam und zurückhaltend; er giebt sich sogar die Miene, die häufigen Zerstreuungen meines Gemahls zu tadeln; er rühmt das Glück, mit einer liebenswürdigen und tugendhaften Frau vermählt zu seyn; indem er den Sohn verführt, giebt er sich alle Mühe, den Vater zu gewinnen, um in den Besitz der Tochter zu kommen. Das mag eine glänzende Verbindung seyn,

aber das weiß ich, daß meine Schwägerin nicht glücklich werden wird. Ich hoffte es mit dem Prinzen zu ſeyn, aber ſeine Gleichgültigkeit wird mich tödten. Hier weiß indeß niemand etwas davon. Er beobachtet alle äußere Formen, begegnet mir mit großer Achtung. Ich glaube, zuweilen in ſeinem Auge etwas von Kummer zu leſen, daß er ſo kalt gegen mich ſeyn muß. — Aber warum muß er es denn ſeyn?

Was meinen Kummer erhöht, iſt die Befürchtung, daß das zerſtreute Leben, das er zu führen ſcheint, ſeiner Geſundheit nachtheilig werden konne. Er huſtet ſehr viel. Wenn ſeine Bruſt nur nicht leidet. Mein Gott! ſo jung! — Tauſend bange Ahndungen zerreißen mein Herz. Ach meine Mutter, theilen Sie meinen Gram, den ich nur Ihnen vertrauen kann. Ich werde ihn dann leichter ertragen können. — Mit tiefer Verehrung u. ſ. w.“

Hier iſt die Antwort der Mutter.

„Dein Brief, mein liebes Kind, hat mich traurig gemacht — nicht ſowol wegen der nächſten Veranlaſſung, die mich weniger beunruhigt, als wegen mancher andern Umſtände. Allerdings iſt das ein gefährlicher Umgang mit dem Herzog von — —. Du hätteſt die erſte Zeit — wo eine junge Frau alles über ihren jungen Gemahl vermag — benutzen ſollen, mit den Deinigen darüber frey und offen zu ſprechen. Itzt, da ſchon Kälte eingetreten iſt, iſts zu ſpät. — Für ſeine Geſundheit habe ich immer gefürchtet. Seine Mutter ſtarb an einer Bruſtkrankheit;

er

er wird sich sehr in Acht nehmen müssen; ich vermuthe, sein Arzt hat ihm strenge Vorschriften gegeben, und finde seine Entfernung von Dir begreiflich. — Du hast recht wohl gethan, mein Kind, mit niemand darüber zu sprechen. Die Männer lieben nicht, daß man über sie rede — und dann möchte ich Dir sagen, was einer unsrer größten Dichter der Vertrauten Agrippinens in den Mund legt:

„Verschweig am Hofe, was Du denkst, damit der Hof Dich nicht verlasse.“

Die Erkaltung wird vorüber gehen, wenn Du ihr durch ein immer zärtliches und unbescholtnes Betragen begegnest. Wenn Du die Briefe des Grafen von Bussy gelesen hättest, so würde Dir ein Scherz mit seiner Cousine Sevigne einfallen, der auf Deinen Vorwitz paßt. Es ziemt nur nicht dem Ernst der Mutter, ihn zu wiederholen. Fasse nur Muth, mein Kind! Der Prinz wird mit doppelter Zärtlichkeit und Wärme zu Dir zurück kehren, und die Frucht davon wird hoffentlich ein Enkel seyn, den ich lieben werde, wie ich seine Mutter liebe. Ich kann Dir keine Grüße von Deiner Familie sagen, da niemand etwas von Deinem Briefe weiß.“

Das war kein Brief, geeignet das Herz der Tochter zu heilen. Diese Hofsprache, diese Weltklugheit der Mutter war dem unbefangnen Gemüth fremd, das noch ein Neuling war in den Sitten der Welt. Sie sah nur zu deutlich, wie der Prinz sich immer mehr entfernte, und wie er es selbst täglich mehr an der Achtung gegen seinen ehr-

würdigen Vater fehlen ließ, die ihm vordem so natürlich war. Orleans aufgelößte Grundsätze wurden immer mehr auch die seinigen. Was seinem Gelüst entgegen stand, nannte er schon alte elende Vorurtheile. Der Herzog ward es wohl gewahr, und da er ihm entwachsen war, blieb ihm nichts, als seine Gebete für den verirrten Sohn zu verdoppeln.

Indeß itzt die sogenannten Oekonomisten den Hof und den Adel, die Financiers Neckers Plane beschäftigten, und die Philosophie des Tages immer freyer ward, lebte die Prinzessin Lamballe, unbekümmert um alle diese Spekulationen, sehr zurückgezogen. Sie suchte ihren Trost und ihre Entschädigung für alle Entbehrungen in dem Umgange mit dem Herzoge, ihrem Schwiegervater, in dem sie immer neue Seiten entdeckte, die ihm Achtung und Vertrauen erwerben mußten. Wohl liebte sie auch die junge Penthievre, seine Tochter; aber es kümmerte sie doch, daß sie anders über Orleans, als sie, dachte, und da sie vorhersah, daß der Ehrgeiz doch endlich eine Verbindung der beiden Familien zur Folge haben würde, so vermied sie, mit ihr darüber zu sprechen.

Der Prinz Lamballe verbarg so lange als möglich seine zerstörende Krankheit. Endlich mußte er sich doch entschließen, die Aerzte um Rath zu fragen. Dem Herzog, seinem Vater, verbarg man freylich die wahre Ursach. Dieser sah nur die Folgen einer übeln Diät und zu vieler nächtlichen Lustbarkeiten. Auch entfernte die blü-

hende Gesundheit der Prinzessin jeden Verdacht. Aber als endlich die medizinische Fakultät, von der ein Gutachten gefordert war, die Krankheit bey ihren rechten Namen nannte, da war der Vater für den ersten Augenblick untröstlich, und beruhigte sich bloß in dem frommen Gedanken, „daß Gott vielleicht dieß zum Mittel einer väterlichen Züchtigung gebrauchen würde, um ihn von seinen Verirrungen zurück zu bringen.“ Du mußt nun einsehen lernen, mein Sohn, — sagte er oft — daß es keinen wahren Genuß giebt, als den die Tugend bewacht. Du mußt Dich überzeugen, daß es der größte Widerspruch ist, Treue und Unbescholtenheit von einer Frau zu fordern, und sich selbst alles zu erlauben. Die Ausschweifungen der Männer sind, wo nicht eine Rechtfertigung, doch in der Regel der erste Anlaß zu den Fehltritten der Frauen. O wie glücklich könntest Du mit einer solchen Gattin seyn, wenn Du es zu seyn verstündest.

Der Prinz antwortete gewöhnlich bloß durch tiefe Seufzer. Er fühlte recht wohl, daß alle diese Lehren zu spät für ihn waren, und daß nur der Tod die Quaalen enden würde, die ihn verzehrten.

Die Aerzte hofften noch etwas von der Landluft. Man führte den Kranken nach Lucienne, einer Besitzung des Herzogs. Der Vater begleitete ihn. Auch die Prinzessin, weit mehr vom Mitleid als Unwillen durchdrungen, verließ ihn nicht. Aber alle ihre Sorge, die ausgesuchtesten Heilmittel, alle Hülfe der Kunst vermochten das Gift

nicht zu dämpfen, das in ſeinem Körper wüthete. Es hatte ſich auf eine Stelle geworfen. Man fand eine höchſt ſchmerzhafte Operation nothwendig, deren Erfolg Anfangs einige Hoffnung gab. Das waren nur Augenblicke der Täuſchung. Die Aerzte gaben bald darauf den Kranken auf. Der Vater war untröſtlich, wie wohl er alle Kraft der Vernunft und der Religion zuſammen nahm, um ſich auf den Schlag vorzubereiten. Die Prinzeſſin kam nicht von ſeinem Bette. Der Anblick der unſäglichen Leiden des Mannes, der ihre erſte und ihre letzte Liebe war, zerriß ihr Herz; aber es war ihr beruhigend, dem reuevollen Sterbenden durch die treueſte Hingebung und Aufopferung jeden Augenblick zu zeigen, wie ſie ihm von Herzen verzeihe. Es war ein herzergreifender Anblick, — ſagt eine Augenzeugin — an dieſem Lager zu ſtehen, da den zwanzigjährigen Prinzen von den ſchrecklichſten Martern gequält zu ſehen, hinwelkend in dem Moment, wo die glänzendſten Hofſtellen ſeiner warteten, im Beſitz der ſchönſten Frau, und das durch ſeine Schuld; daneben den bleichen Herzog, der ſich als Chriſt den göttlichen Gerichten demüthig unterwirft, und als Vater gern die Schuld des Sohnes durch die härteſten Büßungen auf ſich nähme; und die Prinzeſſin im vollſten Jugendglanz, das ſchöne Auge in Thränen ſchwimmend, und ſie doch verbergend, um den Sterbenden den Tod zu erleichtern — wie wohl ſie zuletzt die Hoffnung aufgab, als niemand mehr hoffte.

Der Sterbende selbst hoffte nichts mehr, und als sie mit ihm von dem Glück sprach, was ihnen doch wohl die Zukunft noch aufbewahrt haben könnte — ergriff er ihre Hand plötzlich, und sagte, indem er die letzten Kräfte sammelte: „Nein, meine Thereſe, es ist nichts mehr zu erwarten! Du hast mir durch Deine Güte die letzten Augenblicke unendlich erleichtert — aber das Band muß zerreißen. Ich büße, was ich verschuldete. Gott ist gerecht und gütig. Er kürzt mein Leben, damit ich meine Schuld nicht häufe. Noch nehme ich Dein Mitleiden mit in das Grab. Du würdest mich endlich haben verachten müssen. Ich sterbe ruhig, weil ich meinen Vater in Deinen Händen, Dich in den seinen zurück lasse. Bete nicht um mein Leben; es würde ein Leben voll Elend seyn; bete um meinen Tod, und verlaß meinen Vater nicht.“ — Niemals! niemals! — erwiederte die Prinzessin! — Nicht lange darauf erfolgte Ohnmacht auf Ohnmacht. Die Prinzessin leistete ihm die letzten Dienste. Er sank an die Brust des Vaters, der an seinem Bette knieete. Die Gebräuche der Kirche bey den Todten wurden von dem anwesenden Geistlichen verrichtet. Die junge Lamballe entfernte sich in ihr Zimmer, und warf sich, von allen Empfindungen bestürmt, auf ihr Lager. Der Herzog ging in sein Kabinet, wo er zu beten pflegte. Aber er gedachte der Tochter; und eilte zu ihr, und hielt sie fest in seine Arme geschlossen, bis sie wieder ein Ohr hatte für die Stimme des Trostes, der von seinen Lippen floß. Der Leichnam ward Tages

darauf in der Familiengruft zu Rambouillet beygeſetzt. Der Vater, die Schweſter und die Wittwe folgten ihm dahin, und lebten in dem Schloſſe in einer melancholiſchen Stille. Der Beſuch ſeines Grabes war beynah die einzige Veränderung ihres einförmigen Lebens.

Im May deſſelben Jahrs ſtarb die regierende Königin, deren klöſterliche Frömmigkeit freylich nicht gemacht war, ihren Gemahl Ludwig XV. von ſeinen Neigungen zurück zu bringen. Früher ſchon war die Pompadour geſtorben. Ein Theil des Hofes, dem die Sitten des Königs anſtößig waren, hätte ihn gern davon zurück gebracht, und die Prinzeſſin Lamballe ſchien ihnen vor allen geeignet, Ludwig zu feſſeln, und dem Hof eine liebenswürdige Königin zu geben. Vorzüglich wünſchte dieß das Haus Rouille, ſelbſt durch Verwandtſchaft mit dem Hauſe Penthievre verbunden. Es kam alles darauf an, daß der König die Idee ſelbſt faßte. Freylich gefiel ihm alles, was jung und ſchön war. Aber zwiſchen dem ſinnlichen Wohlgefallen und der Erhebung der Wittwe des dem Rang nach letzten Prinzen — dem Abkömmling eines natürlichen Sohns ſeines Vorgängers — welch ein Unterſchied! Wenn es bloß eine flüchtige Neigung blieb, wenn keine große Leidenſchaft zum Zweck führte, ſo ließ ſich nichts hoffen. Aber dazu war nothwendig, daß ſie an Hof kam, und man wußte, daß ſie um keinen Preiß die Einſamkeit und den Umgang des Herzogs, an dem ſie mit

kindlicher Liebe hing, dagegen vertauschen würde, es sey denn aus Gehorsam gegen seinen Willen.

Die Familie Rouille wußte auch dieß möglich zu machen. Man suchte den Minister, Herzog von Choiseul, in das Interesse zu ziehen, ohne ihm den eigentlichen Zweck bemerkbar zu machen. Man sprach mit ihm von dem anhaltenden Kummer des Herzogs von Penthievre, und wie es doch Pflicht sey, ihn seiner Einsamkeit zu entreißen. Der Minister sah darin nichts als eine natürliche Empfindung gegen einen Mann, der allgemeine Achtung genoß. Der Prinzessin von Lamballe hatte man geflissentlich gar nicht erwähnt. Man wußte, daß, so bald der Herzog wieder am Hofe erschien, die Tochter ihm auch dahin folgen würde. Er befahl, daß das Regiment Penthievre, das schon lange zu Havre in Garnison lag, sich nach Toulon begeben, über Rambouillet marschiren, und da Rasttag halten sollte. Der Herzog, der sich noch immer in Rambouillet aufhielt, ward ersucht, Revüe bey dem Durchmarsch zu halten. Er glaubte, es nicht ausschlagen zu dürfen, und fand, daß die Soldaten seines Regiments sich durch die Präcision auch bey den schwersten Manövres so auszeichneten, daß dieß die alte Liebe zum Militair wieder in ihm aufweckte. Er gab den sämmtlichen Officieren und Gemeinen ein herrliches Fest, und ließ jedem Mann ein außerordentliches Geschenk austheilen.

Von dieser Zeit an nahm der Herzog wieder Theil an Gesellschaften, ging zuletzt selbst an Hof, und ward von

dem Könige mit Auszeichnung empfangen. Auch bemerkte man deutlich, daß er die Prinzeſſin Lamballe nicht mit gleichgültigen Augen anſah. Sie ward oft zu den kleinen Soupers, welche Madam Adelaide, älteſte Tochter des Königs, welche ſeit dem Tode der Königin die Honneurs am Hofe machte, eingeladen, und kaum konnte ſie es ſich ſelbſt verbergen, daß ſie dabey die Hauptperſon war. Es iſt ſchwer zu beſtimmen, wie weit ſie ſelbſt mit dem Plane der Familie Rouille bekannt war; aber es iſt nach allen Umſtänden wahrſcheinlich, daß man ihr die Möglichkeit, einen der erſten Thronen Europa's zu theilen, von fern gezeigt hatte, der, wenn auch nicht der Neigung doch der Eitelkeit ſchmeicheln mußte. Es iſt noch ſchwerer zu beſtimmen, wie viel dieſe ſo natürliche Eitelkeit nach und nach wirken mochte, ſie an den Gedanken zu gewöhnen, in der Blüthe ihrer Jahre ſich den Armen eines ſechzigjährigen Königs hinzugeben. Nur das iſt gewiß, und darin ſtimmen Alle, die ſie genauer beobachten konnten, überein, daß alle Verſuche an ihr vergebens waren, an irgend einer Intrigue Theil zu nehmen, oder durch irgend eine andere Art von feinen Buhlerkünſten den ſinnlichen König zu umſpinnen. Wenn ſie auf ihn wirkte, ſo geſchah es durch den natürlichen Zauber ihrer Schönheit und die Grazie ihres Umgangs, die unzertrennbar von ihr war. Auch fühlte ſie recht wohl, daß die Eroberung eines Mannes, der ſich jedem gemeinen Reiz hingab, nichts Schmeichelhaftes für eine fein fühlende Frau haben

könne; daß die Rolle einer Königin mit unendlichem Zwang verbunden sey, und aller Glanz, der sie umgeben würde, die stillen Freuden in dem Hause des verehrten Vaters nicht ersetzen könne; daß sie nur um so unglücklicher hätte werden müssen, je mehr die Neigung Ludwigs zur Leidenschaft geworden wäre, und daß es endlich das peinlichste Tagewerk sey, wie die Maintenon so wahr und so ganz aus eigner Erfahrung gesagt hatte, einen König unterhalten zu müssen, dem nichts mehr Vergnügen macht.

Indeß die Prinzessinnen sind von Kindheit an gewöhnt, in solchen Fällen keinen eignen Willen zu haben. Sie entzog sich also wenigstens dem Hof nicht, und schon schlich in den Zirkeln von Paris und selbst in dem Hause des Herzogs von Penthievre die Sage umher, daß eine Verbindung mit dem Könige im Werke sey.

Um diese Zeit brachte der junge Orleans seinen Wunsch, sich mit der Tochter des Herzogs zu vermählen, an den König. Der König verweigerte Anfangs seine Einwilligung, weil er, so regellos seine eignen Sitten waren, es dennoch für hart fand, eine so junge, so tugendhafte, so liebenswürdige Prinzessin einem Wüstling zu opfern, der schon damals sein Laster zur Schau trug. Orleans ließ aber nicht nach, und der König willigte endlich unter der Bedingung ein, daß die Wahl der Prinzessin ganz frey bleiben müsse. Der Vater, an welchem itzt der Antrag kam, war, bey aller seiner strengen Religiosität, dennoch

nicht frey von dem Stolz, welcher überhaupt dem erſten Stand in Frankreich in einem ſo hohen Grade eigen war. Seine Tochter mit einem der erſten Prinzen vom Geblüt vermählt zu ſehen, ſchmeichelte ſeiner Eitelkeit. Indeß ſollte kein äußerer Zwang Statt finden. Leider durfte auch von dieſem die Rede nicht ſeyn. Das ſchwache Herz der Prinzeſſin hatte ein unglaubliches Wohlgefallen an dem gewandten Orleans gefunden, das ſie hernach mit unendlichen Leiden gebüßt hat. „Er iſt gewiß, ſagte ſie dem bedenklichen Vater, ſo ſchlimm nicht, als er ſcheint. Er wird mich gewiß nicht unglücklich machen wollen.“ — „So ſey es“ — erwiederte der Herzog — hielt dem künftigen Schwiegerſohn eine lange Predigt über ſein bisheriges wüſtes Leben, machte ihm einige Probemonate regelmäßiger Aufführung zur Pflicht, und hoffte, die Tugend werde den Verirrten auf den beſſern Weg zurück führen. Die Lamballe ſchwieg, und betrauerte im Stillen die Verblendung ihrer Schweſter. Sie ahndete, was aus dieſer Verbindung kommen könne. Sie ſelbſt wohnte in Paris, und ging nur von Zeit zu Zeit an den Hof. Der König fuhr fort, ſie auszuzeichnen. Der Miniſter Herr v. Choiſeul, fing itzt an zu fürchten, daß dieß zu etwas Ernſthaftem führen könne. „Eine junge Königin, ſagte er ſich, wird jede Gewalt über den König bekommen. Die Familie Rouilles wird übermächtig werden.“ Seine Schweſter, die Herzogin von Grammont, welche den Miniſter eben ſo, wie der Miniſter den König beherrſchte,

nährte die erwachte Eifersucht, und beide vereinigten sich in dem Plane, Ludwig in die Netze einer neuen Buhlerin zu werfen, die ihnen weniger gefährlich werden könne. So kam die berüchtigte Mademoiselle Lange, nachmalige du Barry, an den Hof, wie wohl Anfangs der König noch einige Zurückhaltung beobachtete, die späterhin in die beyspiellosesste Unverschämtheit überging.

Die Vermählung Orleans mit der Prinzessin von Penthievre ward vollzogen, und der Hof gab bey dieser Gelegenheit ein sehr glänzendes Fest. Alles, was zur Familie der Bourbons gehörte, war hier vereinigt. Nur zweymal noch hat man einen ähnlichen Verein bey Hofe erlebt. Wenn man die Menge der Prinzen und Prinzessinnen, welche damals zum Theil in der Blüthe ihrer Jahre waren, betrachtete — wer hätte wol ahnden sollen, daß nach 23 Jahren alle, ohne Ausnahme, entweder im Grabe modern, oder nach den schrecklichsten Erfahrungen im Exil ihr Leben wegtrauren würden. Wol wahr ists, was die Verfasserin der Memoiren, der wir vorzüglich in unsrer Erzählung folgen, bey diesem Anlaß sagt: „Manches weibliche Herz unter den unzähligen Zuschauern bey diesem Hoffest mochte mit einem geheimen Neide auf die beiden Prinzessinnen hinblicken, in denen sich alles vereinigte, was Natur und Kunst verleihen, was Rang und unermeßlicher Reichthum gewähren kann. Wie würde der Neid verschwunden seyn, wenn auf einmal dem Auge

das ſchreckliche Schickſal dieſer Königinnen des Feſtes hätte vors Auge treten können!

Der Herzog von Penthievre ſah itzt wohl, daß er die Hoffnung, ſeine durch ſeinen Sohn ſo unglücklich gemachte Schwiegertochter durch einen Thron entſchädigt zu ſehen, aufgeben müſſe. Man machte kein Geheimniß mehr damit, daß die Lange den König gefeſſelt halte, und ſchämte ſich nur noch, es öffentlich zu erklären. Die Hofkabale miſchte ſich auch in das Intereſſe. Wer durch ſie den König regieren konnte, that alles, um ihr Anſehen zu erhalten, indeß eine andre Partey in Flugſchriften die Niedrigkeit ihrer Abkunft und die Verworfenheit ihres früheſten Lebens ins Publikum zu bringen ſuchte.

Seit der Vermählung mit Orleans kam die junge Herzogin der Prinzeſſin Lamballe näher, als vorher. Sie machten öftere Reiſen mit einander, und wetteiferten, wohin ſie kamen, ſich durch Wohlthun zu übertreffen. Auf dem Lande ſahe man ſie gewöhnlich in der einfachſten Kleidung umhergehen, und nach den Aermſten des Dorfs forſchen, um Hülfe und Troſt zu bringen. Die Verfaſſerin der Memoiren über das Leben der Prinzeſſin war Zeugin mehrerer ſolcher rührenden Auftritte. Wir wollen nur eine ausheben.

Es war auf einer der Orleansſchen Beſitzungen, wo die Lamballe und ihre Schwägerin den Wagen vor einer armen Hütte halten ließen. Drey faſt unbekleidete Kinder zogen ihre Aufmerkſamkeit auf ſich. Das älteſte von etwa

acht Jahren reichte dem jüngsten geronnene Milch und schwarzes Brod. Sie treten in das Haus, und finden einen ehrwürdigen Greis auf einem Strohsack. — Neben ihm sitzt eine jüngere Frau, Schmerz und Mangel auf ihrem Gesicht. Ein zerbrechlicher Tisch, eine Bank und einige irdne Gefäße das ganze Hausgeräth. — Wie lange seyd ihr schon krank? — Sieben und zwanzig Jahr — war die Antwort — leide ich an der Gicht; so lange hüte ich das Lager. Es war vormals ein Bette. Bis zum Strohsack bin ich herab gekommen. Und nun ist Martini nahe, wo ich Hauszins und Abgaben bezahlen muß. Aber ich denke dann bey den Invaliden unterzukommen. — Ihr habt also gedient? — Ich war 34 Jahr im Regiment Chartres. Ich blieb Korporal, und konnte nicht Sergeant werden, weil ich nicht schreiben lernte. Ich hätte gleich damals zu den Invaliden kommen können; aber ich nahm lieber die Pension, um bey Frau und Kindern zu bleiben. Drey meiner Söhne nährten sich gut; als meine Frau starb, zog ich zu dem ältesten, der sich mit dieser braven Frau verheirathete, die mich mit großer Treue gepflegt hat. Ihr Mann ist im Walde todt gefunden; man weiß nicht, durch welchen Zufall. Drey Kinder hat er zurück gelassen. Mein Gnadengehalt reicht nicht hin, und meine übrigen Söhne haben genug mit sich selbst zu thun. Dieß treue Weib kann auch mit ihrer Arbeit nicht so viel gewinnen, als wir bedürfen. Wir haben verkauft, so lange uns etwas übrig war. Nun sind

wir aufs Aeußerſte gebracht. Es bleibt mir nichts, als das Haus zu verlaſſen, um die Laſt nicht zu vermehren. Aber das Herz wird mir brechen.“ — „Es ſoll nicht brechen,“ ſagten die Prinzeſſinnen, legten ihre Börſen auf das Bette des Alten, und eilten weg. — Die junge Frau warf ſich zu ihren Füßen, und beſchwor ſie, ihren Namen zu nennen. Die Lamballe war ſo gerührt, daß ſie nicht ſprechen konnte. — Die Herzogin nahm das Wort. „Ich erfülle bloß eine Pflicht, ſagte ſie. Mein Gemahl iſt Oberſter des Regiments, in dem euer Vater ſo lange diente.“ — „Wie, rief der Alte, Sie ſind die Gemahlin meines Oberſten? Sie ſind die Tochter des vortrefflichen Penthievre? — Und Sie, o Sie müſſen die Prinzeſſin Lamballe ſeyn! O daß Gott allen Segen des Himmels Ihnen verleihe! Kinder, meine Kinder, hört nicht auf für dieſe Schutzengel in unſerm tiefen Elend zu beten. Bis an das Ende meiner Tage ſoll Ihr Name auf meinen Lippen ſeyn. Aber ich bitte um eine Gnade. Erlauben Sie mir, die eine Börſe — denn mein Gott! das iſt viel zu viel für uns — meiner blutarmen Nachbarin Margarethe geben zu dürfen.“ — „Das Geld iſt euer, guter Alter, thut damit, was euch gefällt.“ — „Geh geſchwind, mein Tochter, und trage es ihr hin.“ — Die Prinzeſſinnen benutzten den Augenblick, und ſtiegen in den Wagen.

Als ſie zurück kamen, erzählten ſie dem Vater und dem Gemahl, was ſie geſehen hatten. Beide beſchloſſen,

die schöne Handlung zu krönen. Durch ein gerichtlich Instrument wurden beiden Familien alle Abgaben erlassen, und eine Pension ausgesetzt. Die Prinzessinnen machten sich die Freude, dieß selbst zu überbringen, und genossen noch einmal das Glück, so glücklich gemacht zu haben. Solcher Beyspiele ließen sich eine ganze Menge erzählen. Denn die Prinzessin hatte kein größeres Bedürfniß, als wohlzuthun. Orleans selbst ward — war es aus Gefühl oder aus Politik — zu mancher schönen That durch das Beyspiel veranlaßt, und gewann dadurch in den Augen seiner jungen Gemahlin so sehr, daß sie ihm manches verzieh, was sie berechtigt war, schmerzhaft zu fühlen.

Der Herzog von Choiseul leitete itzt die Vermählung des Dauphins, nachmaligem Königs Ludwig XVI., mit der österreichischen Prinzessin, Marie Antonette, ein. Er hoffte, die Ankunft einer kaiserlichen Tochter würde den Glanz verdunkeln, der die verächtliche du Barry zu umgeben anfing. Der König hatte nämlich die Lange zum Schein mit dem Grafen du Barry vermählt, um sie an den Hof bringen zu können, wo sie nun mit aller Unverschämtheit und mit dem Aufwande einer Königin erschien. Die meisten Höflinge huldigten ihr. Nur Wenige, wozu der Herzog von Penthievre und die Prinzessin Lamballe gehörten, konnten sich nicht dazu entschließen. Sie brachten den Winter des Jahrs 1769 zu Vernon in der Normandie zu, wo sich ein kleiner ausgewählter Zirkel bildete. Man sah da das wahre Bild der alten guten Zeit,

wo die Gutsbeſitzer noch auf ihren Schlöſſern mit ihren Familien lebten, und ihren Reichthum in den Provinzen verzehrten, ſtatt daß ſpäterhin Alles nach der Hauptſtadt ſtrömte, und die Landſitze leer ſtanden. Die Normandie war damals eine der glücklichſten Provinzen. Kaum fand das immer nach Wohlthun verlangende Herz der Prinzeſſin hier Gegenſtände des Mitleids, weil jeder in einem gewiſſen glücklichen Mittelſtande lebte. Deſto öfter theilte ſie die ländlichen Feſte und die ſchuldloſen Freuden der Unterthanen.

Die Vermählung des Dauphins mit der öſterreichiſchen Prinzeſſin ward im folgenden Jahr vollzogen. Sie bezauberte alle Franzoſen durch die Schönheit ihrer Perſon und durch die Liebenswürdigkeit ihres Benehmens. Man vergaß den alten Groll, der ſo lange die beiden Fürſtenhäuſer getrennt hatte, und huldigte der verſöhnenden Grazie, die man ſchon im Geiſt auf dem Thron erblickte. Wo man ſie ſah, jauchzte ihr der Jubel des Volks entgegen. Ach! hätte ſie beſſere Führer gehabt, ſie hätte nie in dem Grade unglücklich werden können. Auch war Ludwig nicht der Mann, der das Herz einer jungen Frau zu feſſeln verſtand.

Der König war unerſchöflich, um die Hoffeſte glänzend zu machen. Der Rang der Prinzeſſin Lamballe nöthigte ſie bald, gegenwärtig zu ſeyn, und es konnte nicht fehlen, daß ſie der Dauphine vor allen andern Damen des Hofes gefiel. Gern hätte ſie ſie gleich gegen die Herzogin

von

von Noailles, die ihr als Oberhofmeisterin zugesellt war, ausgetauscht, da sie sich in das strenge Ceremoniell, das ihr diese Madame l'étiquette, wie sie sie zu nennen pflegte, unablässig einschärfte, nicht finden konnte. Aber sogleich ließ sich dieß nicht ausführen. Bekanntlich endigten die Hoffeten mit der unglücklichen Lustbarkeit, bey welcher, wegen der schlechten Anstalten, an 300 Menschen das Leben im Gedränge verloren. Der Herzog von Penthievre und die Lamballe waren wie immer die ersten, den Unglücklichen Hülfe und den Familien Unterstützung zu verschaffen.

Der Hof hatte itzt ein neues Leben bekommen. Die Dauphine konnte alles von dem Könige durch ihre bezaubernde Offenheit erhalten; und so konnte die Lamballe, die sie sehr oft sah, durch sie auf den König wirken, um eine Vermählung zwischen einer sardinischen Prinzessin mit dem ältesten Bruder des Dauphin, Graf von Provence, zu Stande zu bringen. Im Jahr 1771 ward sie vollzogen. Sie hatte vielleicht von der nahen Verwandtschaft auch für sich eine Freundin zu finden gehofft. Aber ihre Charaktere waren zu verschieden. Der Hof des Grafen von Provence zeichnete sich durch Ernst und steife Förmlichkeit aus. Ueberhaupt fand man damals in Versailles sonderbare Kontraste. Es glich ein wenig dem Olymp — Die Gemächer des Königs beherrschte Bacchus und das ganze Gefolge seiner ausgelassenen Freuden; die Göttin der Liebe wohnte mit den Grazien in den Kammern der Dau-

phine; Minerven ward an dem Hofe des Grafen von Provence gehuldigt; dagegen flüchtete ſich der Genius der Andacht und Frömmigkeit zu den königlichen Prinzeſſinnen, wo dann auch die älternden Frauen, die es mit der Welt von Seiten der irdiſchen Größe hielten, ohne den Himmel durch die Freuden der Jugend verlieren zu wollen, ihr Unterkommen fanden. Man ſah ſich wenig. Jeder Theil folgte ſeinem eignen Wege. Der Graf Artois, von je her leicht und ein Feind alles Ceremoniells, ging am meiſten mit der Dauphine um. Sie hatten viel Aehnliches in ihrer Manier und ihrem Geſchmack. Dagegen ſchied die jüngſte Tochter des Königs, Madame Louiſe, zum größten Erſtaunen, wie wohl nicht ohne Vorwiſſen ihres Vaters, auf einmal aus dieſem Zirkel. Vor Tages Anbruch begab ſie ſich in das Karmeliterkloſter von St. Denis. Der Entſchluß ging — wie ſich hernach gezeigt hat — von der Hoffnung aus, durch dieſes Opfer und die unabläſſigen Fürbitten die Bekehrung ihres Vaters zu bewirken, der ſeit der Verbindung mit der du Barry immer tiefer ſank. Schon lange hatte ſie ſich in der Stille zu dem höchſt beſchwerlichen Leben vorgeübt, das ſie im Kloſter erwartete. Unter dem Vorwand, daß es ihre Geſundheit erfordere, genoß ſie zu ganzen Monaten nichts als Milch und Brod; beſchäfftigte ſich daneben faſt allein mit Andachtsübungen. Dennoch ahndeten ihre Schweſtern nichts von ihrem eigentlichen Plan, und ihr Erſtaunen war eben ſo groß als ihr Schmerz über die plötzliche Tren-

nung. Der ganze Hof eilte nach St. Denis, um die königliche Nonne zu sehen, und wo möglich durch Bitten und Thränen sie zurück zu führen. Alles vergeblich. Sie bat selbst den König, sich des ihm zukommenden Rechts, seine Suite mit ins Kloster zu bringen, nicht zu bedienen. Auch beklagte sie sich bey der Aebtissin, daß man ihr mehr und bessern Wein als den übrigen Schwestern vorsetzte, und der König gab nun in der Stille Befehl, daß dem ganzen Kloster besserer Wein geliefert werden sollte, weil sie durchaus jede Auszeichnung verbat. Aber hindern konnte man sie doch nicht, sich in die gröbste Leinwand zu kleiden, in der härtesten Jahrszeit in bloßen Füßen zu gehen, sich den beschwerlichsten Büßungen zu unterwerfen, und das alles in dem Wahnglauben, dadurch desto eher von Gott ein Wunder an dem Herzen jenes Vaters zu bewirken, der indeß, wie sehr ihn auch zuweilen die kindliche Liebe der Tochter, deren Veranlassung er wohl errieth, zu rühren schien, immer in den Armen der stolzen Buhlerin schwelgte.

Auch der Herzog von Penthievre, seine Tochter und die Lamballe besuchten die Prinzessin zu St. Denis, und sie nahm diese mit der zartesten Liebe bey sich auf. In der That fand sie in ihnen die meiste Sympathie. Mitten im Glanz aller irdischen Größe und Hoheit war das Leben des Herzogs so regelmäßig, und die Sitten seiner Töchter so rein, wie es die Klostergelübde fordern. Ein schöner Zug des Herzogs gehört in diese Zeit; aber auch daran

hatte die Prinzeſſin wieder Antheil. Sein Hofprediger, der Abt Quesnell, hatte ihn zum Univerſalerben eingeſetzt. Der Nachlaß war bedeutend, denn Quesnell hatte gegen 8000 Thaler jährliche Einnahme vom väterlichen Vermögen, eine reiche Abtey und auch andre Revenüen. Die Prinzeſſin wußte, daß er unbemittelte Verwandte habe. Sie machte den Herzog darauf aufmerkſam, und dieſer ſchrieb unverzüglich an die Familie, ſein Freund habe ſich bloß im Ausdruck geirrt, und ihn nicht zum Erben, ſondern zum Vollzieher ſeines Teſtaments ernannt. So fiel das ganze Vermögen an die natürlichen Erben. Freylich bedurfte ein Penthievre dieſes Zuwachſes ſeiner großen Reichthümer nicht. Aber wie kontraſtirte gleichwol ſeine Denkart mit der der damaligen Großen des Reichs. Aber dies war ganz in ſeinem Charakter. So hatte ein Privatmann ihm 20,000 Thaler auf Leibrenten geliehen. Er ſtarb nach 3 Monaten. Der Schatzmeiſter des Herzogs ſtrich alſo die Zahlung der Renten. „Und haben Sie auch nicht vergeſſen — ſagte dieſer — daß das Kapital in Ausgabe kömmen muß. Können Sie mir zutrauen, daß ich es gegen dreymonatliche Zinſen als Eigenthum betrachten werde? Der Verſtorbene, höre ich, hat Verwandte. An ſie ſoll es zurück fallen.“

Mädam Lamballe, des Hoflebens immer mehr müde, je mehr ſie das elende Weſen der Hofleute und ihre ſklaviſche Unterwürfigkeit unter die Launen der deklarirten Maitreſſe des Königs gewahr ward, brachte, ſo

weit es irgend möglich war, ihre Zeit auf den Besitzungen ihres verehrten Schwiegervaters zu, der auch alles aufbot, um ihr das Leben angenehm zu machen. Er war unermeßlich reich, und für sie war der edle Gebrauch seiner Reichthümer das schönste Schauspiel.

Man wünschte itzt auch den jüngern Bruder des Königs, den Grafen von Artois, vermählt zu sehen, und die Wahl fiel auf die jüngere Schwester der Gräfin von Provence. Diese sympathisirte mehr mit der Prinzessin Lamballe. Dieß zog diese wieder mehr an den Hof, und dem alten Herzog wollte zuweilen bang werden, daß so wohl sie als seine Tochter zu viel Geschmack an den Freuden der Welt finden möchten. Wenigstens unterließ er nicht, seine Gebete für sie zu verdoppeln.

Am 10ten May 1774 starb Ludwig XV. an den Blattern. Er starb unbeweint — wenn man seine Töchter ausnimmt — die während der fürchterlichen Krankheit, die alles um ihn her verpestete, ihn keinen Augenblick verließen, und seinen Nachfolger, der aufrichtig um ihn trauerte. In ihm bestieg der letzte König aus dem Stamm der Capetinger den Thron. Alles veränderte sich am Hofe. Aber leider vieles nicht zum Bessern, wiewohl der Wille Ludwigs XVI. der beste war, den irgend ein König haben kann.

Die junge Königin fuhr fort, die Lamballe auszuzeichnen, und hätte diese die geringste Anlage zu Hofkabalen und Intriguen gehabt, und nicht durchaus alle Einmischung

in Geſchäffte verſchmäht, ſo hätte ſie eine groſſe Rolle ſpielen können. Aber ſie wendete ihren Einfluß nie zu etwas anderm an, als die Fürſprecherin unglücklicher Menſchen zu ſeyn. Wenn die Königin ſie früher als zur gewöhnlichen Stunde des Spiels am Hof kommen ſah, ſo kam ſie ihr gewöhnlich mit der Frage entgegen: „Nun, liebe Lamballe, wer iſt heute der Unglückliche? wem habe ichs heute zu danken, Sie früher zu ſehen? — Einer hülfloſen Wittwe, oder einem unglücklichen Alten, oder armen Kindern, die verwaiſt ſind? Die Leute wiſſen wenigſtens, wem ich nichts abſchlagen kann.“ — Zuweilen machte ſich auch wol die Königin das Vergnügen, Schwierigkeiten zu machen. Das geſchah aber bloß, entweder um ſich an ihrer höchſt intereſſanten Ueberredungsgabe, wenn ſie Fürſprecherin war, zu ergötzen, oder ſie ein paar Tage länger am Hofe zu erhalten. Denn ſie ging nicht weg, ehe ſie zum Zweck gekommen war.

Gern hätte ſie ihre Familie in Turin einmal wieder geſehen. Aber ſie fürchtete, den Herzog zu betrüben, dem ſie faſt unentbehrlicher als ſeine eigene Tochter geworden war. Indeß kam ihr Vater, der Prinz von Carignan, im May 1775 unter dem Namen eines Marquis von Maurienne nach Paris, und machte die Tochter, die er zum letzten Mal ſah, unendlich glücklich. Schwer trennte ſie ſich von ihm, und wie gern hätte ſie die Prinzeſſin Clotilde, Schweſter des Königs, welche an den Prinzen Emanuel von Savoyen vermählt ward, dahin begleitet,

und wie that sie alles, um der traurenden Braut, die Frankreich so ungern verließ, Muth zu machen.

Die Königin, der ihre Oberhofmeisterin immer lästiger wurde, die sich doch nicht entfernen ließ, wußte es endlich dahin zu bringen, die Stelle einer Oberaufseherin (Surintendante de la maison de la Reine) wieder herzustellen, wozu die Prinzessin Lamballe ernannt ward. Doch fesselte sie dieß nicht für beständig an den Hof. Sie begleitete bald darauf den Herzog von Penthievre nach Bretagne, wo dieser den Auftrag hatte, manche Unruhen beyzulegen, die gefährliche Folgen fürchten ließen; wobey er es sich zur Bedingung machte, seine Schwiegertochter zur Begleiterin zu haben, damit, indem er die Männer zu beruhigen suchte, sie auf die Frauen durch ihre unwiderstehliche Sanftmuth und Güte wirken könnte. Das war denn auch wirklich der Fall. An die feinste Gesellschaft in Paris gewöhnt, wußte sie die etwas rauhe Manier der Bretagner trefflich zu behandeln, und gewann sie selbst dadurch, daß sie an ihrer eigenthümlichen Derbheit, wenn sie von ihren Rechten und Privilegien sprachen, ein gewisses Wohlgefallen zu finden schien. Man war von den Gemahlinnen der Kommandanten, die von Zeit zu Zeit im Namen des Königs in die Provinzen geschickt wurden, einen ganz andern Ton gewohnt. Sie ging oft ganz einfach gekleidet mit dem Herzog zu Fuß in der Stadt umher, besuchte die Kirchen, und erbaute das Volk. Vielen herabgekommenen adlichen Familien half sie mit großer Scho-

rung ihres Ehrgefühls auf. Ein junger Menſch, der in der Küche half, und ſich durch eine äußerſt vortheilhafte Bildung auszeichnete, ward von ihr bemerkt. Er wußte nichts von ſeiner Abkunft, als daß er Jean heiße. Mehr, ſagte er, ſtehe in einigen alten Pergamenten, die er geerbt habe. Sie ließ nachſehen, und es fand ſich, daß er von Johann III., Herzog von Bretagne, der 1341 ſtarb, und nur einen natürlichen Sohn hinterließ, abſtamme. Sie brachte ihn auf die Schule zu Rennes, und machte in der Folge ſein Glück. Der Herzog gewann durch ſeine Manier nicht weniger alle Herzen. Indem er die Rechte und Privilegien überall achtete, machte er den Adel geneigt, auch von ſeiner Seite den Wünſchen und Bedürfniſſen des Königs entgegen zu kommen.

Nach der Rückkunft war die Prinzeſſin noch unzertrennlicher von der Königin. Da es unmöglich geweſen iſt, in ihrem übrigen Betragen irgend etwas Anſtößiges zu finden, ſo hat die Verläumdung wenigſtens dieſe enge Freundſchaft verdächtig zu machen geſucht. Aber was ſchont die Verläumdung, die an keine Tugend glaubt?

Im Jahr 1776 litt ihre Geſundheit. Sie ging in die Bäder von Plombieres. Bey ihrer Rückreiſe über Nancy ward ſie, wegen der allgemeinen Achtung, die ſie in Frankreich genoß, nicht nur von allen Behörden ſehr ehrenvoll, ſondern auch von dem Volk mit lautem Jubel empfangen. Sie ging dann nach Paris, und erſt im April des folgenden Jahres an den Hof zurück. Indeß

hatte der Einfluß der Polignacschen Familie sehr zugenommen, und es entstand in dem Herzen der Königin eine gewisse Kälte, die der Prinzessin nicht entging, und sie bestimmte, seltner am Hofe, mehr bey ihrem geliebten Vater besonders in Sceau zu leben. Auch machte sie mit der Orleans eine Reise nach Holland, und ließ bey den guten Niederländern wie überall den Eindruck von jener Güte, die über ihr ganzes Wesen verbreitet war.

Im J. 1778 ward die Hoffnung des Landes durch die Niederkunft der Königin mit der Prinzessin Marie Therese Charlotte erfüllt. Die Königin war wenige Tage in Gefahr, und immer war die Prinzessin die theilnehmendste Freundin. Man muß ihre Rührung gesehen haben, als in der Kirche Notre Dame das Dankfest gefeyert wurde. Sie selbst erwartete bald die Veranstaltung einer andern Feyer — die Todtenmessen für ihre Mutter und ihren Vater, die sie in einem Jahre verlor, und mit den heißen Thränen der kindlichen Liebe beweinte. Der Hof beobachtete bey dieser Gelegenheit noch das ganze steife Ceremoniell der alten Zeit. Wenn eine Prinzessin von Geblüt einen Todesfall erlebt hatte, so war es Sitte, daß sie die Condolenz öffentlich annahm. Sie begab sich nach Versailles, und nahm auf einem Paradebette Platz; über ihr die ganze Familie. So erwartete sie den König, die Königin und die Ersten des Hofes. Man betrachtete sie für den Augenblick als eine Kranke. Eine Stunde darauf stand sie auf, setzte sich in vollen Hofstaat, und machte

die Gegenviſiten. Möchten es doch die Höfe allein ſeyn, wo man Theaterſcenen aufführt, wo die natürlichſten Empfindungen ſprechen ſollten.

Wie wenig ſo etwas für das rein fühlende Herz der Prinzeſſin gemacht, wie wenig überhaupt ihr Urtheil durch bloßes Herkommen und herrſchendes Vorurtheil über gewiſſe Dinge zu beſtechen war, davon gab ſie im Jahr 1779 einen neuen Beweis. Ihr Bruder, der Prinz Eugen von Carignan, Chef des Regiments Savage-Carignan, ſtand in St. Malo in Garniſon, und verliebte ſich in die Tochter eines dortigen Edelmanns. Nur unter der Bedingung einer geſetzmäßigen Ehe war ihr Beſitz zu hoffen. Da ſeine Eltern todt waren, ſo trug der Biſchof von St. Malo kein Bedenken, ſie zu trauen. Kaum war die Nachricht am ſardiniſchen Hofe angekommen, ſo fand man das Mißverhältniß des Standes ſo groß, daß Victor Amadeus auf Kaſſation drang. Ganz Paris nahm an den Prozeß, der öffentlich geführt wurde, Theil. Aber der Prinz verlor, und die Ehe ward für ungültig erklärt. Wie bot da die edle Lamballe alles auf, das Schickſal der unglücklichen Getrennten zu mildern. In ihr fand ſie die treueſte Freundin, weil ſie gewöhnt war, allein den Menſchen im Menſchen, nicht den Zufall ſeiner Abſtammung zu ſchätzen. Auch war der Prinz rechtlich genug, um ſich mehr durch ſein Gewiſſen verpflichtet zu halten, ſeiner ſo treu geliebten Gattin auch getreu zu bleiben. Er lebte ganz entfernt von der Welt in der Picardie,

und sehr glücklich in ihrem Besitz. Aber ein früher Tod riß ihn in der Blüthe seiner Jahre hin, und die Theilnehmung der vortrefflichen Schwester war ein heilender Balsam für das Herz der trostlosen Wittwe.

Der Zeitpunkt kam immer näher, wo Frankreich jene in ihrer Art fast einzige Katastrophe erfahren sollte. Es ist hier nicht der Ort, die näheren oder entfernteren Veranlassungen, welche sie nach und nach herbeyführten, zu entwickeln. Man müßte an die mannichfaltigen wahren, falschen oder mißverstandenen Ideen erinnern, welche sehr gelesene Schriftsteller verbreiteten, an die Wirkungen des amerikanischen Krieges, an welchem Frankreich so nahen Antheil nahm, und den Einfluß, welchen auch manche geheime Gesellschaften sich zu verschaffen wußten. Zu den letztern gehörten mehrere Freymaurerlogen in Frankreich, welche unter dem Schein ganz anderer Zwecke ihre politischen Plane durchzusetzen suchten. Wir erwähnen sie, weil sie einigermaßen mit der Geschichte unserer Heldin zusammenhängen.

Man hatte seit einiger Zeit angefangen, auch Damen an den Tafellogen Theil nehmen zu lassen. Nach und nach bildeten sich aber eigne Logen, worin bloß Frauen erschienen, und die sich von Zeit zu Zeit mit den Brüdern zu fröhlichen Gesellschaften, denen man nie etwas Unanständiges vorwerfen konnte, vereinigten. Man glaubte diesen Gesellschaften einen neuen Glanz zu geben, wenn man die Prinzessin Lamballe bestimmen könnte, Großmeisterin

zu werden. Sie hatte eine Abneigung gegen alles Geheime, und nur die Vorſtellung, für Unglückliche noch thätiger ſeyn, und in mehrern Menſchen wohlthuende Geſinnungen wecken zu können, beſtimmte ſie endlich im Jahr 1781, der Einladung zu folgen. Wenn man die zarten nichts als Menſchenliebe athmenden Geſänge lieſt, welche bey der Aufnahme geſungen wurden, — wer würde glauben, daß ſo manche Theilnehmer wenige Jahre ſpäter zu den wüthendſten Jakobinern gehören würden? Auch hier brachte ſie Geiſt und Leben in die Geſellſchaften, denen ſie häufig beywohnte. Es war immer die Rede von Helfen, von Beſſerwerden, von Verſchönern des Lebens durch Wohlthun. Als die Königin von einem Prinzen entbunden wurde, ſtrömte beſonders von hier aus Hülfe und Unterſtützung tauſend Unglücklichen zu. — Wo in öffentlichen Blättern eine Gelegenheit angeboten ward, ſich hülfreich zu bezeigen, da fehlte es faſt nie, daß ſie die Unbekannte war, die am meiſten ſchickte, und dabey immer darauf ſann, die würdigſte Hand zum Vertheilen auszuſuchen. Niemand aber durfte es wagen, ſie zum Werkzeuge geheimer Intriguen gebrauchen zu wollen.

Sie lebte zwar in dem Jahre 1782 und 83 wenig am Hofe. Aber ſo bald ein bedeutender Fremder nach Paris kam, ſo rief ſie nicht bloß ihr Rang dahin, ſondern man wußte es auch wohl, daß niemand ſo geſchickt war, alle größere oder kleinere ländliche Feſte zu verſchönern. So unterhielt ſie beſonders die Großfürſtin von Rußland,

und den König von Schweden; und aus ihrer Hand empfing der Prinz Heinrich von Preußen auf dem Schlachtfelde von Jvroy, wo Heinrich IV. einst siegte, einen Lorbeerzweig.

Bey Unglücksfällen war sie muthig und entschlossen. Eine Feuersbrunst ergriff im Jahr 1784 das Hotel Toulouse, das dem Herzog gehörte. Sie war es vorzüglich, die die Anordnungen machte, und selbst verhütete, daß niemand, um etwa einige Kostbarkeiten zu retten, sein Leben in Gefahr setzte.

Als die Königin den letzten unglücklichen Dauphin gebahr, war sie unablässig um sie, und es schien, als wenn in jener wieder die frühere Freundschaft erwachte. Die schrecklichen Zeiten kamen immer näher, und als die Genossinnen der nur allzutrunkenen Freuden, denen sich die unglückliche Regentin hingab, zurück traten, oder zurück treten mußten, da fand sie ein bewährtes Herz in der Prinzessin, die vor jenem Taumel ihr besserer Sinn und die Achtung und Liebe zu dem trefflichen Herzog von Penthievre bewahrt hatte.

Jene berüchtigte Halsbandgeschichte, in welcher die Gräfin La Motte — die von einem natürlichen Sohn Heinrich II. aus dem Hause Valois abstammte — eine so räthselhafte Rolle spielte, und über der noch bis diesen Augenblick ein gewisses Dunkel schwebt, trug nicht wenig dazu bey, die Nation gegen die Königin zu erkälten, die sie vordem vergöttert hatte. Wenigstens war sie nicht

geſchickt, die ſchon lauter werdenden tadelnden Urtheile über ſie zu mildern. Man glaubte, ſie hätte wenigſtens mehr für die Unglückliche wiewol Strafbare thun, und ihr die tiefe Schmach, der man ſie Preiß gab, erſparen ſollen. Sogar die Aufſeherin des Gefängniſſes, in welchem ſie zu den gemeinſten Verbrecherinnen geſellt war, und aus dem ſie ſich zuletzt noch rettete, nach England floh, und da ihre Memoiren heraus gab, glaubte, als das Mitleid die Prinzeſſin Lamballe trieb, ſie zu beſuchen, um ihr Schickſal zu erleichtern, ſie komme, von der Königin geſendet, ihrer zu ſpotten, und gab ihr, da ſie ſie zu ſehen verlangte, die ſchneidende Antwort: „Es ſteht nicht in ihrem Urtheil, durch Ihren Beſuch gedemüthigt zu werden,“ öffnete das Gefängniß nicht, und nahm bloß das Geld an, daß ihr die Prinzeſſin zu ihrer Erleichterung gab, das aber, nach der Sitte des Hauſes, unter Alle vertheilt wurde.

Die Schritte, welche von Seiten des Königs ſeit dem Jahr 1786 geſchahen, um den Ruin des Reichs wo möglich abzuwenden, und die zum Theil ſchlecht berechnet waren; die Zuſammenberufung der Stände, vor allem aber die geheimen Plane des ruchloſen Herzogs von Orleans — der ſich ſeit dem Tode ſeines Vaters nun in dem vollen Beſitz eines unermeßlichen Vermögens ſah — drohten dem Hauſe des Königs, ſo wie der ganzen Monarchie die ſchrecklichſten Umwälzungen. Madame Lamballe gehörte zu den Wenigen, die das Gewitter heraufziehen

sahen, als sich noch Viele — selbst der Herzog von Penthievre — darüber täuschten. Sie sprach oft mit ihm darüber, besonders wie von Orleans alles zu fürchten sey, wie er offenbar keinen geringern Plan habe, als sich des Throns zu bemächtigen, wie er das Volk durch alle Mittel gewonnen habe, und wie keins gedenkbar sey, was er sich nicht erlauben würde; daß die Königin selbst übel umgeben sey, und ihre wahren Freunde nicht kenne. Das Alter sah weniger scharf als die Jugend, und sie bekam oft zur Antwort, daß sie zu viel fürchte.

Die Königin selbst fing an, über die Vorfälle des Tages unruhig zu werden. Der Tod des Dauphins vermehrte ihren Kummer, denn sie hing mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit an ihren Kindern. Niemand theilte diese Stunden des Schmerzes wieder so treu mit ihr, als die Prinzessin, die zwar nie Mutter gewesen war, aber ein Herz hatte, das jeder menschlichen Regung empfänglich war. Sie machte endlich die erste Ausnahme von ihrem Grundsatz, sich in nichts Politisches zu mischen. Genau unterrichtet, daß Orleans am unversöhnlichsten die Königin hasse, hielt sie es für Pflicht, wo möglich noch eine Aussöhnung zu Stande zu bringen. Sie ging nach Versailles, und erbat sich von der Königin eine Unterredung unter vier Augen.

„Ich komme nicht," — dieß war der Hauptinhalt ihres Gesprächs, wie sie es hernach dem Herzog von Penthievre und wenigen vertrauten Personen erzählte, —

um E. M. an die Zeiten zu erinnern, wo Ihr Herz gegen meine unendliche Ergebenheit an Sie nicht gleichgültig war. Ich weiß ſehr wohl, daß Andre mich aus dieſem Herzen verdrängt haben. Ich habe es tief empfunden, aber ich geſtehe, ich bin zu ſtolz geweſen, um auf irgend einem ungeraden Wege, oder durch Demüthigungen gegen Perſonen, die ich nicht achten konnte, mich Ihnen nähern zu wollen. Auch war es mein feſter Vorſatz, nie hierüber zu ſprechen, wie wehe es meinem Herzen auch that, ſo lange ſich noch alles zu Ihrer Größe und zu Ihrem Glück vereinigte. Aber itzt, da es mir ſo klar iſt, daß E. M. überall von Schlingen umgeben ſind, daß man Ihr Anſehen in dem Anſehen des Königs bedroht, daß ſie noch ſelbſt das Opfer der ſchrecklichſten Kabalen werden können — da darf ich nicht länger ſchweigen. Ihr Unglück giebt mir das Recht, mich Ihnen zu nähern. Wenn mich die Königin verkannt hat, ſo wend' ich mich an die alte Freundin, die ich retten oder mit ihr untergehen will."

Die Königin antwortete mit einem Thränenſtrom, und ſchloß die Prinzeſſin in ihre Arme. Dann erwiederte ſie, „daß ſie bey weitem nicht ſo ſorglos als der König ſey, und von der Eröffnung der Generalſtaaten wenig Gutes erwarte." Die Prinzeſſin fuhr fort: „Das Schlimmſte erwarten Sie von dem Herzog von Orleans. Wenn es ihm ſelbſt an Talent fehlt, ſo hat er Perſonen von großem Kopf, von großer Thätigkeit, und die vortrefflich ſchreiben können in ſeinem Dienſt. Denken Sie an

Mi-

Mirabeau, an sein Genie, seine Beredtsamkeit und seine Kühnheit. Sie werden es an nichts fehlen lassen, seine Reichthümer zu benutzen, sie werden seine Leidenschaften gegen E. M. aufregen. Es wäre ein unendlicher Gewinn, wenn man ihn von dieser furchtbaren und zu wenig gefürchteten Partey trennen könnte.“ — Und wie wird dieß möglich seyn! — „Vielleicht wenn man den Ehrgeiz des Herzogs schmeichelte; vielleicht wenn man das einzige bessere Gefühl, das ihm übrig ist, die Liebe zu seinen Kindern, in das Interesse zöge. Der König, weiß ich, hat den Plan gehabt, die K. Prinzessin mit dem jungen Herzog von Angouleme zu vermählen. Wenn man ihn bewegen könnte, dieß aufzugeben, und den jungen Herzog der Tochter Orleans bestimmte, das wird seinen Stolz schmeicheln, er wird vielleicht die unruhige Partey verlassen, und so wird ein, wie ich fürchte, sonst ganz unvermeidlicher Bürgerkrieg verhütet werden. Könnte man daneben eine Verbindung zwischen seinem Sohne und der Infantin von Neapel stiften, so glaube ich, man würde seiner sicher seyn. Selbst seine eigne Partey würde ihm dann nicht mehr trauen. Da er wirklich seine Kinder sehr liebt, so glaube ich, der Haß gegen E. M. werde verschwinden, wenn er Sie als die Stifterin dieser glänzenden Verbindungen betrachten könnte, und er wird es dem Könige vergessen, daß er ihm die Würde eines Großadmirals abschlug, so bald er sie dem jungen Angouleme bestimmt sieht.“

Die Königin billigte den Plan durchaus, und man kam noch darüber überein, daß die Gemahlin Orleans ihm die Sache als ihre Idee vortragen sollte, um seine Gesinnungen zu erforschen. So reiste die Prinzessin Lamballe nach Paris zurück, und theilte dem Herzog von Penthievre und ihrer Schwägerin den ganzen Vorgang mit.

Orleans schien ganz in den Plan einzugehen; besonders schmeichelte ihn die Verbindung mit Neapel. Denn mitten in seiner demagogischen Wuth, träumte er doch von nichts als Kronen und Reichen für sich und seine Kinder, und glaubte in einer Verbindung mit Spanien und Neapel die Möglichkeit zu erblicken, vielleicht seine Enkel in beiden Reichen auf einem Throne zu sehen. Bey dem allen fürchtete er doch seinen Anhang, und es kostete Mühe, ihn durch die Versicherung zu beruhigen, daß niemand etwas von der Sache erfahren werde, bis sie gereift sey. Dennoch zerschlug sie sich bald. Der König zögerte mit seiner Einwilligung, weil er wohl wußte, wie wenig einem Orleans zu trauen sey, und dieser war zu entschlossen, die königl. Familie zu stürzen. Er ließ eine Menge Flugschriften verbreiten, in welchen die Ehre der Königin, zum Theil in der gemeinsten Pöbelsprache, angegriffen ward. Die Lamballe ward indeß immer, selbst von den wüthendsten Antiroyalisten, geschont. In einer Schrift, unter dem Titel: „Gallerie der französischen Damen," läßt man sogar ihrem Verdienst volle Gerechtigkeit widerfahren. „Wohlthun — heißt es unter andern — ist ihr einziges Bedürfniß, und die wechselnden

Formen der Regierung können keinen Einfluß darauf haben, dieß Bedürfniß zu befriedigen."

Am 5ten May 1789 wurden die Etats generaux eröffnet, und Tages vorher ein feyerliches Hochamt zu Versailles gehalten. Als der Hof von der Feyer zurück kam, gab die Königin, voll banger Ahndungen der Folgen, und nicht blind gegen die Art, wie besonders von Seiten Orleans der Hof behandelt war, der Prinzessin Lamballe einen Wink, in ihr Zimmer zu folgen, um ihrem gedrückten Herzen Luft zu machen. Diese versuchte alles, um sie zu beruhigen, wiewol sie selbst nichts weniger als ruhig war. Sie fühlte recht wohl, daß ihre Wiederannäherung an den Hof ihr eignes Verderben werden könne. Aber gewohnt, sich immer zu vergessen, folgte sie auch hier den Eingebungen ihres Herzens. Sie hielt sich zwar, während der nun ausbrechenden Stürme der Revolution in der Regel zu Passy bey dem Herzog auf, war aber so nahe, daß sie die Königin sehr oft in Versailles sehen konnte. Sie verhehlte es ihr nicht — denn sie wußte es nur allzuwohl — daß vielleicht der Haß gegen ihre Person noch wüthender sey, als gegen die Person des Königs. — Ist es so — erwiederte ihr diese bey einem dieser Gespräche — so werde ich wenigstens den König und meine Kinder keinen Augenblick verlassen. Nur der Tod soll mich von ihnen trennen. Ich werde dem Könige so gut rathen als ich kann und weiß. Das bin ich als Gemahlin und als Mutter schuldig. Aber Sie, liebe Lamballe, Sie bin-

det hier nichts. Gehen Sie nach Turin, damit Sie nicht in diese unglücklichen Verhältnisse verwickelt werden.“ Und die Prinzessin: „Meine Königin, ich habe Ihnen Ehrfurcht und Treue geschworen. Ich bin in Ihrem Dienst, und schon das macht meinen Eid unverletzlich. Aber noch weit mehr mein eignes Herz. Ich werde Frankreich nicht verlassen, so lange Sie noch sind, und wenn es mein Leben gelten sollte. Ich werde es nie von dem Ihrigen trennen.“

Die Auftritte wurden immer beunruhigender, und hie und da hatte sich die Volkswuth unter Orleans Einfluß schon auf das Schrecklichste geäußert. Am 14ten, wo die Prinzessin ihrer Gesundheit wegen nicht nach Versailles kommen konnte, schrieb ihr die Königin: „Wir würden in der größten Unruhe seyn, wenn uns Launay nicht versicherte, daß er für die Bastille stehe. Man wird daher den Schatz, die Krone und die vornehmsten Staatskassen dahin bringen, da man vor Plünderung nicht sicher ist. So lange wir diese Citadelle haben, können die Unruhen in Paris nicht gefährlich seyn, und da es unmöglich ist, sie einzunehmen, so sind wir so ruhig, als man es in diesen Zeiten seyn kann. — Eben meldet man, daß das Volk die Bastille stürmt. Aber es hat keine Waffen. Der König ist unruhig, sehr unruhig. Von diesem Tage hängt das Schicksal alles dessen ab, was uns theuer ist. Kommen Sie zu mir, so bald Sie können; aber schonen Sie sich.“ — Noch denselben Abend erfolgte ein zweytes Billet: „Alles ist verloren. Die Bastille ist in der Ge-

walt des Volks. Der unglückliche Launay hat seinen Fehler, die Zugbrücke herabgelassen zu haben, mit dem Leben gebüßt. — Verlieren Sie keinen Augenblick, zu mir zu kommen. Alle unsere Freunde fliehen; mögen sie nur der Wuth des Volks entkommen. Schrecken und Angst umringen mich. Der König weicht der Gewalt, und giebt jeden Versuch auf, sein Ansehen zu schützen. — Es wird fürchterlich einsam um uns her. Nichts als die Garden und die Schweizer sind uns noch treu. Möge es ihnen vergolten werden. — — — Man wollte mich entfernen. — Ich sollte meine Kinder verlassen — oder sie von ihrem Vater trennen. Es ist unmöglich — unmöglich! Welches Schicksal uns auch erwarte, ich will alles theilen. Kommen Sie nur, liebe Lamballe; ich habe Ihrer so nöthig; ich muß mein Herz gegen Sie ausschütten — und wenn mein Muth, meine Resignation mich vielleicht verlassen sollte —" — Hier bricht der Brief ab.

Nicht ohne sich der größten Gefahr auszusetzen, eilte die Prinzessin augenblicklich nach Versailles. Der ganze Weg war mit sich kreuzenden Wagen bedeckt. Man wüthete schon in Paris, und das Volk ward von Menschen angeführt, die wahre Henkersknechte waren. — Nach und nach ward es wieder ruhiger. Der König willigte in Neckers Zurückberufung, und noch einmal schien die Liebe seines Volks gegen ihn zu erwachen. Man gab ihm laute Zeichen davon. Es gab auch noch besonders im dritten Stande Viele, die ihm von Herzen ergeben waren.

Als im Oktober die Haufen von aufgereizten Weibern nach Verſailles zogen, und die Prinzeſſin davon Nachricht erhielt, befahl ſie ſogleich, anzuſpannen, um zur Königin zu eilen. Der Herzog ward es gewahr, und beſchwor ſie, ſich in dieſem Augenblick nicht der Gefahr auszuſetzen. Es war rührend, den Kampf dieſer zarten Seele zwiſchen Pflicht und Pflicht zu beobachten. Sie gab endlich den Vorſtellungen des ehrwürdigen Vaters nach, doch nur unter der Bedingung, zur Königin gehen zu dürfen, ſo bald man etwas Entſcheidendes über den fernern Aufenthalt der königl. Familie erfahren würde.

Bekanntlich entſchloß ſich Ludwig, wie wohl nur ſchwer, und um dem fernern Blutvergießen, das dieſe Schreckenstage bezeichnete, zuvor zu kommen, endlich mit dem ganzen Hofe nach Paris zu kommen. Kaum bekam die Prinzeſſin die Nachricht, ſo vermochte ſie nichts länger aufzuhalten, ſich ebenfalls nach den Tuillerien zu begeben. Sie traf noch früher ein als die königliche Familie, die durch lange Reden auf dem Rathhauſe, wohin der Zug zuerſt ging, aufgehalten ward. Wie die Königin ausſtieg, warf ſie ſich mit den Worten in die Arme der Prinzeſſin, „Alles iſt verloren, meine Liebe! dieſes Schloß iſt unſer Gefängniß, und wir werden es nicht eher verlaſſen, als bis man uns zum Tode führt.“ Vergebens ſuchte jene die unglückliche Frau zu beruhigen. Sie ſah auch ſelbſt nur zu gut, was noch kommen werde, um aus vollem Herzen tröſten zu können. Erſt da fing ſie ſelbſt wieder an, einige Hoffnung zu ſchöpfen, als der König,

der sich immer mehr überzeugte, wie gefährlich Orleans Einfluß sey, sich entschloß, ihn, unter dem Schein einer besondern Negotiation mit England, aus Frankreich zu entfernen. Wirklich gewann es eine kurze Zeit den Anschein, als erwachte wieder Leben und Vertrauen am Hofe. Die Polignacs hatten feig und egoistisch die Königin verlassen. Wer itzt treu ausdauerte, der war gewiß ohne äußeres Interesse. Mit Orleans Verschwinden aus dem Reich schien alles eine neue Gestalt zu gewinnen.

Aber dieß war nur ein schneller Uebergang zu desto traurigern Scenen. Der Einfluß hörte durch die Entfernung nicht auf. Der König bemerkte die neuen Spaltungen zwischen den verschiedenen Parteyen in der Nationalversammlung. Er hoffte — wie die schwache Güte immer die Menschen für besser hält, als sie sind, und durch Güte auszurichten hofft, was oft nur Strenge und Muth vermag — durch sein Erscheinen und durch väterliches Ansprechen in der Versammlung alles zu vereinigen. Auch schien die Wirkung für den Augenblick nicht auszubleiben. Selbst die Königin, die sonst immer bedenklicher war, überließ sich der angenehmen Täuschung. Ein Beweis davon ist der folgende Brief, der sich unter den Papieren der Prinzessin fand, und den wir mittheilen, da er das Verhältniß bezeichnet, worin damals beide gegen einander standen:

Paris, den 5. Febr. 1791.

Hänge dich auf! braver Crillon, sagte Heinrich IV. zu seinem Waffenbruder, — daß du heute nicht mit uns

warſt; und ich ſage Ihnen, liebe Lamballe, bedauren Sie ſich, daß Sie geſtern nicht in Paris waren. Seit einem Jahre haben wir keinen ſo ſchönen Tag gehabt. Ich kann Ihre Ankunft nicht abwarten, um Ihnen davon Nachricht zu geben. Sie wiſſen, wie unruhig wir waren, als Sie uns das letzte Mal verließen, und nur die Gewißheit, Sie in wenig Tagen wieder zu ſehen, erleichterte mir die Trennung. Heute möchte ich Sie nun hier haben, um meine Freude zu theilen. — Meine Freude — o meine Liebe, wer hätte denken ſollen, daß die Freude jemals wieder den Weg zu meinem trauernden Herzen finden würde. Doch zur Sache!

Der König ließ geſtern Mittag dem Präſidenten wiſſen, daß er ſich in die Nationalverſammlung begeben würde. Man ging ihm entgegen. Er nahm den Platz des Präſidenten, der zu ſeiner Rechten ſtand, und hielt die Rede, die er mir vorher mitgetheilt hatte, und die ich Ihnen beylege. Als er an die Worte kam: Klären Sie das Volk, das man irre zu führen ſucht, über ſein wahres Intereſſe auf, das gute Volk, das ich ſo ſehr liebe, und von dem ich wieder geliebt werde, wie man mir wenigſtens immer ſagt, ſo oft ich Troſt bedarf — da ſah man eine allgemeine Rührung, und der König ſelbſt war ſo ergriffen, daß er Mühe hatte, ſeine Empfindungen zu beherrſchen. Indeß fuhr er fort, und die allgemeine Aufmerkſamkeit und Stille war der beſte Ausdruck der Ehrfurcht und Ergebenheit. — Der Präſident antwortete und bezeugte den Dank der Verſammlung für dieſe Beweiſe

des Vertrauens, und versprach alle Wünsche des Königs zu erfüllen, und die treueste Anhänglichkeit in dem Volke zu erhalten. Man hat mich versichert, in diesem Augenblick hätte nur Ein Geist die ganze Versammlung beherrscht, und Royalisten, Orleanisten und alle übrige Parteyen hätten ihren alten Groll vergessen.

Eine zahlreiche Deputation begleitete den König zurück. Ich erwartete ihn mit der größten Ungeduld, und nicht ohne Unruhe. Ich ging ihm, meinen Sohn an der Hand, entgegen, und ich sagte den Deputirten ohngefähr folgendes: „Ich theile alle Gesinnungen des Königs, und mein Herz stimmt in jede Maaßregel, die er wählt, und die ihm seine Volksliebe eingiebt. Sehen Sie hier meinen Sohn. Ich werde ihm unaufhörlich das Beyspiel seines Vaters vorhalten, und frühzeitig die öffentliche Freyheit und die Gesetze achten lehren, durch die sie erhalten wird.“

Man hat seit dem aufs neue den Eid der Treue geschworen. Ich weiß wohl, daß Manche, die gegen alles Nachgeben sind, den Schritt des Königs tadeln werden. Ich halte ihn für sehr geschickt, alle die Machinationen zu vernichten, die der Herzog von Orleans, wie Sie wissen, noch immer anstiftet. Es ist so süß, sich diesen Hoffnungen hinzugeben; selbst wenn es Täuschungen seyn sollten, würden sie wohlthätig seyn, da sie mich über das Schicksal meiner Kinder beruhigen. Kommen Sie nur, Liebe, so bald als möglich, um mich einmal recht glücklich zu sehen. Vielleicht ists doch nur auf so kurze Zeit, daß

man keinen Augenblick verlieren muß. Meine Tochter und die Prinzeſſin Eliſabeth können den Tag nicht erwarten. Adieu, treueſte meiner Freundinnen, ach! die ich nie, nie vergeſſen werde. Unveränderlich bis an den Tod Ihre

Marie Antonette.

Nur kurz dauerten dieſe Täuſchungen. Orleans kam zurück. Der Verſuch, den beſonders la Fayette leitete, ihn als Anſtifter der Mordſcenen anzuklagen, mißlang. Er ward losgeſprochen. Die königliche Familie verlor jeden Tag mehr ihre Freyheit. Der König, an ſtarke Bewegungen bey der Jagd gewöhnt, beſchloß nach St. Cloud zu gehen. Dort ſollte auch die Prinzeſſin mit dem Hofe zuſammentreffen. Vergebens! die Nationalgarden widerſetzten ſich, und die Wagen mußten umkehren.

Die Freunde des Königs dachten itzt ernſtlicher als je darauf, ihn der Tyranney zu entreißen. Man hatte viele Mühe, ihn dazu zu beſtimmen, ſich aus dem Lande, wenigſtens aus Paris, zu entfernen. Endlich gab er nach, und die Ausführung ward vorzüglich mit dem General Bouillé verabredet. Dieſer berechnete wohl die Gefahr, und beſtand beſonders darauf, daß in dem Wagen des Königs der Marquis Agoult, ein Mann von großem Muth und vieler Geiſtesgegenwart, fahren ſollte. Hätte der König dieß gethan, ſo hätte wahrſcheinlich alles eine andere Wendung genommen.

Die Prinzeſſin ward mit dem Plane der Flucht bekannt gemacht. Um jedoch keinen Verdacht zu erwecken,

sollte sie erst später nachfolgen, und sich so lange bey dem Herzog zu Aumale aufhalten. Aus Montmedy wollte ihr die Königin schreiben. Sie verließ mit beklommenen Herzen den Hof.

Die Anstalten zur Reise wurden nicht vorsichtig genug getroffen. Auch wollte der König durchaus mit der Königin und seinen Kindern in einem Wagen seyn, und da die Oberhofmeisterin der königl. Kinder, Madame Tourzel, sich von diesen nicht trennen wollte, so blieb für den Marquis Agoult kein Platz. Der König, die Königin, die Prinzessin Elisabeth und die beiden Kinder füllten den Wagen. Es ist bekannt genug, wie Ludwig zu St. Menehould erkannt und zu Varennes arretirt wurde, nichts that, um sich in Sicherheit zu setzen, und als ein Gefangener in Paris eingeführt ward. Die Königin schrieb gleich nach ihrer Zurückkunft folgenden Brief an die Prinzessin:

Paris, den 26. Jun 1791.

„Wir sind verrathen. Unser Unglück ist aufs höchste gestiegen. Ich will das Herz meiner Freundin nicht durch die Erzählung aller unsrer Leiden bekümmern. — Tausendmal lieber hätte ich den Tod gewählt. Ohne die Prinzessin Elisabeth weiß ich nicht, wohin mich die Verzweiflung geführt haben würde. Aber dieser Engel weiß jedem Herzen den Frieden und die Ergebung mitzutheilen, die das ihrige nie verläßt. Meine Kinder waren ganz erschöpft von den Beschwerden der Reise. Die Hitze war unerträglich. Sie glaubten für Durst umzukommen, und

wir haben nur mit Mühe einige Erfrischungen erhalten können. Und nun sind wir also noch einmal in der Gewalt unsrer Feinde, die unser Versuch zu entkommen nur unversöhnlicher machen wird. Sie wissen die Absichten des Königs — und daß er nichts wollte, als das Glück seines Volks. Aber man wird alles vergiften — man wird auf seine Entsetzung antragen — und wenn sie es auch nicht wagen sollten, meinem Sohne die Krone abzusprechen — wer zittert nicht, wenn er an den Regenten denkt, den sie ernennen werden. — — —

Das Mißtrauen zeigt sich schon immer deutlicher. Es ist itzt weit mehr Gefahr, als vor jener unglücklichen Reise. O, meine Lamballe, setzen Sie sich keinem Argwohn aus. Entfernen Sie sich wenigstens auf einige Zeit. — —

Wenn der Himmel uns zu verfolgen müde, noch einmal eine bessere Zeit herbeyführt — dann erst wollen wir uns wiedersehen, und Sie werden immer das Herz der Freundin finden, die auf das Ihrige zählt."

Marie Antonette.

Man kann sich den Eindruck denken, den dieß Schreiben auf die Prinzessin und den kränklichen Herzog machte. Auch fingen die Journalisten schon an, über jene allerley Gerüchte auszustreuen: „sie habe ihren Leuten befohlen, weiße Kokarden zu tragen; sie sey seit dem Anfang der Revolution mit der du Barry, die nach England gegangen war, in Briefwechsel." Sie widersprach beiden Anklagen in einem öffentlichen Blatt, aber der besorgte Vater

hoffte davon wenig Wirkung, und wendete nun selbst alles an, um sie zu bestimmen, auf ihre Sicherheit zu denken. Es war ein sehr-großes Opfer, das er zu bringen bereit war. Denn sie war ihm während seiner zunehmenden Kränklichkeit immer unentbehrlicher geworden.

Endlich gab die Prinzessin nach, und unter dem Vorwand, daß ihre Gesundheit die Bäder von Bath erforderten, machte sie im August 1791 eine Reise nach England. Die Trennung erleichterte ihr die Hoffnung, vielleicht dort der königlichen Familie einigermaßen nützlich werden zu können. Die Königin von England nahm sie mit großer Auszeichnung auf, und sie fand bald, daß diese sowohl als Georg einen sehr aufrichtigen Antheil an Ludwigs Schicksal nahmen, und daß nur die Ministerpolitik einen Bruch des Friedens herbey führen könnte.

Die nächsten Folgen der Flucht des Königs waren nicht so schlimm, als man sie erwarten konnte. Es bildete sich noch eine Partey der Bessern, wie Bailly, Barnave u. a., die für ihn sprachen, und da er die Constitution annahm, so schien wieder allgemeines Vertrauen zurück zu kehren. Die Lamballe kehrte daher nach Frankreich zurück, und bezog nun die Tuillerien, um der Königin näher zu seyn, und sich wo möglich nie wieder von ihr zu trennen, wie sehr auch der Herzog seine Besorgnisse darüber äußerte. Da die Freunde der Constitution die einzigen waren, auf deren Beystand der König noch rechnen konnte, so hielt es die Königin für rathsam, sich den Frauen jener Männer noch mehr zu nähern, und um

gleichwohl ihre Gunst nicht zu erbetteln, kam man überein, daß die Prinzessin nach und nach ihre Bekanntschaft suchen, sie dann zu sich zum Thee einladen sollte, wobey die Königin und die Prinzessin Elisabeth nie fehlte.

Doch auch dieß entging den Feinden des Königs nicht. Man streute das Gerücht aus, es bilde sich eine österreichische Partey, und bey der Prinzessin Lamballe würden die Zusammenkünfte gehalten. — Orleans versuchte, durch seine Söhne, die er zu jenen Thees gehen ließ, etwas zu erfahren. Die Prinzessin behandelte sie mit einer Zurückhaltung und Kälte, die ihnen selbst auffiel. — Nun war es dem Vater ganz entschieden, daß die österreichische Partey hier ihre Conferenzen hatte. Anfangs verachtete die Prinzessin diese Verläumdungen. Aber da sie zunahmen, so hörte alle Gesellschaft bey ihr auf, und sie sah niemand, als die Personen der königlichen Familie. Leider war diese Vorsicht zu spät.

Es folgten die neuen schrecklichen Scenen, wo man bewaffnet in das Innere des Schlosses eindrang, wo man Ludwig die Freyheitsmütze aufsetzte, wo man die Königin bis in ihr Gemach verfolgte. Das alles theilte die Prinzessin mit unerschütterlicher Treue, und wenn die Königin ihr dringend zuredete, sich lieber zu entfernen, um nicht mit unglücklich zu werden, so hing sie dennoch zu fest an dem, was sie für ihre Pflicht hielt. Und doch war es die fürchterlichste Lage, in der sich damals der ganze Hof befand. Seit dem 20. Jun. brachte der König sehr oft ganze Nächte zu, ohne sich auszukleiden, und die Königin

nahm in den Stunden der Bangigkeit, die sich so oft erneuerte, immer zuerst zu ihr ihre Zuflucht.

Endlich brach der schrecklichste Volksaufruhr aus, und Ludwig, der das Schloß bedroht sah, statt noch einmal sein Ansehen als König zu versuchen, und der Gewalt, Gewalt und Entschlossenheit entgegen zu setzen, machte sein Testament, und schickte sich mit einer unköniglichen Gelassenheit zum Tode an. Manuel und Röderer vermochten ihn endlich, in der gesetzgebenden Versammlung Schutz und Sicherheit für sich und seine Familie zu suchen. Er giebt nach, und verläßt das Schloß. Noch konnte sich die Prinzessin retten. Aber sie folgt der Königin, und erreicht, von dem Grafen Rochefaucoult geführt, unverletzt den Versammlungssaal. Hier versammeln sie sich, nun ganz der Gewalt ihrer erbitterten Feinde hingegeben, in einer Loge, — sie, Madam Tourzel, der König, die Königin, der Prinz und die Prinzessin, und Elisabeth. Bis an den Abend blieben sie in dieser peinlichen Lage, von allen Seiten beobachtet, und außer Stande, sich kaum durch Blick und Händedruck, verständlich zu machen, was in ihrem Innern vorging. Die Nacht wieß man ihnen ein Zimmer bey den Feuillans an, worin einige Matratzen ausgebreitet waren. Einige treue Diener hatte man bis dahin noch zugestanden. Aber auch von diesen mußte man sich trennen. Am 13ten Nachmittag ward dieser angstvolle Aufenthalt mit dem Tempel verwechselt.

Es war doch eine erträglichere Existenz — und dies gemeinschaftliche Tragen erleichterte jedem etwas von sei-

nem eignen Unglück. Indeß ward doch die Entbehrung aller möglichen Bequemlichkeiten bald fühlbar. Man hatte ihnen von allem ihren Beſitz nichts übrig gelaſſen, als was ſie an und bey ſich trugen. Dieß machte bald nöthig, viele Briefe zu ſchreiben, um nur das Unentbehrlichſte herbeyzuſchaffen. Man baute darauf neue Anklagen. Orleans war wo möglich noch mehr der Feind ſeiner Schwägerin, als der königlichen Familie. Er hatte ihr eine jährliche Summe von beynahe 80000 Thlr. auszuzahlen, und er ſah ganz richtig vorher, daß außerdem, der Herzog von Penthievre bey ſeinem Tode, der nicht ſehr fern mehr ſeyn konnte, ſie außerordentlich hoch ſetzen würde. Gründe genug für dieſe niedrige Seele, ihren Tod zu beſchleunigen. Er beſchloß alſo, wohl fürchtend, daß auf dem Wege des Rechts durchaus keine Anklage gegen ſie Statt finden würde, ſie ganz von der königlichen Familie zu trennen. Er benutzte zu dem Ende die Gährung des aufgereizten Volks. Man ſtreute aus, ſie und Madame Tourzel hätten heimlichen Briefwechſel aus dem Tempel unterhalten. Man beſtach ein paar Elende, die eine Denunciation deßhalb übergeben mußten, worin ſie verſicherten, beide Damen nicht nur ſchreibend, ſondern auch ein heimliches Hin- und Hertragen von Briefen bemerkt zu haben. Und doch ward jeder Brief, der ankam oder abgeſchickt wurde, zuvor mitgetheilt und geleſen.

Das Gericht faßte hierauf den Beſchluß, beide Damen vor das Rathhaus zu laden. Sie eilten, ſo bald

ihnen

ihnen dieß bekannt gemacht war, zur Königin. Wer mag diesen Abschied beschreiben, diese stumme Trennung, dieses letzte Lebewohl? Denn sie sollten sich nie wieder sehen.

Es war Mitternacht. Man führte sie vor das Gericht, und vernahm sie einzeln. Hier ist das Verhör der Prinzessin:

„Wie heißen Sie?“ —

Marie Thereſe Louiſe von Savoyen, Bourbon, Lamballe.

„Was ist Ihnen von dem Auftritte am 10. August bekannt?“

Nichts!

„Wo waren Sie an diesem Tage?“

Als Verwandte begleitete ich den König in die Nationalversammlung.

„Haben Sie sich in der Nacht vom 9ten auf den 10ten zu Bett gelegt?“

Nein.

„Wo hielten Sie sich auf?“

In meinem Zimmer.

„Haben Sie sich nicht des Nachts zum König begeben?“

Da ich Unruhen bemerkte, so bin ich Morgens um 1 Uhr dahin gegangen.

„Sie wußten also etwas von einem Volksaufstande?“

Ich mußte ihn vermuthen, da ich die Lärmglocke läuten hörte.

„Haben Sie die Schweizer und die Garden, die die Nacht auf der Terrasse waren, bemerkt?“

Ich bin am Fenster gewesen, habe sie aber nicht gesehen.

„Fanden Sie den König, als Sie sich zu ihm begaben?“

Ich fand viele Menschen, aber den König nicht.

„Wußten Sie, daß der Maire von Paris in den Tuillerien sey?“

Ich hörte, daß er gekommen sey.

„Um welche Stunde begab sich der König in die Nationalversammlung?“

Um 7 Uhr.

„Hatte er nicht vorher Revüe über die Truppen gehalten? Wußten Sie den Eid, den sie ihm schwören mußten?“

Ich habe nichts von einem Eide gehört.

„Ist Ihnen etwas von Kanonen bewußt, die man in den Zimmern aufgepflanzt hat?“

Nein.

„Haben Sie die Herren Mandat und Afry im Schlosse gesehen?“

Nein.

„Kennen Sie die geheimen Thüren in den Tuillerien?“

Ich kenne sie nicht.

„Haben Sie, seit Sie im Tempel sind, nicht Briefe auf heimlichen Wegen geschrieben und empfangen?“

Nie habe ich einen Brief geschrieben oder empfangen, der nicht durch die Hände eines Offiziers der Municipalität gegangen wäre.

„Wissen Sie etwas von einem Ameublement, das für die Prinzessin Elisabeth verfertigt wird?“

Nein.

„Haben Sie nicht seit einiger Zeit Erbauungsbücher erhalten?“

Nein.

„Was für Bücher haben Sie im Tempel?“

Keine.

„Kennen Sie eine Fallthüre im Tempel?

Nein.

„Welches sind die Oberoffiziere, die Sie in der Nacht vom 9ten zum 10ten im Schloß gesehen haben?“

Außer Herrn Röderer haben ich keinen gesehen. —

Mit solchen unnützen Formalitäten ward beynahe die ganze Nacht hingebracht. Die Gerichtspersonen, die sich Volksrepräsentanten nannten, ließen, nachdem die einzelnen Verhöre geschlossen waren, sämmtliche Personen vor die Schranken kommen, und fragten sie: „ob sie Willens wären, ihren bisherigen Dienst fortzusetzen?“ Sie bejahten es sämmtlich, in der Hoffnung, wieder in den Tempel geführt zu werden. Man compromittirte nun auf den Ausspruch Manuels und Petions. Diese ließen die Angeklagten abtreten, und nach einiger Zeit wieder vor die Schranken fordern.

Hierauf hielt Manuel eine auf die Stimmung des Volks berechnete Rede, und wendete ſich dann an die Prinzeſſin und Madame Tourzel mit den Worten:

„Der Rath, meine Damen, hat beſchloſſen, daß bis auf weitere Ordre Sie noch als Arreſtanten betrachtet werden. Sie haben die Wahl zwiſchen zwey Gefängniſſen, der Force oder der Salpetriere.“

Die Prinzeſſin antwortete mit Ruhe und Würde: „Mag es gleich das erſte ſeyn, das Sie genannt haben.“ Unverzüglich führte man ſie ab, und übergab ſie der Aufſeherin Heandre. Es war 1 Uhr Nachmittags. Dreyzehn Stunden hatte man ſie alſo dem Auge der niedrigſten Volksklaſſe Preiß gegeben, von der ſie mit Schimpfreden überhäuft wurden, ohne nur einen Augenblick ruhen zu können.

Zugleich war beſchloſſen, beide Damen von einander zu trennen. Manuel, der weder Gott noch Menſchen ſcheute, konnte doch nicht ganz der Gewalt der Schönheit widerſtehen, und die Prinzeſſin, die wirklich beynahe 40 Jahr alt noch wie in der vollſten Blüthe der Jugend war, hatte ihn einen Augenblick intereſſirt. Er brachte es dahin, daß man ſie nicht ſogleich trennte. Auch ließ man der Prinzeſſin ihre Kammerfrau, aus deren Munde das kommt, was die letzten Auftritte dieſer jammervollen Erzählung enthalten wird.

Als die Unglücklichen in dem Gefängniſſe la Force angekommen waren, überließen ſie ſich allen Gefühlen des Schmerzes, und die Prinzeſſin ſah ſich als ein geweihtes

Opfer des Todes an. Könnte — rief sie einmal über das andre — könnte nur mein Tod meinen König und seine Familie retten. Mein Gewissen ist rein, und der Gott, der die Barmherzigkeit heißt, wird mir verzeihen, wo ich dennoch gefehlt habe. Am Leben ist für mich nichts mehr zu verlieren." Man bemühte sich wohl, ihr diese Todesgedanken auszureden, aber sie wußte recht gut, in wessen Händen sie war.

Man organisirte itzt jene furchtbaren Blutgerichte, unter deren Aussprüchen Tausende fallen sollten. Bey einen der Bacchanalien, welche Manuel, Petion, Marat, Danton und Robespierre, der damals noch ein Anfänger war, feyerten, ward beschlossen, alle die in den Gefängnissen schmachteten, zu ermorden. Danton war erst der Meinung, man müsse Feuer anlegen. Er dachte sichs als ein neues Schauspiel, Greise und Weiber und Kranke im Rauch und Flammen umkommen zu sehen. Manuel hatte etwas mehr kaltes Blut. Er fürchtete doch die Verbreitung des Feuers in die benachbarten Häuser, und sah wohl ein, daß Schuldige entkommen und Unschuldige geopfert werden könnten. Robespierre schlug vor, sie in Keller zu schaffen, dann die Wasserröhren zu öffnen, und sie so umkommen zu lassen. Das ist zu langsam und zu unsicher, erwiederte Marat. Es giebt ein sicheres Mittel, das zugleich dem Volk ein Schauspiel bereitet. Ich habe sechszig Fleischerknechte an der Hand, die sind das Schlachten gewohnt, und verstehen das Handwerk. Bravo — riefen die andern — und da-

mit die Sache ihre Ordnung behalte, muß man das Volk zum Richter machen; es muß alles den erhabenen Charakter der Volksſouverainität erhalten, man muß Verhöre anſtellen, und auf ihre Antworten dann die Hinrichtung förmlich beſchließen. So kann man uns nicht beſchuldigen, Unſchuldige hingerichtet zu haben. — Und, ſetzte Marat hinzu, damit wir auch ſchonend zu Werke gehen, kann man das Todesurtheil allezeit in die Formel faſſen: „Der Herr — die Dame — kann abtreten.“ So wird das erhabene Volk noch Empfindung in dem Augenblick zeigen, wo es die ſtraft, die es vernichten wollten.

Dumpfe Gerüchte von dieſen Beſchlüſſen drangen ſchon in die Gefängniſſe, und die Todesangſt ward bey vielen Unglücklichen itzt die herrſchende Empfindung. Manuel war unter den Schreckensmännern noch einer der mäßigſten; dabey berechnete er, daß mehr zu gewinnen ſey, wenn er manchen gegen gute Bezahlung der Verwandten ihre Freyheit verſchaffte. Wirklich ließ er auch einmal aus dem Gefängniß la Force 24 Frauen entkommen. Unter dieſen war auch Madame Tourzel. Als die Kammerfrau der Prinzeſſin außer ſich war, daß ſie mit ihr zurückbleiben mußte, ſagte dieſe: „Laß uns doch freuen, daß wenigſtens einige gerettet werden, wenn auch mein Loos entſchieden iſt.“

Man rückte der Ausführung des Blutgerichts immer näher. Man hatte die 60 Schlächter zuſammen, und erhitzte ſie in einem der Säle des Stadthauſes durch Wein und ſtarke Getränke. Man ſagte ihnen dabey, ſie wären

bestimmt, das Vaterland zu retten, ihr Arm allein könnte Paris vertheidigen. Man wisse, daß unter den Gefangenen eine Verschwörung sey, daß sie ihre Gefängnisse zersprengen, und brennen und morden wollten. Jedem ward für den Kopf zwey Louisneufs versprochen.

Der Herzog von Penthievre war schon seit der Gefangennehmung des Königs bettlägrig, und die Gefahr, worin er seine theure Tochter Lamballe schweben sah, machte ihn noch unglücklicher. Er bot alles auf, sie zu retten. So bald er erfahren hatte, daß Madame Tourzel durch Manuel gerettet war, so gab er einem Vertrauten den Auftrag, allenfalls sein ganzes Vermögen zu liefern, um sie zu befreyen. Manuel verspricht gegen vierzigtausend Thlr., sein Möglichstes zu thun. Sie interessirt mich selbst, — sagte er, — als er die Summe einstrich. Ich stehe für ihr Leben. — Der Herzog glaubte nun sicher zu seyn; denn Manuel galt wenigstens für einen Menschen von Wort. Er fand auch ein Mittel, an die Kammerfrau folgendes Billet zu schreiben, das durch einen Gefangenen abgegeben wurde. Die Prinzessin war eben in einer trüben Stimmung, und weinte an dem Busen ihrer treuen Dienerin, als es ankam.

„Seyd ruhig. M. hat versprochen, der Theuren das Leben zu retten. Was auch um euch vorgehen mag — sie muß sich keinen Augenblick aus ihrem Zimmer entfernen.“

Die Kammerfrau sprang auf, knieete nieder und rief: Sie sind gerettet, Madame! o Gott, Sie sind gerettet!

Das kommt vom Herzog — sagte die Prinzessin. — So werd' ich ihn vielleicht noch einmal wieder sehen, und seine letzten Stunden versüßen, und ich werde die Unglücklichen im Tempel wieder sehen, und noch etwas für sie thun können.

Indeß floß das Blut schon in den Höfen der Abtey, wo man das schreckliche Tribunal des Volksgerichts eröffnet hatte. Die rechtmäßigen Autoritäten schwiegen; die bessern Bürger verschlossen sich in ihren Häusern; der Pöbel sah trunken den Hinrichtungen zu. Auch aus den Gefängnissen von la Force waren schon mehrere Opfer weggeführt, und hingerichtet. Das Geschrey der Sterbenden drang bis zu dem Gemach der Prinzessin. Die Nacht vom 2ten auf den 3ten Aug. war über alle Vorstellung fürchterlich. Sie versuchte einzuschlafen. Die Kammerfrau saß neben ihrem Bett. Plötzlich fuhr sie auf: „Gott! welchen fürchterlichen Traum hab' ich gehabt. Ich stand vor dem Volkstribunal. Man sah mich ohne Mitleid. Ich glaubte entkommen zu können, als auf einmal Orleans mich bey den Haaren faßt, auf einen Haufen von Leichen niederwirft, mich erwürgt, und mir das Herz aus der Brust reißt." — Sie sank ohnmächtig zurück, indem sie endete, und die Kammerfrau hatte Mühe, sie wieder zu sich zu bringen, da sie von der langen Schlaflosigkeit ganz erschöpft war.

Am 3ten, Morgens um 8 Uhr, traten zwey Menschen herein, und kündigten ihr an, man würde sie nach der Abtey bringen. „Da ich einmal gefangen seyn muß, erwiedert sie, so wünsch ich lieber zu bleiben, wo ich bin."

Sie ließen sich wirklich damit abweisen, und man schöpfte Hoffnung, daß dieß auf Manuels Befehl geschehen sey. „Sie mußten, sagte man sich, die Form beobachten, und in dieß Zimmer wie in die übrigen gehen, aber sie kannten ihre Ordre.“

Ich weiß kaum — sagte die Prinzessin nach einiger Zeit — was ich wünschen soll. Der Tod ist fast mehr werth, als das Leben. Und doch schaudert mir, lebend in die Hände dieser Ungeheuer zu fallen. Ach, liebe N.! ich glaube, ich würde recht muthig das Schaffot besteigen; es ist ein Augenblick, und dann ists geendet. Nur so hingegeben zu werden, so ohne Beystand in die Klauen dieser Cannibalen — — — Aber ich werde vielleicht das Bewußtseyn verlieren — ich werde von nichts wissen, was mit mir vorgeht.

Die Kammerfrau versuchte sie zu beruhigen, wie sie vermochte. Es war auch wohl wirklich Manuels Absicht. Aber kaum hatte Orleans gehört, was zwischen diesem und dem Herzog von Penthievre verabredet war, so bot er alles auf, den Plan zu vereiteln. Die beiden Personen, welche in der vorigen Nacht in das Gemach gekommen waren, statteten auf dem Rathhause Bericht ab. Die Versammelten antworteten: „Es hänge nicht von ihnen ab — es sey die Sache des Volks, über das Schicksal der Gefangenen zu entscheiden. So lange es nicht Rache an der Freundin Antonettens fordre, so möge ihr Leben gefristet werden.“ Gleichwohl gaben sie geheime Ordre, daß ein paar Blutmenschen sich unter das Volk, das die

Gefängniſſe belagerte, miſchen mußten. Manuel ſoll mit ſichtbarem Widerſtreben dieſe Ordre unterzeichnet haben. Aber er fürchtete, verrathen zu werden.

Einer der Inhaber dieſer Ordre — man nennt ihn Grand — Nikolas — eilte damit zu dem Gefängniß. Man ſtreute aus, es ſey eine geheime Verſchwörung entdeckt, wobey die Lamballe Unterhändlerin geweſen. Auch Geld ward nicht geſpart. Und doch koſtete es einige Mühe, die Gemüther aufzuregen. Es waren ſchon an dem Morgen ſo viele Morde verübt; man ſchien geſättigt, und die Prinzeſſin genoß eine ſehr allgemeine Achtung.

Endlich gegen 11 Uhr Vormittags hörte man doch einige rauhe Stimmen rufen: „die Lamballe! die Lamballe!“ — Das Geſchrey drang bis in das Zimmer der Prinzeſſin.

Hier — wir wollen die Kammerfrau ſelbſt reden laſſen — hier ergriff ſie der Schreck mächtiger, als je. Doch ſammelte ſie ſich bald wieder, ſank auf ihre Knie, hob ihr ſchönes Auge gen Himmel, und ſprach ohngefähr folgende Worte, die ich ſorgfältig bewahrt habe, und die noch immer in meinen Ohren tönen: O mein Gott! So bin ich denn am Ziel meines Lebens! Alles Vergängliche iſt vorüber, es bleibt mir nichts, als das wenige Gute, was ich habe thun können. Hier liege ich vor dir, Allmächtiger! Habe Mitleid mit deinem armen Geſchöpf; laß die ſchrecklichen Augenblicke vorübergehen. Mein Leben iſt in deiner Hand. Es wäre dir ein Leichtes, es zurück zu nehmen, ehe mich die Mörder ergreifen! — O mein

Gott, nimm mein Leben zum Opfer für den König und sein Haus, und gieb dem, der mich zwanzig Jahre wie ein Vater geliebt hat, Kraft, das alles zu ertragen. —

Der Lärm ward stärker. Sie glaubte, die Mörder kämen, und sank in meine Arme, so daß ich sie wie ohnmächtig auf ihr Bett brachte. Ihre Hände waren kalt wie Eis. Ich wußte nicht, was ich thun, und was ich wünschen sollte. Ach! sie verdiente es so sehr, diese Vortreffliche, daß ihr Geist sich schnell aus seinen Banden löße.

Es ward wieder etwas ruhiger. Die Prinzessin erwachte mit Phantasieen. Aber kaum hatte sie sich etwas gesammelt, als einer von den Abgesandten mit den Worten ins Zimmer trat: Kommen Sie, man erwartet Sie! — „Und wer sind Sie?“ — fragte die Prinzessin ruhig. „Das kann Ihnen gleich gelten! — war die Antwort. — Ich bin übrigens Grand-Nikolas, und komme von dem Rath auf dem Rathhause und Wohlfahrtsausschusse, Ihnen anzuzeigen, daß Sie sich vor den Commissarien, welche Ihrer unten warten, zu stellen haben.“

Und wer sind diese Commissarien?

„Was haben Sie darnach zu fragen? Sie haben augenblicklich zu gehorchen, oder man wird andere Mittel anzuwenden wissen.“

Man wird mir doch verstatten, ein Kleid überzuwerfen?

Er antwortete nichts, und ging aus dem Zimmer.

„Es ist um mich geschehen, liebe N., treue Gefährtin meiner Leiden. Meine letzten Bitten — ists möglich,

ſo entreiße meine traurigen Ueberreſte dem Henker, und laß ſie zu Rambouillet beyſetzen. Bringe dem alten Herzog meinen heißen Dank und meine treue Liebe. Sage ihm, daß ich mich ſeiner Fürbitte empfehle. Sage ihm, daß ich in den chriſtlichen Geſinnungen, die er mich durch ſein Beyſpiel gelehrt hat, ſterbe; daß ich meinen Feinden, daß ich auch Orleans verzeihe, dem Gott gnädig ſeyn wolle, wenn er ſich beſinnt. Sage meiner Schweſter Orleans, daß ich in Liebe und Sorge für ſie ſterbe. Die Königin — ach! Du wirſt ſie nicht wiederſehen. Aber ſollte ſie gerettet werden, ſo ſage ihr, daß die treueſte Freundin, die ſie je gehabt, fröhlich ſterben würde, wenn ihr Tod ſie retten könnte."

„Wie lange dauert es!" — rief Nikolas an der Thür — öffnete ſie, und hieß der Prinzeſſin, zu folgen.

Sie hatte ein einfaches weißes Kleid an. Ihr ſchönes Haar verbarg eine eben ſo einfache Haube. Ihr Geſicht war nur bläſſer; aber es war, als wenn der Gram ſeine natürliche Grazie nur noch verſchönerte. Die rohen Seelen ſchienen ſelbſt einen Augenblick von ihrer Schönheit betroffen. Aber die Mordſucht ſiegte. Einer griff ſie hart an den Arm, und hieß ſie durch den kleinen Hof gehen, wo noch keine Spur von Hinrichtungen zu ſehen war. Als man aber das Thor, das in den großen Hof führte, geöffnet hatte, wo ſchon der ganze Boden mit Blut bedeckt war, ſank ſie in die Knie, und zwey ihrer Henker unterſtützten ſie. Man führte ſie an den Ort, wo der wüthende Cyponte, als Präſident der Blutmenſchen,

eben Volksgericht hielt. Um ihn her saßen mehrere, mit aufgestreiften blutigen Armen, Waffen in der Hand. Sie lehnte sich an mich, und ich that, was ich vermochte, sie aufrecht zu erhalten. Unter den Richtern war Monneuse, ein Weinhändler, der hernach deportirt, und Dangers, der als Mitschuldiger von Robespierre in ein blutiges Hemde gekleidet, hingerichtet ward. Der Sekretär des Gefängnisses Fieffe that nur wenige Fragen an sie: „wie sie heiße? — was sie am Hofe für ein Geschäfft gehabt, — ob sie von einem Complott am Hofe wisse, und zuletzt fügte er hinzu: Schwören Sie Freyheit, Gleichheit, und Haß dem König, der Königin, und dem Königthum!“

„Ich bin bereit — erwiederte sie — Freyheit und Gleichheit zu schwören. Aber Haß gegen das königliche Haus kann ich nicht schwören, denn er ist nicht in meiner Seele.“

Augenblicklich that der Richter den Ausspruch: „Madame kann abtreten!“ Man weiß schon, was dieser Ausdruck bedeutete. Im Weggehen giebt er ihr gleichwohl — vielleicht um sie zu retten — den Rath, zu rufen: Es lebe die Nation! Aber bey dem ersten Schritt aus der Gefängnißthür erblickt sie die Zuckungen einiger Sterbenden, die man eben ermordet hat, und tritt in Blut. Unwillkührlich ruft sie aus: Welche Gräuel! (Ah! quelle horreur!) Dieß war das Signal, den Pöbel aufzubringen. Man dringt auf sie ein. „Ich bin verloren!“ Dieß waren ihre letzten Worte. Die Henker

ſchleppten ſie fort. Sie verlor die Sinne. Ein paar Stimmen riefen furchtſam und leiſe: Gnade! — Man zögerte einen Augenblick. Zwey Mörder, unter denen Nikolas war, hielten ſie unter den Armen. Ein dritter zuckt ſeinen Säbel nach ihrer Haube, um ſie abzureißen, aber halb trunken, verwundet er ſie mit der Spitze über den Augen. Sie blutete; die Haube fiel zu Boden, und ihr ſchönes Haar fiel auf ihre Schultern herab. In dem Augenblick verſetzte ihr der Tambour Charlot (den ſeine Kameraden ſpäterhin bey der Armee ermordeten,) einen Schlag auf den Kopf mit einem Knotenſtock. Sie ſinkt betäubt zu ſeinen Füßen. Zwanzig andere Ungeheuer werfen ſich über ſie, und enden mit Piquenſtichen ihr Leben. Man ſchleppt den Leichnam auf einen Haufen andrer Getödteten in die Rue St. Antoine. Man reißt ihr die Kleider ab. Ein gewiſſer Griſon — der im Jahr 1791 zu Troyes als Anführer einer Räuberbande enthauptet iſt, — trennt den Kopf vom Körper, trägt ihn zu einem benachbarten Weinhändler, ſetzt ihn in den Laden, und zwingt den Kaufmann, ihm und ſeinen Genoſſen Wein zu geben, und mit ihnen zu trinken. Ein andrer zerfleiſchte die Bruſt. Charlot reißt das Herz aus dem Körper, und bringt es ebenfalls in den Weinladen. Als der Beſitzer ſeinen Schmerz merken läßt, zwingt man ihn auf die aufgehäuften Leichen in der Nähe ſeines Hauſes zu treten, und zu rufen: Es lebe die Nation! — Als er zurück kommt, ſind die Ungeheuer weg, und mit ihnen das Geld in ſeiner Kaſſe. Man trägt itzt auf einer Pique das Haupt umher.

Den zerstümmelten Körper schleppt man an einem Seil durch die Straßen Unterwegs kommen sie an das Haus, wo eine junge sehr liebenswürdige Kammerfrau der Königin wohnte. Sie drangen in ihr Zimmer, und zeigten ihr das wohlbekannte Haupt, an dem selbst der Tod die Schönheit und das Edle der Bildung nicht vertilgt hatte. Sie fiel bey dem Anblick in Zuckungen, und starb acht Tage darauf, ohne ihrer Sinne wieder mächtig geworden zu seyn. Von da ging man geradesweges nach dem Tempel. Charlot trug den Kopf, Grison das Herz und andere Theile des Körpers zerfleischt mit unerhörter Schamlosigkeit. Die Wache ließ sie ungehindert ein. Doch trug sie Bedenken, dem nachströmenden Volk den Zugang zu öffnen. Einer aus seiner Mitte drang bloß darauf, daß man die Piquenträger in das Innere des Hofes lassen sollte, damit — wie er sich ausdrückte — die Urheber alles Unglücks sähen, welche Opfer sie zu verantworten hätten.

Die königlichen Gefangenen hatten nicht die mindeste Nachricht von dem Schicksal ihrer treuesten Freundin. Bloß der Gedanke an ihre völlige Unschuld beruhigte sie einigermaßen. Auf einmal traten einige Commissairs in das Zimmer, wo die Familie versammelt war, und hinterbrachten, daß es unmöglich gewesen, dem Verlangen des Volks zu widerstehen, welches die traurigen Ueberreste der Prinzessin Lamballe überbrächte. Die Königin erbleichte, und sank auf ihren Stuhl zurück. Die Prinzessin Elisabeth und die Kinder flohen in die Tiefe des Zimmers. Der König blieb, wie immer, standhaft, und erwiederte, „man habe wohl

gethan, keine Gewalt gegen das Volk zu gebrauchen.“ Indeß zog man vor dem Fenster vorüber, ohne daß jemand den schrecklichen Anblick zu sehen gezwungen ward.

Der Zug ging von da nach dem Palais Royal. Der Herzog von Orleans setzte sich eben mit seiner Maitresse, Madame de Buffon, und einigen Engländern zu Tisch, als der Kopf dem Fenster gegenüber war. Er stand ruhig auf, betrachtete ihn einige Zeit, und setzte sich dann eben so ruhig nieder. Ein Bedienter hat erzählt, er habe doch die Farbe verändert, und ausgerufen: „Die Unglückliche! Hätte sie mir gefolgt, es wäre dahin nicht gekommen.“

Man streifte noch durch mehrere Quartiere der Stadt. Es wurden von den Freunden des Penthievreschen Hauses allerley Versuche gemacht, die theuren Ueberreste zu retten, aber vergebens. Ohnweit der Hallen bemächtigte sich ein Fleischer des Herzens, zerhackte es, und bot es aus. Da sich niemand fand, warf er es den Hunden vor. Endlich warf man Haupt und Körper auf einen Haufen Ermordeter, der im Gerichtshofe des Chatelet lag, der hernach auf Karren nach dem Steinbruche von Mont-Rouge abgeführt ward. Da liegt die Asche der schönsten, liebenswürdigsten und edelsten Frau, unerkannt, und mit der Asche würdiger und unwürdiger Opfer einer Revolution vermischt, von der die Geschichte kaum ein gleiches Beyspiel erlebt hat.

Der Herzog von Penthievre stand nicht wieder von seinem Lager auf. Das Schicksal seiner theuren Lamballe warf ihn in einen Zustand von Betäubung, und er folgte ihr in kurzer Zeit, von der allgemeinsten Verehrung begleitet, in das Land der ewigen Ruhe.

Inhalt

des sechsten Bandes drittes Stück.

VIII. Richard Savage. Vom Herrn Hofrath Eschenburg in Braunschweig. (Beschluß.) 243

IX. Marie Therese Louise von Carignan, Prinzessin von Lamballe. Von einem Ungenannten. 327

XVI
XVII
XVIII

Der
Biograph.

Sechsten Bandes. Viertes Stück.

Halle, in der Waisenhaus-Buchhandlung 1808.

Von dieser Zeitschrift erscheinen jährlich wenigstens acht, höchstens zwölf Stück, brochirt, in farbigem Umschlag. Vier Stücke machen einen Band von wenigstens 1 Alph. 8 — 10 Bogen. Der Preis des ganzen Bandes von vier unzertrennlichen Stücken ist 1 Rthlr. 16 Gr. oder 3 Fl. wofür man ihn durch alle Buchhandlungen bekommen kann.

Der Biograph liefert in steter Abwechslung theils längere, theils kürzere Biographien merkwürdiger Menschen aus allen Ständen, deren Namen Kronos auf seine Zeittafel der drey letzten Jahrhunderte eingeschrieben hat. Mit eigentlichen Biographien wechseln von Zeit zu Zeit historische Abhandlungen, die mit der Biographik in enger Verbindung stehn, Beurtheilungen und kurze Auszüge aus neu erscheinenden biographischen Werken, so weit sie den Zeitraum, welchen sich der Biograph gesetzt hat, betreffen. Jedem Stück folgt ein historischer Anzeiger, welcher die im Lauf des Jahrs vorgekommenen Todesfälle solcher Personen enthalten soll, die auf irgend eine Art verdienen, von der achtsamen Muse der Geschichte auf ihrer Tafel für den künftigen Biographen des neunzehnten Jahrhunderts angemerket zu werden.

Ein literarischer Anzeiger wird als Beylage gratis ausgegeben, worin neue Bücher von den Herrn Autoren und Verlegern bekannt gemacht werden können. Bekanntmachungen, die nicht über 12 Zeilen betragen, kosten 8 Gr. oder 36 Kr. rhein. Längere zahlen für die Zeile 9 Pfen. oder 3 Kr. Die Anzeigen werden portofrey nebst den Einrückungskosten an die Verlagshandlung eingesendet, wofern man nicht mit ihr in Rechnung steht.

---

ist lit univ. de vit eoud gen
~~154~~. 553.

X.

Arcangelo Corelli.

Geb. 1653. Gest. 1713.

Italien war von jeher eine fruchtbare Mutter ausgezeichneter Künstler. Auch das musikalische Genie fand unter diesem reinen lieblichen Himmel, unter den Einflüssen einer hier in alle Volksklassen verbreiteten und an allen Orten vernehmlichen Freude und Lust an Tonkunst und Gesang, einer vokalreichen und melodischen Sprache, so wie durch die Begeisterung eines religiösen Cultus, der sich hier so gern der Beyhülfe würdiger musikalischer Begleitung bedient — eine leichtere und schnellere Entwikkelung, als in vielen andern Ländern. Nur eines Anstoßes, nur einer Reibung bedurfte es, und der inwohnende Funke zeigte sich bald in heller und erwärmender Flamme. So war es bey Corelli, der in der Geschichte der Musik einen nicht gewöhnlichen Rang behauptet.

Er wurde zu Fusignano, einer Stadt nicht weit von Imola im Gebiet von Bologna — gebohren. Schon frühzeitig ließ sich, so oft musikalische Töne in sein Ohr

musikalischen Bildung hinaufgeschwungen, die Alles in Erstaunen setzte.

Im Jahre 1680 unternahm er eine Reise nach Deutschland. Sein berühmtes Talent auf der Violine, so wie seine viel verbreiteten trefflichen Compositionen, verschafften ihm bey allen Fürsten, deren Höfe er besuchte, die günstigste Aufnahme. Besonders bemühte sich der Churfürst von Bayern, in dessen Dienste er sich begab, und an dessen Hofe er einige Jahre verweilte, ihn auf immer für seine Capelle zu gewinnen. Allein er kehrte, nachdem er etwa fünf Jahre auswärts zugebracht hatte, wieder nach Rom zurück. Von seinem Mutterlande, von seinen Freunden, von dem genialischen Leben der Kunst, das er nur in Rom so führen konnte, vermochte sich Corelli nie auf lange Zeit zu trennen.

Am wenigsten durfte es jetzo (1686.) fehlen, wo sich eine Menge herrlicher Feste an einander reiheten und jedes beynah, durch Musik glänzender und sinnvoller werden sollte. Der König von England, Jakob II., dem es daran gelegen war, eine nähere Verbindung mit dem Papst Innocenz XI. anzuknüpfen und zu unterhalten, schickte um diese Zeit eine Prachtvolle Ambassade nach Rom. Der Graf von Castlemaine war an ihrer Spitze. Unter den Festen, die bey dieser Gelegenheit gegeben wurden zeichnete sich besonders eines aus, welches die schwedische Königin Christine, (die damals eben die ihr zu schwer gewordene Königskrone niedergelegt und ihren Wohnplatz in

Rom genommen hatte,) veranstaltete, und welches den Römern lange Zeit unvergeßlich blieb. Es wurde durch ein musikalisches Schauspiel von allegorischer Deutung verherrlicht, dessen Verfasser ein braver Dichter Aleßandro Guidi von Verona war. Die musikalische Ausführung und Dekoration rührte von dem berühmten Bernardo Pasquini her.

Corellis Virtuosität auf der Geige, die sich bey solchen Gelegenheiten in dem hellsten Licht zeigte und von vielen Tausenden bewundert ward, machte seinen Namen durch ganz Europa groß. Ein kompetenter Urtheiler, Gazyarini, nannte ihn „Virtuosissimo di Violino e vero Orfeo dé nostri tempi, d. h. den ersten Violinspieler und den wahren Orpheus unsrer Zeit.“ — Er wußte sein Instrument mit tiefer Einsicht und einer unglaublichen Fertigkeit zu behandeln. Sein Studium der allgemeinen Musik, sein richtiger Geschmack, sein warmes Gefühl — Alles dies vereinigt und auf die Behandlung eines so dankbaren Instruments angewandt und zusammenwirkend, mit seinem hohen natürlichen Talent zusammengenommen, mußte ihn nothwendig etwas ganz Einziges hervorbringen lassen. Jene nicht unbekannten Sprünge und tändelnde Verzierungen, wodurch die große Menge der Violinspieler den Beyfall des Haufens der Zuhörer zu erhaschen sucht, waren ihm fremd. In Corellis Spiel war Einheit und Charakter. Damit stimmen die Urtheile aller gleichzeitig lebenden Kenner des Instruments zusammen.

Sein Vortrag war eigenthümlich, voll Anmuth und voll Ausdruck; sein Ton fest und gleich. Geminiani, der diesen Ton sehr gut kannte und studirt hatte, pflegte ihn, was die Reinheit und das immer kräftige Leben anbetrifft, mit einer lieblichen Trompete zu vergleichen. — Während Corelli spielte, lebte der ganze Mann. Seine Gesichtszüge veränderten sich, sein Auge wurde feurig, ja zuweilen bewegten und rollten sich die Augäpfel beynah krampfhaft. So sehr arbeitete, indem er die Geige in der Hand hielt, sein ganzes innres Wesen, so sehr war sein großes Spiel Seele und Geist, daß der innere Drang, die Bewegung des geregten und erhöhten Gemüths sich auch in dem Spiegel des Inwendigen, in dem Gesicht deutlich erkennen ließ.

Kaum in irgend einer andern Periode war die Oper zu Rom in größerer Vollkommenheit, als damals (1690). Pasquini war der nie ermüdende und immer neue Erfinder großer oder doch anziehender musikalischer Compositionen. Und nie wurden sie von dem Orchester ausgeführt! Drey der ersten musikalischen Genies jener Zeit waren in demselben vereinigt. Pasquini selbst dirigirte das Ganze an den Flügel, Corelli stand an der Spitze der Violinen, Gaetani spielte die Laute.

Unter den vielen Gönnern oder Freunden, die sich Corelli durch seine Kunst erwarb, stand in Rom der Cardinal Ottoboni oben an, ein großer Beschützer der Dichter und Musiker. Corelli war es, (nach Crescembeni's

Angabe,) welcher jene berühmte musikalische Akademie einrichtete und leitete, die alle Montag Nachmittag in dem Ottoboni'schen Pallast gehalten wurde. Hier war der Sammelplatz ausgezeichneter Künstler und die Bildungsschule für aufblühende Genie's. Hier lernte auch Händel unsern Corelli kennen. Man erzählt, daß in dieser Akademie einst die Serenate von Händel, il Trionfo del Tempo („der Triumph der Zeit") aufgeführt wurde, deren Ouvertüre in einem so originellen und abweichenden Styl geschrieben war, daß dem Corelli der erste Versuch, sie vorzutragen, mißlang. — Dies wird dem nicht wunderbar scheinen, der Corelli's und der Händels Musik kennt. —

Corelli war bis in sein Alter der Liebling des römischen Publikums und die Zierde der dortigen Concerte. Um seine Violine, die in seinen Händen lebte, sammelten sich so oft er sie öffentlich spielte, Schaaren von Bewunderern und Verehrern. Man feyerte ihn und sein Spiel durch Canzonen und Gemälde, — und Fürsten und Cardinäle drängten sich an ihn. — Seine Compositionen verbreiteten einen bessern musikalischen Geist bis in die entferntesten Gegenden. — Man reiste nach Rom, nur um den ersten lebenden Violinspieler der Welt zu hören. —

Wir können diesen bezaubernden Violinspieler nicht mehr hören; aber der Geist, der tiefdringende musikalische Geist des Künstlers liegt in Corellis Werken vor uns. Durch seine Sonaten und Concerte wurde er gleich-

sam Schöpfer neuer Harmonieen, zumal für sein Instrument. Würde und Großheit, Wohllaut und Gefühl sprechen aus allen seinen Compositionen hervor. Corellis Name macht Epoche in der Geschichte der Italiänischen Musik. Große Künstler, die nach ihm auftraten, haben dankbar gestanden, daß sie in seinen Sonaten eine heilsame Schule für den strengern Styl, gefunden hätten, und daß seine Concerte eine scharfe Prüfung den feinen und geübtern Violinisten bleiben würden.

Zu Rom — an demselben Ort, wo Corellis seltne Kunst durch den seltensten Erfolg gekrönt war und wo er zugleich den größten Theil seines Künstlerlebens gelebt hatte, erreichte er das Ziel seiner Bahn. Er starb sechs Wochen nach der Herausgabe seines sechsten großen Werks, d. i. den 18ten Januar 1713. — Seine Gebeine ruhen im Pantheon, in der ersten Kapelle zur linken Seite des Eingangs. Darüber erhebt sich ein Monument mit einer marmornen Büste, das ihm zu Ehren auf Kosten Philipp Wilhelms, Pfalzgrafen am Rhein, unter der Aufsicht und Leitung des Cardinal Ottoboni errichtet ist. Die dankbaren Mitbürger ehrten lange Jahre nach seinem Tode noch das Gedächtniß dieses großen Tonkünstlers durch Aufführung einer feyerlichen Musik im Pantheon an seinem Sterbetage. Ein Reisender, der im Jahr 1730. Zeuge dieser Todtenfeyer war, erzählt, daß man dabey das dritte und achte der Corellischen Concerte gespielt und daß man unter dem sehr zahlreich besetzten Orchester

viele gewesene Schüler des Componisten gesehen habe. Man gab, setzt er hinzu, diese Concerte in einer langsamen, deutlichen und festen Manier, ohne Verzierung und gerade so, wie sie geschrieben sind. Er schließt daraus mit Recht, daß dieß die Weise war, worin sie Corelli selbst spielte, — einfach und ernst.

Er hinterließ ein nicht unbeträchtliches Vermögen von ungefähr dreyßig tausend Thalern. Noch war er im Besitz eines kostbaren Schatzes, nämlich einer großen und erwählten Sammlung von Originalgemälden. Selbst Liebhaber und Kenner guter Gemälde, war er überdem ein intimer Freund zweyer berühmten Maler, des Carlo Cignani und des Carlo Maratti. Beyde bewarben sich wechselsweise um Corellis Gunst. Auch schenkten sie ihm von Zeit zu Zeit ausgesuchte Gemälde, sowohl von andern Meistern, als von ihrer eignen Arbeit. So hatte sein Cabinet an ihnen eben sowohl Erhalter, als Richter. Zum Erben seines sämmtlichen Nachlasses setzte Corelli seinen Freund, den Cardinal Ottoboni, ein. Dieser nahm nur die Gemäldesammlung an, vertheilte aber das baare Vermögen unter die Verwandten des Verstorbenen.

Corelli vereinigte in seinem Charakter eine liebenswürdige Sanftheit und Bescheidenheit mit einem richtigen Bewußtseyn seines Werths. Die sehr natürliche Eigenheit großer Virtuosen, daß sie bey denen, vor welchen sie spielen, eine Schätzung ihrer Kunst voraussetzen und die Aeußerung derselben mindestens durch ein ruhiges Zuhören

und Entfernung alles störenden Geräuschs — beynahe zu fordern scheinen, nahm man auch an ihm wahr. Er spielte einst ein Solo bey dem Cardinal Ottoboni. Da er bemerkte, daß sich dieser während dessen mit irgend Jemanden in ein Gespräch einließ, legte er sein Instrument sogleich nieder. Da man ihn um die Ursach fragt, erklärt er, daß er fürchte, jenes Gespräch durch seine Musik zu stören. — Dies ist nicht, wie man es oft nennt, Eigensinn, sondern eine, wenn auch hart scheinende, doch rechtmäßige und verzeihliche Aeußerung des Unwillens über eine unerwartete Vergessenheit derer, denen man Sinn und Liebe für Kunst und ihre Bestrebungen zutrauen darf. Man soll einen Künstler nie mit dem gemeinen Handwerker verwechseln und ist darum verbunden, vor einem Virtuosen sich anders zu betragen, wie vor dem Geiger, der in der Bauernschencke aufspielt. — Als Gegenstück hiezu ein Beyspiel von Corellis Sanftmuth. Wir erzählten oben, daß er ein Stück von Händel nicht sogleich und auf den ersten Blick richtig vortragen konnte. Händel gab ihm darauf nähere Anweisung, wie er sich das Spielen seiner Musik erleichtern könne. Gleichwohl konnte Corelli noch nicht damit fertig werden. Händel nach seiner gewöhnlichen anmaßenden und vorschnellen Art, riß ihm das Instrument aus der Hand und spielte jene schwierigen Stellen selbst. Corelli ließ sich durch diese Hitze nicht aus seiner sanften Fassung bringen; er gestand Händeln seine Meisterschaft zu und sagte ganz gelassen: „mi caro Sasso-

ne, queſta Muſica é nel ſtilo franceſe, di ch'io non m'intendo," d. h. „mein lieber Sachſe, dieſe Muſik iſt im franzöſiſchen Styl, auf den verſtehe ich mich nicht." —

Die ſich immer gleiche Einfachheit Corellis, in ſeinem Aeußern und in ſeinem Hausweſen, ward zuweilen verkannt. Wenn er in einer gewöhnlichen ſimpeln Kleidung, meiſt in einem ſchlichten blauen Oberrock erſchien, wenn er gern zu Fuß ging und ſich nur im Nothfall einer Kutſche bediente, — ſo legte man ihm dies als übertriebne Sparſamkeit aus. Man war unvermögend, hierin die Geradheit des Künſtlers zu erkennen, der, je mehr er in der innern Welt ſeiner künſtlerreichen Schöpfungen und Ideen lebt, einen deſto geringern Werth auf leere Aeußerlichkeiten legt, die freylich oft genug die immer wiederkehrenden Wendepunkte in dem Leben gemeiner Menſchen ausmachen. — Corellis Geſichtszüge in ſeinem Bildniß *) verrathen deutlich dieſes Offne und Ernſte, dieſes Geſammelte in ſich ſelbſt, wie es dem ächten Künſtler anſteht.

Gleichwohl war ihm Heiterkeit und ſelbſt fröhliche Laune gar nicht fremd, Zum Beweiſe deſſen erzählen wir dem Leſer noch eine Anekdote. — Strunck, ein

*) Man findet es in Hawkins vorher angezognet Hiſtory of Muſik, ſo wie in dem Univerſal-Magazine. April 1778. nach einem Originalbilde des Hugh Howard, in Kupfer geſtochen.

berühmter Violiniſt des Kurfürſten Ernſt Auguſt von Hannover, war kaum in Rom angelangt, als er ſich eifrig bemühte, Corellis Bekanntſchaft zu machen. Es gelang ihm. Er läßt merken, daß er ein Muſikus ſey. — „Welches Inſtrument ſpielen Sie?“ fragt Corelli. „Das Clavier,“ antwortet Strunck, „und ein wenig die Violin; ich würde mich ſehr glücklich preiſen, Sie auf dieſem Inſtrument ſpielen zu hören.“ Corelli willigt ein und ſpielt ein Solo, wozu Strunck auf dem Clavier begleitet. Nachher nimmt dieſer ſelbſt die Geige und fängt an ganz nachläſſig darauf zu ſpielen. Corelli bemerkt, daß ſein Strich gut ſey und er nur mehr Uebung brauche. Sogleich ſetzt Strunck die Violine in Stimmung und ſpielt, nach ſeiner Art meiſterlich daran. „Herr,“ bricht Corelli aus, „ich heiße Erzengel“ (Arcangelo war ſein Vorname,) „aber Sie, wahrhaftig, ſind auf der Geige ein Erzteufel.“

XI.

Johann Christoph Gottsched.

Geb. den 2. Febr. 1700. Gest. den 12. Decemb. 1766.

Jedes Streben nach einem vorgesetzten Ziele, zu dessen Erreichung das ergriffene Gemüth alle Kräfte der Seele aufbietet, jede Abweichung von der alten vorgeschriebenen Bahn, und ein muthiges Betreten der Neuen, erregt so wie jede Kraftäußerung die Theilnahme der Mit- und Nachwelt. Führt denn auch der neue Weg um nichts näher, entspringt gleich kein offenbarer Gewinn für den gegenwärtigen Augenblick durch sein Eröffnen, so erweckte die neu eingeschlagene Bahn doch Untersuchungen und regte die Gemüther der Zuschauer auf, wo denn im Kampfe zwischen dem alten Herkommlichen und dem Neuen, im Streite und Gegenstreite, wieder neue Ideen entstehen, und ein kälterer Forscher neue Resultate hervorzieht; denn unbegränzt ist das Reich des schaffenden Geistes, er durchforscht alle Höhen und Tiefen, erklimmt diese, erfaßt jene, und baut sich frey von den Fesseln der körperlichen seine eigene Welt, sein eigenes Reich.

Auch der Mann, dem nachfolgender biographischer Versuch gewidmet ist, den die Nachwelt, wiewohl nicht unbefangen und partheylos, nur mit hämischen Seitenblicken nennt; auch er hatte den Muth durch seine Bestre-

bungen eine neue Periode im Felde der schönen Litteratur und Sprachkunde begründen, so wie in mehreren Fächern des Wissens herrschen zu wollen, und seinen einmahl eingeschlagenen Weg mit eiserner Beharrlichkeit und Consequenz gegen rüstige und talentvolle Gegner zu vertheidigen und zu verfolgen. Da er aber mehr nie ermüdenden Fleiß und guten Willen als Genie und Geschmack hatte, um durch diese seine Bestrebungen sich zum Range eines klassischen Schriftstellers und tiefen Denkers zu erheben, so war sein Ansehen nur vorübergehend, konnte nie festgegründet und bleibend, so wie der Nation und dem gesammten Reiche des Wissens heilbringend, erleuchtend seyn. Aus diesem Grunde, und weil auffallende Fehler sein litterarisches Leben zu keinem fehlerfreyen machten, hat man seine wirklichen Verdienste um die Litteratur seines Vaterlandes zu sehr leidenschaftlich herabgesetzt, unter die Anzahl des Mittelmäßigen und Schlechten das Gute mit verworfen, und es unbeobachtet gelassen, daß er dennoch, trotz seiner geringen productiven Kraft und der Kälte seines Gemüthes, im Ganzen mehr genutzt als geschadet hat. Und so werde dann die Licht- und Schattenseite dieses Mannes, der so viele Köpfe auf Sprache, Litteratur und Regelmäßigkeit aufmerksam machte, so viele für diese geweckt, ge- und oft auch verbildet hat, der von einer Seite erhoben, von der anderen tief verworfen wurde, und die ganze Republik der Gelehrten in Aufruhr zu bringen vermochte, hier aufgestellt, eine Erinnerung an das was er leisten wollte, und

wirklich geleistet hat, an seinen guten Willen und die Folgen seiner Bestrebungen beygebracht, und er selbst unpartheyisch, wie es der Geschichte, dieser ernsten Richterin, gebühret, gerichtet.

Eine Meile von Königsberg in Preußen ward Gottsched den 2ten Februar 1700. zu Juditten, einem Kirchdorfe, gebohren. Von seinem Vater, dem dortigen Prediger, einem gebildeten Manne, allein unterrichtet, bezog er schon mit Vorliebe für Dichtkunst in der jugendlichen Brust erfüllt, 1714. die nahgelegene Universität. Hier sollte er sich zum künftigen Theologen bilden, daher er denn mehrere theologische Collegia hörte, häufiger aber Philosophie und schöne Wissenschaften unter Rhode und Pietsch studierte. Näher mit dem academischen Leben bekannt, ward der Wunsch in ihm rege sich diesem ganz zu widmen, daher er denn den 1sten April 1723. Magister der Philosophie wurde, und sich im Julius desselben Jahres habilitirte. Sein Fleiß, mehrere Gedichte und Aufsätze in denen ein nicht ganz gewöhnliches Gemüth, so wie ein sichtbares Streben nach Verbesserung des damals so tief gesunkenen Geschmacks hervorleuchtete, hatte ihm einen, freylich etwas frühreifen, Namen verschafft, der denn auch, als er Königsberg, wegen der Gefahr seiner ansehnlichen Größe, um nicht Kriegsdienste nehmen zu müssen, im Jahre 1724. verließ, um in Leipzig Vorlesungen zu halten, durch schriftliche und mündliche Empfehlungen dahin vorangegangen war. An diesem neuen Wohnort setzte er nun,

von dem Hofrath und Professor Joh. Burkard Mencke in das Haus aufgenommen und unterstützt, seine akademische Laufbahn fort, die, da seine Vorlesungen über schöne Wissenschaften häufig besucht wurden, glänzend begann. Auch war es natürlich daß sie Beyfall finden mußten, denn nicht allein die Art des Vortrags, sondern das Vorgetragene selbst wich von der damals gebräuchlichen Methode durchweg ab. Jener von Lohenstein, Hoffmann, Waldau, Weisse und andern eingeführte schwülstige Stiel, der unter einem Schwall von Wörtern, auf Seitenlangen Perioden wenig sagte, immer nur in Bildern redete, die oft zu kaum zu enträthselnden Hieroglyphen wurden, und um desto häufiger Nachahmer fand, weil sich unter ihm Leerheit und Oberflächlichkeit so leicht verbergen, und ein gewisses Ansehn durch ihn sich geben ließ, als ob unter dem Gesagten doch viel läge; die im Geschäftsstiel so wie im gemeinen Leben durchweg eingeführten Gallicismen, verbannte Gottsched ganz, denn deutsch, zusammenhangend, vernünftig war der Vortrag seiner Vorlesungen, welche dadurch noch interessanter wurden, daß der Redner mit einem Selbstvertrauen, welches innere Kraft bewies, viele seiner Belege von sich selbst hernahm.

Neben diesen akademischer Beschäftigungen verfolgte überdem Gottsched auch seine bereits angefangene schriftstellerische Laufbahn, indem er 1725. seines Königsberger Lehrers, Joh. Valentin Pietsch, Gedichte herausgab und eine neue Wochenschrift, die vernünftige Tadlerinn, anfing.

Doch

Doch dem feurigen jungen Mann, dem jetzt von allen Seiten Lobeserhebungen zuströmten, und der sich schon in so kurzer Zeit von einem Kreise studirender Jünglinge und Lobredner umgeben sah, war der für seine Kräfte schon bedeutende Wirkungskreis noch viel zu klein, daher er ihn zu vergrößern suchte, um, was doch in einigen Jahren, so wie durch ihn allein sich nicht erlangen ließ, gänzliche Umformung der Sprache und Poesie, zu bewirken. Zu diesem Ende war daher Gottsched, gleich nach seiner Ankunft in Leipzig, ein Mitglied der damaligen poetischen Gesellschaft geworden, die denn auch bald durch seine thätigen Bemühungen, so wie durch die in Gang gebrachten neuen Ideen und die kräftige Unterstützung der drey Magister J. F. May, Sam. Seidel, und J. G. Haman, sich zu einem noch nie gewesenen Glanze erhob, und von Gottsched, welcher 1726. zu ihrem Vorsteher ernannt worden war, das folgende Jahr weit zweckmäßiger eingerichtet in eine deutsche verwandelt wurde. Sie sollte nun dem Unwesen der eckeln Sprachmengerey mit Macht entgegen wirken, die Deutschen mit Ernst anmahnen deutsch und klar zu schreiben, und mit Liebe und Vertrauen, an die Ausbildung der Sprache selbst zu gehen.

Doch noch größeres Aufsehen als seine Vorlesungen, und die gänzliche Umgestaltung der erwähnten Gesellschaft, noch weit heftiger und schneller verbreitete und machte Gottscheds Nahmen bekannter, die unmittelbar von ihm unternommene Bemühung zur Verbesserung des guten Ge-

schmacks, da sie auf einen größern Kreis von Menschen wirkte, als die um Verbesserung der Sprache, und allgemeiner in das Leben und Treiben des Menschen griff, indem seine Umgestaltung zuerst vom Theater und der Verbesserung desselben ausgehen sollte. Schon als Gottsched 1724. nach Leipzig kam, besuchte er das dasige Theater, und machte mit dem Directeur desselben, einem gewissen Hoffmann, Bekanntschaft. Sowohl unsinnige als anstößige Possenreissereyen, Harlekinaden, oder Haupt- und Staatsactionen, die ohne Beobachtung irgend einer Regel, so wie mit Verletzung alles Costums abgespielt wurden, ergötzten damals das deutsche Publikum. Es schlug daher Gottsched vor des Gryphius Tragödien und dessen Horribilicribrifax vorzustellen, so wie er selbst Fontenells übersetzten Endymion, mit eingelegten lustigen Scenen, zur Aufführung anbot; die aber beyde aus dem Grunde abgewiesen wurden, weil die Theaterkasse zu sehr durch Vorstellungen der Art, die dem Publiko schwerlich gefallen würden, verlieren möchte. Keinen Widerspruch erwartend, fing daher Gottsched, dessen Stolz aufgeregt wurde, die Angelenheiten des deutschen Theaters noch eifriger zu betreiben an, daher er den laut und allgemein sich gegen den damals herrschenden Geschmack erklärte, und die Franzosen als die einzigen der Nachahmung würdigen Muster empfahl. So vergingen einige Jahre als es ihm, der nie einen Plan aufgab, und mit fester Beharrlichkeit stets denselben befolgte, 1728. gelang, seine so oft empfohle-

nen Grundsätze geltend zu machen, und in der Erfahrung seine aufgestellte Theorie zu bewähren. Friederike Caroline Weissenborn, verheirathet an den Schauspieler Joh. Neuber, kam nämlich mit der ihm untergebenen Gesellschaft nach Leipzig, mit Talenten, unternehmendem Geiste und Thätigkeit ausgestattet, konnte es nicht fehlen daß sie Gottscheds Anerbietungen annahm, um doch wenigstens einen Versuch zu wagen, der von einem damals schon so berühmten Manne herkam, von ihm mit so vieler Zuversicht empfohlen wurde, der im Falle des Gelingens ihr Ruhm und Einkommen, im Falle des Mißlingens aber wenig schaden konnte. So ward den endlich der Regulus des Pradon nach einer alten Uebersetzung des Bressand, in gereimten Alexandrinern, die König einigermaßen ausgefeilt hatte, auf die Bühne gebracht. Da es Gottsched an Empfehlungen nicht hatte ermangeln lassen, da er selbsten das Costume angegeben, so ward diese erste Vorstellung, zum Theil auch ihrer Neuheit wegen, so wie mehrere der nachfolgenden häufig besucht. Nun folgten bey so glücklichem Anfange mehrere Uebersetzungen der Art, ja Gottscheds Triumph stieg auf das höchste als es ihm gelang auf dieses jetzt ganz nach französischen Zuschnitt eingerichtete Theater 1731., ein ursprünglich deutsches, von ihm selbst verfertigtes Original, nämlich seinen sterbenden Cato, zu bringen, und dieses, nachher zehnmal aufgelegte Stück, allenthalben mit dem größten Beyfall aufgenommen wurde. Jetzt schien ihm von dieser Seite der alleinige Weg, um

um auf das Publikum zu wirken, errungen zu sey, ja er fühlte sich, der von ihm damals schon gewünschten Alleinherrschaft im Reiche des Geschmacks, schon um vieles näher gerükt.

Indessen dürfte, trotz dieser damals so allgemeinenes Aufsehen erregenden Neuerung, Gottscheds Verdienst um Verbesserung des deutschen Theaters, dem um Verbesserung der deutschen Sprache, durch die von ihm so gut als neu begründete deutsche Gesellschaft, und die nachherigen in dieser Absicht unternommenen Arbeiten, bedeutend untergeordnet seyn, indem es leider vom Mechanischen ausging, die enge kalte französische Regelmäßigkeit empfahl, und durch Uebersetzungen so wie durch Originale, die ganz denselben Geist athmeten, einheimisch zu machen suchte. Zwar verbannte er den freylich oft plumpen Harlekin und machte die Bühne regelmäßiger, aber mit ersterem auch den oft körnigten Witz desselben, und die in den damals extemporirten Possen herrschende Originalität, statt deren er der Bühne einen fremden, ihr keinesweges anpassenden Charakter, den der Franzosen, einzuimpfen sich bestrebte. Sein mit so vielem Eifer und Anstrengung gethaner, von ihm so hoch angerechneter Schritt, (man sehe den Anhang zur zehnten Ausgabe des sterbenden Cato. Leipzig 1757. 8. und seinen nöthigen Vorrath zur Gesch. der deutschen dramat. Dichtkunst. Th. 1. S. 314.) bewirkte also höchstens das Gute, daß die Deutschen mit der Litteratur der Ausländer bekannter wurden, und einsahen daß man mehr als

die bloße Sprache von ihnen erlernen könne und zu erlernen habe, um die aufgestellte und empfohlene Muster zu erreichen, die, obgleich Gottscheds und seiner Freunde Uebersetzungen mittelmäßig, doch unendlich besser als Chr. Weisses, Henricis (Picander) und Hunolds elende und damals auf dem Theater gangbare Originale waren. Auch trat derselbe Fall bey Gottscheds eigenen Arbeiten ein, die so kalt sie auch immer waren, doch eine Lücke bey dem damaligen Zustand der dramatischen Litteratur ausfüllten, die einen, wenn auch nur kleinen Schritt zur Besserung bewirkte.

1729 reisete Gottsched, zur weiteren Ausbreitung seiner Bekanntschaften und mit Ruhm gekrönt, über Wittenberg und Berlin zu den Seinigen nach Preußen, und von da über Lübek und Hamburg nach Leipzig zurück, wo er bald nach seiner Ankunft 1730. vom Könige von Polen zum außerordentlichen Professor der Dichtkunst ernannt, 1734. ordentlicher Professor der Logik und Methaphisik 1739. Collegiat des großen Fürsten Collegii wurde.

Während dieser Zeit trat er nun mit zwey Werken auf, die seinen schon so hoch erhobenen Namen, noch erhöhen, und die von ihm aufgestellten Grundsätze zur Theorie der schönen Künste und Wissenschaften fest und unumstößlich begründen sollten, nämlich mit seinem „Grundriß zu einer vernunftmäßigen Redekunst, mehrentheils nach Anleitung der alten Griechen und Römer entworfen, Hannover 1729. 8.“ und dem „Versuch einer kritischen Dicht-

kunst für die Deutschen, darin erstlich die allgemeinen Regeln der Poesie, hernach alle besonderen Gattungen der Gedichte abgehandelt und mit Exempeln erläutert werden, überall aber gezeigt wird, daß das innere Wesen der Poesie in einer Nachahmung der Natur bestehe. Leipzig 1730. gr. 8." eigentlich schon 1729.

Erwägt man nun die Zeit in welcher und für welche diese beyden Werke geschrieben, da Hübners poetisches Handbuch, Uhsens wohlinformirter Poet noch klassisch waren, Opitz vergessen, Lohenstein, Hoffmannswaldau nicht ihrer guten sondern gerade ihrer verfehlten Ansichten wegen erhoben, und letztere als klassisch anempfohlen wurden, so ist es wirklich zu vorschnell geurtheilt, Gottscheds kritische Dichtkunst ganz zu verwerfen, den Stab über sie, als über ein erbärmliches Werk, zu brechen, da es zu dieser Zeit immer Einsicht, Studium, Muth und Erhebung über ein Zeitalter erfoderte, um den allgemein betretenen Weg zu verlassen, um aus den Alten und Franzosen, welche beyde man beynahe ganz unbeachtet gelassen hatte, seine Beyspiele zu sammeln, auf sie ein freylich nach des Verfassers eigenes Geständniß (s. die Vorrede zur krit. Dichtkunst) nicht selbst erfundenes aber für die damalige Zeit doch neues, wenn auch entlehntes, System aufzubauen, welches alles auf den spärlichen, noch durch Batteux aufgestellten und von Rammler sogar vertheidigten Grundsatz zurückführte: Poesie sey Nachahmung der Natur. Ist dieser Grundsatz nun gleich nicht der richtige, führt er uns

gleich nicht ins hohe Reich der Ideale, und beschränkt den Flug des Geistes, indem er ihn an die gewöhnliche Natur kettet, die flache Wirklichkeit, die engen Begränzungen des Erdenlebens festzuhalten zwingt, daher er jetzt, und mit Recht, verworfen wird, so ist der Tadel den man Gottsched macht, als habe er durch Einführung desselben den Geschmack verdorben, ungegründet, weil er dieses nicht kann und wird, und es kann die Anweisung desselben höchstens nur zeigen, daß man in das innere Wesen der Poesie nicht eingedrungen, dasselbe nicht erkannt habe, und daß der hohe Genius der Dichtkunst selbst, nicht des Empfehlens Eigenthum war, ein Fall der bey Gottsched wirklich eintrat. Seine Verdienste um das Wiederaufleben der Kritik der schönen Wissenschaften durch Erscheinung dieser Werke sind daher freylich für die Folgezeit nicht von hoher Bedeutung gewesen, da die Grundsätze, die er anempfahl, bloß aus einer Sammlung entlehnter, noch dazu oft ziemlich pedantischer, Kunstregeln bestanden, die immer nur bey dem Zufälligen und Aeußern der Poesie stehen blieben, nie in das Wesen derselben eindrangen, weil er selbst viel zuwenig die hohe Würde der Poesie kannte und fühlte, um in die Kritik derselben tief und genealisch eindringen zu können, ja der Weg den er hierzu betrat schon ein von falschen Principien ausgehender war. Verdienstlich bleibt sein Werk indessen immer, da durch dasselbe manche gute, damals neue Idee in den Gang gebracht wurde, da es als erster gewagter Aufruf aufmerksam machte, und manchen für

schöne Wissenschaften weckte, obgleich es auf der anderen Seite eben so wenig zu läugnen, daß nur ein so verwöhnter Günstling die Menge, ein so auf seine eigenen Verdienste stolzer Mann, wie Gottsched, diese Werke als durchaus klassisch und unantastbar ansehen und empfehlen konnte.

Mit Erscheinung dieser Werke beginnt indessen für Gottsched ein neuer Zeitabschnitt, der nicht allein auf sein ganzes Leben, sondern sogar auf seinen Nachruhm vom größten Einfluß war. Durch sie schlug nämlich ein, freylich schon etwas früher angefangener Streit, zwischen ihm und den Schweitzern Bodmer und Breitinger, zur hellen Flamme auf, der eine Reihe von Jahren hindurch, mit Streitschriften aller Art, zur Schmach der Litteratur und derer die ihn führten, von beyden Seiten gleich seicht, plump und schlecht geführt wurde, und Gottscheds so lange allgemein anerkanntes Genie, so wie seinen Kennerruhm, merklich zum sinken brachte. Auch ging dieses ganz natürlich zu und konnte nicht anders kommen, da Gottsched wirklich kein so origineller Kopf war, und von seinen Gegnern übertroffen wurde, da seine herrschende Neigung, die Ehrsucht, der Stolz, der durch früheren Beyfall verstärkt worden war, bis jetzt unangetastet sich nicht auffallend äußern konnte. Erst als er angegriffen wurde, als man seinen Ruhm schmälern wollte, brach die Leidenschaft jedermann sichtbar hervor, und er faßte, im innersten der Seele von ihr ergriffen, jedes Mittel um sie die herrschende

nicht unterdrücken zu dürfen. So lange nun aber eine herrschende Neigung ohne Widerspruch vorherrscht, hat sie Aehnlichkeit mit dem Genie, indem sie alles nach ihrer Methode einrichtet, aus ihrem Gesichtspunkte erkennet, ordnet, verbindet, und wird daher oft für Genie gehalten, ein Fall der auch bey Gottsched eintrat, bis der Widerspruch seiner Gegner das Gegentheil zeigte, und bloß seine Ehrsucht nackt und bloß da stand, auf welche sich all sein Streben bezog.

Gleichzeitig mit Gottsched nämlich, wie er das allgemeine Bedürfniß einer Verbesserung und Umgestaltung der Kritik und schönen Litteratur tief empfindend, trat in der Schweitz J. J. Bodmer in Verbindung mit seinem Freunde J. J. Breitinger auf, um zu dieser Reform durch ihre Schriften alles beyzutragen. Beydes Männer von ausgezeichneten Talenten, von anhaltendem Fleiße, die ihre ganze Aufmerksamkeit dem Fortgange der deutschen Litteratur widmeten, konnten die Anmaaßungen Gottscheds bey tieferen Einsichten, nicht geduldig ertragen, und lehnten sich, obgleich sie auch nach der Alleinherrschaft strebten, gegen ihn, ihren eigenen Weg gehend auf. Ihre erste Schrift, um bey dem Publikum Eingang zu finden, war in Form einer Wochenschrift eingekleidet, und erhielt den Titel: Discurse der Mahler, Zürch 1721 bis 1723. 8. 4 Bände. Ohne Rücksicht auf das Lob, welches Gottsched in der von ihm herausgegebenen Wochenschrift der Tadlerinn, diesem Werke ertheilt hatte, sandten sie, durch

einige fehlerhafte und unzureichende Erklärungen der Leipziger Kritiker über das Sinnreiche und Scharfsinnige in eben dieser Tadlerinn, und einiger Verweise, um den von ihnen getadelten Neukirch zu rächen (5. St. 24 und 37. der Tadlerinn) veranlaßt, ein Manuscript unter dem Titel: Anklagung des verderbten Geschmacks nach Leipzig zum Drucke. Da dieses Werk indessen Persönlichkeiten enthielt, und Gottsched der vorzüglich angegriffene Theil, vielleicht seine Hand mit im Spiel hatte, so ward der Druck desselben untersagt, ja den Verfassern das Manuscript über 2 Jahre vorenthalten, daher es erst 1728. zu Zürich gedruckt wurde. Doch schon 1727. erklärten sich die Schweizer, durch obigen Schritt noch aufgebrachter, in der Vorrede ihres Werks: Von dem Einflusse und Gebrauche der Einbildungskraft zur Ausbesserung des Geschmacks ꝛc., laut gegen Gottsched, die Tadlerinn, und den Hamburger Patrioten, einen von Richey, Brockes, Weichmann und mehreren Anhängern Gottscheds geschriebenen Wochenblatt, worauf die letztere in dem Biedermanne, einer seit 1727. an die Stelle der Tadlerinn getretenen Wochenschrift, sich vertheidigte. So war denn also der Streit, von welchem es indessen ausgemacht bleibt daß die Schweitzer ihn anfingen, in vollem Gange, als Gottsched mit oben erwähnten beyden Werken auftrat. Indessen hatte sich Partheylichkeit beyder noch nicht bemächtigt, es betraf nur einige aufgestellte Regeln, und griff des einen oder des andern aufgestelltes System noch keinesweges an, um es gänzlich

umzustürzen. Ja, Gottsched selbst betrug sich, seinem Charakter ganz entgegen, mit vieler Schonung, und lobte (Th. 1, St. 2. S. 299. der krit. Beyträge) Bodmers Uebersetzung des Milton, so wie (Th. 4. St. 15. S. 444. ebend.) dessen Briefwechsel über die Natur des Geschmacks, obgleich in letzterem seiner Theorie vieles entgegen gesetzt war. Er beging indessen, sey es aus Stolz oder seiner Hitze sich bewußt, gleich bey Anfange des Streites einen Fehler der ihm einzig zur Last gelegt, für immer schadete, indem er nämlich seine Vertheidigung seinen Anhängern, einem Triller, Hanke, Pietschel ꝛc., einseitigen und schwachen Köpfen übertrug, welche den Gegnern Veranlassung genug zum Spott gaben, während er sich einzig begnügte seine kritische Dichtkunst, wo er nur konnte, zu empfehlen, von ihr und seinen Bemühungen das Wiederaufleben des Geschmacks in Deutschland herzuschreiben, und sowohl in der zweyten (1737.) als dritten Auflage (1742) dieses Werkes, die mehresten Beyspiele von sich als die besten und zuträglichsten herzunehmen. Eine solche Anmaßung brachte nun seine Gegner, die in der Zeit eifrig in Erforschung der Regeln der Kritik fortgefahren, und mehrere nicht zu verachtende Werke, besonders eine von Breitinger verfaßte kritische Dichtkunst (1740.), die freylich vor der Gottschedschen vieles voraus hatte, herausgegeben hatten, gänzlich wieder ihn auf, daher sie den alles anwandten seine Blößen aufzudecken, und die Lachenden auf ihre Seite zu bringen, welches ihnen, als vorzüglichen Köpfen, die

talentvollere Anhänger als er hatten, denn auch oft gelang. Doch noch immer, troz diesem vieljährigen Streite, behauptete Gottsched ein beträchliches Ansehen, denn nur Spott und Satire, selten kalte ruhige Prüfung, war es, was man ihm in einer Fluth von Schriften entgegen setzte, und da er erstere selten schuldig blieb, und sich entweder selbst oder durch andere verantwortete, so blieb die Waage auf beyden Seiten so ziemlich gleich. Doch im Jahre 1747. sollte er für seinen Namen und Ruhm den empfindlichsten Stoß erhalten. Dieses geschah durch Meiers Beurtheilung der Gottschedschen Dichtkunst, welche in sechs nach einander erfolgenden Stücken erschien. Jedermann glaubte nun Gottsched werde, so kräftig wie noch nie angegriffen, sich, da es jezt ohnfehlbar seinen Ruhm galt, vertheidigen, aber jedermann irrte. Sey es nun daß er einsah, daß er gegen einen Gegner wie Meier nichts ausrichten könne, oder bedachte er daß sein Ruhm, troz aller Anstrengung, bey den Streitigkeiten mehr ab als zugenommen habe, genug er erklärte (Büchersaal B. II. S. 283.) was er längst hätte thun sollen, daß er weder auf diese noch ähnliche Ausforderungen antworten würde, und er hielt Wort. Unbekümmert um jeden Angriff, schrieb er fort; lobte, was er seinen Grundsätzen nach, glaubte loben zu müssen, und ließ sich, von seinem noch ziemlich beträchtlichen Anhange, auf seinen Lorbeern ruhend, loben und als Muster anpreisen.

Frägt man nun was dieser, beynahe 26jährige Kampf beyder Partheyen, der Litteratur für Nutzen, in Vergleich der angewandten Kräfte brachte, so hat derselbe, obgleich er nicht nutzlos war, dadurch ihn eine gewisse Spannung der Gemüther, ein Aneinanderreiben der Ideen bewirkt wurde, doch derselben mehr geschadet als genutzt. Denn nicht allein, daß er dem gesammten gelehrten Stande, dem kalte ruhige Prüfung zukommt geschadet, so führte er auch einen gewissen Zunft- und Sektengeist ein, der sich lange mittheilte, weil jeder der streitenden Partheyen junge fähige Köpfe an sich zog und diese wieder andere anzogen, die eingenommen von ihren Anführern, oft auf die Worte derselben schwuren, wodurch das Selbstprüfen gehemmt, mithin jede Erweiterung der Wissenschaft erschwert wurde. Aus diesem Grunde kam es denn auch, daß im Fache der Kritik der schönen Wissenschaften, die damals in Anregung gebrachten, späterhin, durch Sulzers Theorie der schönen Wissenschaften, ganz auf die Schule der Schweitzer gebaueten Regeln, so lange als einzige Richtschnur befolgt wurden, daß sogar Lessing noch, als ein origineller Kopf, auch im Fache der schönen Wissenschaften und der Theorie desselben, neue Ansichten aufstellte, gegen sie, die als unumstößlich angenommenen, kämpfen mußte. Außerdem artete der Streit selbst bald zu einem persönlichen aus, der die Sache bey Seite setzte und die Person angriff, wodurch nun vollends das Ganze ein kleinliches Ansehen erhielt, indem man sogar die Streitfrage aus dem Gesichtspunkt

verlor und sich stritt, um wenigstens das letzte Wort zu behalten. Sehen wir dagegen in wieferne dieser Streit, über die ersten Versuche die Kritik der schönen Wissenschaften auf Grundsätze zurückzuführen, nützte, so zeigt sich offenbar, daß er viele Köpfe zum weiteren Nachforschen erweckte, und die deutsche schöne Litteratur aus ihrem verderblichen Abgrunde hinaufriß. Beyde erhuben sich gegen die Anhänger Lohensteins und Hoffmannswaldaus, beyde tadelten den schwülstigen Stil ihres Zeitalters, und empfahlen Opitz und seine Nachfolger als reinere Quellen und edlere Muster des Schönen. Gottsched indessen hielt den Reim in der Poesie für nothwendig, jene für entbehrlich, er empfahl die Franzosen, sie die Engländer, er suchte das Wesen der Poesie in Nachahmung der Natur, sie schrieben dem Dichter, vorzüglich Sulzer, Beförderung der Sittlichkeit als einzigen Zweck vor. Worüber sich aber beyde frühzeitig entzweyten, und je länger je mehr von einander trennten, betraf die Frage: was eigentlich wahre Poesie sey, und bis zu welcher Höhe sich der Dichter erheben müsse, um den Namen des Dichters würdig zu führen, und wie weit er gehen könne, ohne in das Unnatürliche und Regellose zu verfallen. Ist es nun gleich ausgemacht das Bodmer und Breitinger bey weit mehr Talenten, höherem Streben und Geschmack als ihr Gegner, wenigstens dunkel erkannten, woran es unserer poetischen Sprache fehle, und was mit der hohen Würde des Dichters unverträglich sey; daß ihnen ein gewisses Ideal vorschwebte,

dem sie nachzustreben sich beeiferten, so ist es eben so ausgemacht, daß beyde zu wenig Dichter waren, um durch eigene Versuche vorleuchten zu können, und hierin vor Gottsched wenig voraus hatten, den sie freylich an kritischem Scharfsinn übertrafen. Indessen machten beyde die aufgeworfene Streitfrage nicht aus, denn gerade die Hitze mit welcher sie sich bekämpften, ließ sie den Faden derselben nicht verfolgen, sondern leitete sie immer auf Abwege, und ließ ihre Person allenthalben hervortreten.

Zwar nicht bekehrt, aber mit der ihm eigenen Consequenz, die einen selbstständigen festen Charakter anzeigt, nur als vollendeter Irrthum, aus welcher sie hervorging, viel von ihrem Tadel verlieren mußte, schrieb freylich Gottsched nach wie vor im Fache der schönen Wissenschaften fort, aber doch neigte er sich, seit Meiers Angriff, jetzt mehr auf einen, seinen Talenten ansprechendern Weg, der ihm weit eigenthümlicher war, seinen gefallenen Ruhm in etwas erhob, und den ihm streitig gemachten für immer gesichert hätte, wenn er gleich vom Anfange ihn einzig und allein betreten. Daß hierunter Gottscheds Arbeiten zur Verbesserung der deutschen Sprache und Wortkritik, so wie die in der altdeutschen Litteratur verstanden werden, wird jedem, der nur einigermaßen mit den Werken und dem Leben dieses Mannes bekannt ist, einleuchten, und wirklich beschränken sich nach so unermüdeten, thätigen und arbeitsvollen Leben, nach eisernem Fleiße und Sammeln, Gottscheds auch jetzt noch bleibende Verdienste auf Wortkritik, auf Fortsetzung

gründlicher Regeln für die deutsche Sprache, fleißige Sammlung und Benutzung altdeutscher poetischer so wie anderer Werke, die er der unverdienten Vergessenheit entriß. Kräftig setzte er sich dem Bombast und der deutsch und französischen Sprachmischerey entgegen, und gab durch seine Bemühungen, offenbar der Sprache mehr Bestimmtheit, Reichthum, höhern Wohlklang und zierlichere Formen. Für den höhern poetischen Ausdruck wirkte er zwar nicht offenbar, indem er seiner prosaischen Ansichten wegen, mehr auf die äußere Gedichtform als den inneren Gehalt sah, aber doch gingen seine Verbesserungen, von anderen benutzt, auch auf den poetischen Ausdruck über und theilten sich dem ganzen Sprachschatze wohlthätig mit. Seine Beyträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit (Leipzig B. 1 — 8. 1732 — 1744.), seine Grundlegung der deutschen Sprachkunst (Leipzig 1748. 8.), seine Ausgabe des Reinecke Fuchs (Leipzig und Amsterdam Fol. 1752.) und mehrere zur Geschichte der altdeutschen Dichtkunst gehörige Programme, werden immer brauchbare, von Sprachforschern, Liebhabern und Kennern der gelehrten Geschichte dankbar zu benutzende Werke bleiben, die eine Menge schätzbarer Nachrichten und gründlicher Forschungen enthalten, und wenige Mißgriffe abgerechnet, uns die Thätigkeit des Mannes der sie lieferte bewundern, der Nutzen der dadurch für die genannten Wissenschaften erwachsen, nicht geringe anschlagen lassen. So war auch die von ihm veranstaltete und

mit

mit vielen Anmerkungen und Erläuterungen versehene Uebersetzung und Bearbeitung von Bayles historisch-kritischen Wörterbuches ein sehr nützliches Unternehmen, welches gerechte Ansprüche auf Achtung und Dankbarkeit machen kann.

Doch noch einmal führte sein ungünstiges Geschick Gottscheden, dessen Anhang noch immer beträchtlich war, auf den Kampfplatz, und noch einmal versuchte er es seine Grundsätze geltend zu machen, wiewohl, und dieses war natürlich, jetzt mit eben so wenig Glück als ehemals. Mehrere vortreffliche Köpfe, (Rabner, Gellert, Gärtner, C. A. Schmid, Kästner, J. E. Schlegel, J. A. Schlegel, J. A. Cramer u. a. m.) hatten sich, das gute beyder Schulen benutzend, ihrem eigenen Genius folgend, vereinigt, um der Litteratur durch ihre Arbeiten aufzuhelfen. So entstanden die Belustigungen des Verstandes und Witzes, und späterhin die neuen Beyträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes, in deren 4ten Bande 1748. Klopstock die drey ersten Gesänge seines Messias einrücken ließ. Wie ein Zauberschlag wirkte der hohe Genius des unsterblichen Sängers, ganz Deutschland fuhr überrascht empor, man las, staunte und bewunderte die eingerückten Proben.

Auch den bereits funfzigjährigen Bodmer erfüllte der hohe Flug des Sängers mit Begeisterung, nicht er allein empfahl, sondern auf seine Verwendung mußte Meier in einer besondern Schrift (Halle 1749. 8.) diese seltene Erscheinung am poetischen Horizonte anempfehlen. Doch

Gottscheden wie seinem Anhange mußte ein Werk, welches so durchweg wider ihre Grundsätze sprach, aus seiner Ruhe aufreissen, und kaum war Meiers Beurtheilung erschienen, so stand schon eine heftige Gegenkritik in den Hallischen gelehrten Zeitungen (St. 75.), auf welche Meier in einer besondern Schrift antwortete. Doch jetzt ließ Gottsched, nachdem sein Anhang sich vergeblich in mehreren Schriften hatte vernehmen lassen, seine Stimme selbst (1752.) in seinem Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit, nicht, wie er selbst sagt, aus freyem Antrieb, sondern durch die so häufigen Anfragen über seine Meynung bewogen, erschallen; und laut erklärte er: „den Schwung „der unbildsamen Gedanken Klopstoks und den Mäander „seiner Ausdrücke schlechterdings mißbillige, daß er sich „wundre, wie die Gottesgelehrten so ruhig sitzen und dem „Unwesen zusehen könnten, ohne zu bedenken, welch einen „unvermeidlichen Schaden die neuen geistlichen Legenden in „einer, zur Freygeisterey und Religionsspötterey geneigten „Zeit, hervorbringen müßten, daß er endlich seine Hexa„meter für fehlerhaft erkläre.“ Doch hiemit nicht zufrieden, empfahl er sogar ein nach seinen Grundsätzen verfertigtes Heldengedicht, nämlich Schöneichs Herrmann oder das befreyte Deutschland (Leipzig 1751. 4.) welches Klopstoks Messiade weit vorzuziehen wäre. Ja, um noch einmal mit aller Anstrengung sich zu der verlorenen Höhe zu erheben, errichtete er 1752. eine Gesellschaft der freyen Künste, die sich durch seine Verbindungen und unermüdete Thätig-

keit zwar bald durch viele Theilnehmer und bekanntgemachte Arbeiten auszeichnete, aber dennoch den Geschmack, der einmal zum besseren geleitet war, nicht beherrschen konnte.

Auch waren diese Bestrebungen die letzten Anstrengungen seinen Ansichten Eingang zu verschaffen. Eine Reihe vorzüglicher Dichter hatte sich gebildet, der Geist der Poesie war erwacht, man hatte einen sicherern Maaßstab als ehemals für das Schöne und Erhabene in der Dichtkunst gefunden, und von allen Seiten lehnte man sich daher, in Poesie und Prosa, gegen Gottsched auf, der zum zweytenmal, zum Triumph seiner Feinde, schweigen mußte. Auch sank, von dieser Zeit an, sein Anhang und bisher ziemlich erhaltene Ruf immer mehr, daher er, nachdem er seinen Ruhm, den er sich durch seine ernsten Bemühungen und ein viel erwartendes kräftiges Auftreten im Reiche der Litteratur erworben, überlebt, mit ziemlich geschmälertem Ansehen, und nur noch von wenigen vertheidigt, die letzten Jahre seines Lebens fortlebte. Nachdem er 1761. Senior der philosophischen Fakultät geworden war, starb er den 12ten December 1766.

Die Anzahl seiner eigenen Schriften, so wie der durch ihn herausgegebenen und übersetzten fremden, ist sehr beträchtlich, und von Meusel in seinem Lexicon, der von 1750. bis 1800. verstorbenen deutschen Schriftsteller Bd. 4. angeführt, zu welchen Verzeichnisse noch einige von mir beygebrachten Nachträge, in den litterarischen Blättern Bd. 6. Nr. 1 — 2. nachzusehen.

Und nun mag die Nachwelt seinen guten Willen unserer Litteratur aufzuhelfen, die Anläſſe die er zu vielen guten und heilsamen Veranlaſſungen gab, zum Theil durchsetzen half, seine Verdienste um die deutsche Sprache, so wie seine geringere um die Kritik der schönen Wissenschaften und Verbesserung des Geschmacks anerkennen und richten, ganz wird sie den Stab über ihn nie brechen können. Er sey ein warnendes Beyspiel unbegränzter Eigenliebe und eines verfehlten mißgebildeten Talents, welches auf den rechten Weg geführt, eine Ehre der deutschen Litteratur hätte seyn können, dessen nicht bessere Entwickelung man jetzt, und mit Recht, bedauren muß.

XII.

Benedetto Averani.

Geb. 1645. Gest. 1707.

Ein Mann, in dessen ganzem Leben ein leitendes Princip, nemlich ernste Liebe zu den Wissenschaften und unverdroßnes Studium der Alten — hervorleuchtet, wird uns außer dem Interesse, welches seine Betrachtung an sich selbst gewährt, dadurch noch interessanter, wenn seine Liebe durch ihn auf viele andre Jünglinge und Männer überging, und wenn sein Studium der Alten in einer dürren Zeit und unter leichtsinnigen und vergeßlichen Zeitgenossen ein fruchtbares Saamenkorn wurde, das, indem es keimte und blühte, einer gänzlichen Verwilderung und Entfremdung von den Beschäftigungen der Musen wehrte. Jenes schöne Feuer für Wissenschaft und Kunst, das wir in dem funfzehnten Jahrhundert — in der herrlichen Periode wiederauflebender Kultur — in so vielen der besten Köpfe Italiens glimmen und sprühen sahn, zeigte sich nur in wenigen noch gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts. Unter diesen Wenigen war der edle Florentiner Benedetto Averani.

Er stammte aus einem angesehenen Geschlecht. Wackern Eltern, die in Florenz wohnten, wurde er den 19ten Jul des Jahres 1645 geboren. Von seiner

Kindheit an schien ihm etwas Ernstes und Gesetztes eigen zu seyn; er hatte mehr Verstand, als man seinem Alter zutrauen durfte, und eine ausgezeichnete Lernbegierde. Seine Fragen verriethen den lebendigen Drang, sich zu unterrichten, und aus seinen Antworten sprach selbstthätige Urtheilskraft. — Seine erste Lektüre machte ihn mit den Dichtern seines Vaterlandes bekannt. Er las sie schon mit Aufmerksamkeit, noch ehe er die Anfangsgründe der lateinischen Sprache inne hatte. Auch legte er sich frühzeitig auf die Rechenkunst. Da er etwas älter wurde, machte es ihm Vergnügen, sich die Elemente des Rechnens auf ihrem wissenschaftlichen Boden selbst zu entwickeln, indem er die reinen Verhältnisse der Zahlen unter sich aufsuchte. Er pflegte später zu sagen, daß Platon Recht habe, wenn er den Menschen ein „rechnendes Thier" nenne, weil unter den Thieren nur der Mensch zählen könne, und die Kinder Regeln des Rechnens aus sich selbst nehmen können. So sey es mit ihm gewesen. —

Die Anfangsgründe der Grammatik lernte er in dem Hause seiner Eltern. Was den rhetorischen Unterricht betrifft, so benutzte er darin die Lehrstunden des P. Vincenz Gloria, der auch für die Poesie einiges Talent hatte, worin ihn jedoch der Schüler bald übertraf. Mit ausnehmender Lust las er den Virgil und andere römische Dichter, die ihm Muster wurden. Eben so eifrig studirte er die alten lateinischen Redner, und bemühte

ſich, ſie in ſeinen ſchriftlichen Aufſätzen nachzuahmen. Sein Lehrer war höchſt erfreut über die Fortſchritte dieſes Schülers, er bewies ihm ſeine Achtung und ſtellte ihn dem Haufen der Mitſchüler zum Vorbilde auf.

Mit gleicher Wärme beſchäftigte den jungen Averani die Philoſophie. Nicht zufrieden mit den Lektionen die er darin erhielt, oder mit der Lektüre irgend eines neuen Philoſophen, wünſchte er aus den Quellen ſelbſt, nemlich aus Plato und Ariſtoteles, zu ſchöpfen. Nach dem Geiſte ſeines Zeitalters hätte er zufrieden ſeyn können, die zahlreichen Erklärer des Ariſtoteles aus einer ſpätern Zeit zu leſen, und ſich ihre Grundſätze einzuſchärfen. Er hielt es für beſſer, die alten Erklärer zu leſen, in der Vorausſetzung, daß ſie den Philoſophen beſſer gefaßt hätten, weil ſie ſelbſt Griechen, und nicht ſo entfernt von der Zeit des Ariſtoteles waren. Vor Allen zog ihn indeß Platon an, wegen der Erhabenheit ſeiner Ideen, die dem empfänglichen Geiſt den Schwung in das Ueberirdiſche erleichtert, und wegen der ſchönen Klarheit in ſeinen Combinationen. Die Lektüre dieſes Philoſophen, bemerkte er, gebe der Strebkraft des Geiſtes einen freyen Raum, und bringe Licht in die Vorſtellungen. Er theilte gern die Beobachtung mit, daß Alle, die ſich in irgend einer Disciplin je ausgezeichnet hätten, Platoniker geweſen wären. Als Beyſpiele führte er unter den Alten Cicero und Virgil, und unter den Kirchenvätern, den Auguſtinus, an.

Mit den strengern Wissenschaften beschäftigt, vernachlässigte er das Studium der Redekunst und der Poesie nicht; er dichtete selbst kleine Lieder, wovon der größte Theil verloren ist. — Er fing an, sich auf die Rechtswissenschaft zu legen, jedoch ohne seinen ersten und liebsten Studien ungetreu zu werden. In der Folge wollte er auch die Geometrie, Astronomie und die Mechanik kennen lernen; er studirte sie ohne Lehrer, und lehrte nachher doch selbst die Elemente der Geometrie einigen seiner Freunde. Gegen das Ende seines Lebens trug er eine Erklärung der Sphäre und der Bewegungen der Planeten einem Edelmann vor, der in seinem Hause wohnte.

Nicht bloß die spekulativen Wissenschaften zogen ihn an; auch mit ihren praktischen Theilen, insonderheit der Moral, beschäftigte er sich, und untersuchte die verschiedenen Moralprincipe der Philosophen. Die cynische Moral war ihm zuwider; er adoptirte den Grundsatz der Stoiker, welche das Glück allein in die Tugend setzen. Die Ethik des Aristoteles schätzte er nicht in dem damals gewöhnlichen Sinn, denn er hielt sie für zu niedrig, zu populär und des Weisen unwürdig. Von Platons Grundsätzen war er so sehr eingenommen, daß er noch den Tag vorher, ehe er den Doktorgrad in der Jurisprudenz annahm, mehrere Stunden anwandte, die Bücher dieses Philosophen von den Gesetzen zu lesen, obgleich gewöhnlich die, welche sich auf solche akademische Ceremonieen vorbereiten, sehr eifrig beschäftigt sind, das

was sie den folgenden Tag recitiren sollen, auswendig zu lernen. Die Platoniker, als den Hermes, Alcinous, Chalcidius und vorzüglich Plotin — studirte er mit Fleiß. Die Schüler des Pythagoras bewunderte er, überzeugt, daß Platon, und noch mehr Aristoteles in seiner Physik vieles von ihren Grundsätzen angenommen hätten. — Obwohl er den Akademikern nicht beytrat, so ergötzte er sich doch an ihrem Scharfsinn und an ihrer genauen Zergliederung, und las begierig den Sextus Empirikus. —

Auf diese Art sammelte er unvermerkt in den Vorrath seines Geistes reiche Materialien, um sie nachher in seine Dissertationen und Reden eingehen zu lassen; zugleich wurde sein Styl durch eine so mannichfache und doch consequente Lektüre gebildet und veredelt. — So sollten Alle studiren, die mit Nutzen die Alten, und vorzüglich den Cicero, lesen wollen. Cicero redet nicht nur in seinen philosophischen Werken ausdrücklich von den Grundsätzen jener Philosophen und mustert sie; er macht auch in seinen übrigen Schriften überall Anspielungen darauf, so daß man ihn nicht verstehen kann ohne jene.

Ein Mann, der so eifrig mit den Wissenschaften beschäftigt war, ja dessen wahres Leben sie eigentlich ausmachten, mußte nothwendig mehr in dem Studirzimmer als in Gesellschaften anzutreffen seyn. Doch erhielt Averani bald einen sehr bedeutenden Ruf. Der Cardinal Leopold von Medicis, Protektor der Akademie zu Pisa, ein großer Beförderer wissenschaftlicher Cultur,

bestimmte ihn frühe für den Lehrstuhl der schönen Wissenschaften daselbst. Er sagte ihm dieß schon damals, aus Furcht, Averani möchte dieses Fach ganz verlassen, und sich lediglich auf die Jurisprudenz legen. Er wurde daher zwar Doktor der Rechte, wandte aber die mehreste Zeit auf das Studium der Redekünste, worin er als Lehrer auftreten sollte. Leicht bemerkte er, daß dieses Studium ohne genaue Kenntniß der griechischen Sprache sehr unvollkommen bleiben mußte. Er legte sich daher auf dieselbe, und erlernte in Zeit von sechs Monaten ohne Lehrer ihre innersten Gründe, so daß er, noch ehe er Professor wurde, darin Unterricht ertheilen konnte. Um sich in dieser Sprache noch mehr zu befestigen, übersetzte er den Sallust und Cornelius Celsus in das Griechische. Auch machte er recht angenehme griechische Verse, wovon mehrere unter seinen Poesieen gedruckt sind. Man bediente sich seiner zur Verfertigung von Leichenreden auf einige Prinzen, auch um Verse, die man auf ihre Grabmähler setzen, oder wodurch man in den Kirchen einen Heiligen ehren wollte, zu erfinden.

Als einen Beweis, daß seine Gelehrsamkeit am allerwenigsten Wortgelehrsamkeit war, sondern sich auf Sachen erstreckte, merken wir an, daß Averani, indem Viele den Almagest des Ptolemäus wegen seiner Dunkelheit nicht zu lesen wagten, eine lateinische Uebersetzung desselben mit einem Commentare unternahm, und daß er selbst die Commentare des Theon, ebenfalls nach einer in der

Großherzoglichen Bibliothek zu Florenz befindlichen Handschrift ins Lateinische übersetzt, hinzufügte. Dieß Werk wurde indeß nicht völlig beendigt. —

Die Zeit der Vorbereitung war vorüber. Ein wirksamer Berufskreis erwartete Averani.

Er ward Professor der griechischen Sprache zu Pisa im Jahr 1676, und hielt eine glänzende Antrittsrede zum Lobe dieser Sprache, die man in dem 3ten Theile seiner Werke *) abgedruckt findet. Jetzt fing er seine öffentlichen Vorlesungen an, und mit einem höchst ausgezeichneten Erfolg. Immer hatte er eine große Zahl von Zuhörern, und zwar nicht blos aus den Studirenden, selbst von den Professoren. Die Gründlichkeit seiner Gelehrsamkeit vereinigt mit einem klaren und lebendigen Vortrage zog die Hörer herbey, und erhielt sie ihm. Von der gewöhnlichen Eitelkeit der Philologen, nur mit Wortkritik zu prahlen und die Sacherklärungen zu vernachlässigen, wußte Averani nichts. Seine Methode war, die Worte nicht zu vernachlässigen, aber doch überall in die Sachen selbst einzugehen. Bey Gelegenheit der alten Schriftsteller erklärt er die Meinungen, die Gebräuche der alten Welt, und merkwürdige Geschichtsbegebenheiten;

*) Benedicti Averanii Florentini, in Pisano Lyceo Litterarum Humaniorum Professoris, Opera latina, Regiae Etruriae Celsitudini Cosmi III. Magni Etruriae Ducis, dicata. 3 Voll. fol. Florenz 1717. Vor dem ersten Theil findet man das Leben des Verfassers ausführlich.

er untersucht wichtige Punkte der Philosophie, der Moral, und alles dieß in sehr gewählten Ausdrücken und in einer leichten, anziehenden Manier. — Er begann seine Vorlesungen mit einer Erklärung der griechischen Anthologie, und setzte sie im folgenden Jahre fort. Hieraus entstanden sechs und achtzig Lektionen, die in seinen Werken befindlich sind. Nachher erklärte er die Tragödien des Euripides, worüber er sechs und zwanzig, und den Thucydides, worüber er acht und funfzig Vorlesungen*) hinterlassen hat. — Sein Ruf nahm immer mehr zu. Fremde begaben sich nach Pisa, um Averani zu hören. Der gelehrte P. Novis, der nachmals von einem simpeln Augustinermönch Cardinal wurde, war fast täglich in seinen Lehrstunden zugegen, oder besuchte ihn auf seinem Studirzimmer. In seinem Kenotaphium von Pisa ertheilt er ihm ein sehr ehrenvolles Zeugniß, indem er sagt: „Averani werde bald dem Auslande, und gewiß der Nachwelt bekannt werden.“

Wenige Jahre nachher erhielt er die Professur der Beredsamkeit. Seine Vorlesungen betrafen Livius,

*) Sie sind im ersten Theil der vorher genannten Opp. zusammengedruckt, und haben den besondern Titel: B. Averanii Dissertationes habitae in Pisana Academia, in quibus Graecae Eloquentiae principes explicantur et illustrantur, Anthologia, Thucydides et Euripides. Opus postumum, Graeca Latinaque omnis generis eruditione, doctrinaque et ornamentis eloquentiae refertissimum. 524 Seiten.

Virgil und Cicero de Oratore *). Auch hier commentirte er diese Schriftsteller nicht von Wort zu Wort. Er erläutert aus ihnen wichtige Punkte des Alterthums, er betrachtet sie mit dem Auge des Redners, des Philosophen, des Sprachkundigen, des Geschichtforschers. Seine Digressionen sind nie unnütz. Er führt zu wichtigen Resultaten über den Geist ächter Geschichtschreibung, über das Wesen des Dichters, über das Ideal des Redners. — Das letztere suchte er selbst zu erreichen. Alljährlich nach den Ferien eröffnete er seine Vorlesungen mit Reden, worin er die studirenden Jünglinge zum Fleiß in den Wissenschaften aufmunterte. Man bewunderte darin allgemein die Eleganz seines Styls, die Stärke seines Raisonnements, die Mannichfaltigkeit seiner Ideen, und diese um so mehr, da sie größtentheils denselben oder doch einen verwandten Gegenstand betrafen. Während er jene öffentlichen Lektionen hielt, unterrichtete er privatim in der griechischen Sprache, und beantwortete schriftlich die Fragen, die ihm seine Freunde über verschiedene Gegenstände vorlegten.

In italienischer Sprache hatte er zehn Vorträge über Petrark's viertes Sonett („Quel ch' infinita providenza ed arte etc.") in der Akademie della Crusca vorge-

*) Sie sind im zweyten Theil der Opp. gesammelt. „Dissertationes — in quibus Latinae Eloquentiae principes explicantur et illustrantur, Livius, Virgilius et Cicero." 412 Seiten.

lesen, die voll Kenntniß und Geschmack sind. Auch machte er italienische Verse, die Beyfall fanden.

Er war ein so großer Freund guter Verse, daß er sie, wenn er allein spatziren ging, gern für sich recitirte, und zwar mit so innigem Vergnügen, daß sein Gesicht davon glänzte. Wenn er zuweilen eine schlechte Rede, wovon alle Zuhörer müde und matt wurden, anhören mußte, schien er aufmerksam und befriedigt. Einer seiner Freunde, darüber verwundert, näherte sich ihm, und bemerkte, daß er — Homerische Verse hersagte. Von dem Homer wußte er den größten Theil auswendig, eben so von Pindar, Virgil und Tibull. Sagte man ihm von diesen Dichtern einen Vers, so wußte er gewiß auf der Stelle die folgenden anzuführen.

Sein Geist war eindringend und tiefblickend, aber mehr ruhig und gesammelt, als lebhaft und brausend. Seine Leidenschaft, zu studiren, war so groß, daß selbst in der Krankheit, wann ihm die Aerzte das Lesen verboten, er ihnen sagen konnte, daß ihn das Denken mehr angreife, als das Lesen. Er hatte die Theologie nicht eigentlich studirt, indeß war er mit mehrern Kirchenvätern genau bekannt, und wußte sie so gut zu beurtheilen, daß er sich mit gelehrten Freunden darüber unterreden konnte. — Auch in der Medicin und Anatomie besaß er nicht gemeine Kenntnisse, die er aus Hippokrates und Galen geschöpft hatte, ohne der Neuern zu erwähnen. Ueber Gegenstände der Bildhauerei, der Aetzkunst und der Male-

rei fällte er sehr richtige Urtheile, und ergötzte sich an den Werken großer Meister.

Ob er wohl mit Sorgfalt schrieb, so brachte er doch die Materialien nicht vorher zu Papier. Er durchdachte seinen Gegenstand gründlich, und dann pflegte er nichts in dem zu ändern, was er einmal niedergeschrieben. Dieß war vortrefflich bey einem in seiner Art zu schreiben so geübten und vollendeten Gelehrten; aber es möchte Wenige geben, die nicht, zumal wenn es einen etwas zusammengesetzten Gegenstand betrifft, der Analyse bedürften, und die nicht in dem zuerst gemachten analytischen Entwurf und noch mehr in dem Styl manches zu ändern fänden. Die, welche auf diesem Wege etwas Vollendetes zu Stande bringen, verdienen nicht minder unsere Achtung. Es giebt nur eine kleine Zahl Gelehrten, die so Herren ihrer Ideen sind, daß sie dieselben sogleich eben so richtig anordnen, als glücklich ausdrücken. Averani schrieb seine Reden*) mit Fleiß, und mit dem beständigen Gedanken an das, was und wie er es sagen wollte. Welche Fülle von Ideen und welche hinreißende Wärme ist in seiner letzten den ersten November 1706 gehaltenen Rede, worin er sich selbst übertroffen zu haben scheint. Er zeigt darin vortrefflich, daß man die höhern Wissenschaften um so mehr kultiviren müsse, je weniger man sie

*) Sie befinden sich im dritten Theil seiner Werke, unter dem Titel: — Orationes, Epistolae familiares et Carmina. 710 Seiten.

im gemeinen Leben hochachte: daß man sie um ihrer selbst willen lieben, und ihnen nichts Aeußeres gleich stellen dürfe. Was seine Vorträge und seine Briefe betrifft, so entwarf er sie mit großer Schnelligkeit, und ohne ängstlich Ausdrücke zu suchen. Er war im Stande, aus dem Stegreif sehr hübsche griechische und lateinische Verse zu machen. Man liest sie unter seinen Poesieen und Briefen mit Wohlgefallen. — Sein lateinischer Styl ist durchgängig rein und angenehm. Er schreibt Ciceronianisch, ohne doch die Annahme merken zu lassen. Er dachte lateinisch, daher seine Sprache nie etwas Gezwungenes hat, sondern Stärke und Ton. — Wir führen zum Beweise für die unter unsern Lesern, die der lateinischen Sprache kundig sind, eine Stelle aus der eben erwähnten Rede an. Er hat vorher gezeigt, wie die Betrachtung des Universums den menschlichen Geist erhebe, und wie die bessern Gemüther sich immer an dem Anschauen der Gestirne ergötzt, und die Natur der Himmelserscheinungen zu ergründen versucht hätten. „Ita ex admiratione rerum, fährt er fort, nata Philosophia est; ex Philosophia ortae sunt omnes artes liberales et disciplinae; ex disciplinarum pulcritudine originem duxit hominum admiratio et amor erga literatos; qui tantam ingenii praestantiam colendam ad amplissimos honorum gradus promovendam, divitiis cumulandam putaverunt. Ceterum tantum aberat, ut prisci illi Sapientes his rebus

ex-

externis moverentur, et quidquam, praeter sapientiam, ducerent expetendum: ut multos et abjeciſſe divitias conſtet, et honores contemſiſſe et imperia et regna repudiaſſe. Nec mirum; tanta in agitandis animo, verſandisque rationibus dulcedine animus rationis compos adficitur, tanta voluptate perfunditur, in tractatione artium pulcerrimarum, ut doctrina et literae ſe ipſis contentae eſſe poſſe videantur.“ — Das Ganze iſt voll eines ſchönen Enthuſiasmus, der nothwendig in den jungen Zuhörern reinen Sinn für das Große und an ſich Belohnende wiſſenſchaftlicher Strebungen entzünden mußte.

Averani's Gedächtniß war ſo treu, daß, ob er ſich gleich keine Auszüge aus den geleſenen Schriften machte, er ſie doch in ſeinen Vorträgen ſehr richtig aus dem Kopf citiren konnte, oder er fand die betreffenden Stellen augenblicklich, wenn er ſie ſuchte. Wenn er einen Gegenſtand, worüber ſich bey den Neuern vieles geſammelt findet, abhandelte, durfte er nur dieſe um Rath fragen; er zog aus den Urquellen der Alten Alles, deſſen er bedurfte. Was er je geleſen hatte, war ihm gegenwärtig, und er bediente ſich deſſen, wie es der Gegenſtand, wovon die Rede war, gerade erforderte.

Die Bildung, die er dem Studium der Alten verdankte, war bey ihm nicht blos auf der Oberfläche ſichtbar; ſie ging in ſein Innerſtes. Die Humanioren hatten

ihn wirklich human gemacht durch und durch. — Nicht umsonst hatte er die Philosophen gelesen. Er brachte ihre praktischen Grundsätze selbst in Ausübung — eine Seltenheit bey Gelehrten seiner Art, die oft genug Sitten und Charakter gar nicht in dem Sinn des Alterthums bilden, von dessen tiefer Verehrung sie doch den Mund immer voll haben. — Averani war in seinem Grundsatz Stoiker; die Tugend allein war sein Zielpunkt, unbekümmert um die Urtheile der Welt. Es bedurfte eines gewissen Kampfs bey ihm, um den inständigen Bitten seiner Freunde zu folgen, und das erste Buch seiner Reden heraus zu geben. Indeß ließ er kein einziges Exemplar außer Landes versenden, beynah um dem Ruf, den seine Beredsamkeit verdiente und gewiß gefunden hätte, zu entgehen. Personen des ersten Ranges, selbst Cardinäle, bemühten sich um seine Freundschaft, und kamen ihm mit der ihrigen entgegen. Er lehnte sie nicht ab, jedoch ohne sie mit sonderlichem Eifer zu kultiviren. Man darf behaupten, daß Averani in allgemeiner Achtung stand, nicht etwa nur bey dem großen Haufen der Gelehrten von Handwerk, sondern bey denen, die allein und am sichersten über seine ausgezeichneten Eigenschaften zu urtheilen vermochten. Gleichwohl wurde er von Niemand beneidet — gewiß etwas Schweres, zumal da seine Mitbürger fast einen natürlichen Hang zur Mißgunst und zur Eifersucht gegen die haben, deren Talente hervorleuchtender sind, als ihre eignen. Nur das stille und anspruchlose Verdienst pflegt ohne verkleinernden Neid zu bleiben.

Nach großem Vermögen geitzte er so wenig, als er es verachtete; was er sich erworben hatte, wandte er mit Freuden zur Unterstützung Hülfsbedürftiger an. — Seinem Vaterlande herzlich ergeben, war er treuer Unterthan seines Fürsten. Er erhielt einen vortheilhaften Ruf nach Padua. Die Curatoren dieser Akademie luden ihn nach dem Tode des gelehrten Ottavio Ferrari ein, an dessen Stelle die Professur der Eloquenz anzunehmen, und bestimmten ihm einen sehr ansehnlichen Gehalt. Eben so berief ihn Papst Innocenz XI. mit glänzenden Versprechungen nach Rom. Aber sein Fürst und sein Vaterland waren ihm theurer, als Alles, was man ihm anbot. — Er war sanft, billig und geneigt, Andern zu übersehen, was er sich selbst nicht übersehen haben würde. Er hatte Sinn für den vertrauten Freundesumgang, aber seine Freunde durften nie zu Schmeichlern herabsinken. Fern von Heucheley, gab er nie vor, etwas zu denken, das er nicht wirklich dachte — so gemein auch dieser Fehler unter seinen Landsleuten seyn mag.

In seiner Lebensart war er frugal, ohne je schmutzig zu werden; in Rücksicht seiner Kleidung wählte er nicht, und man konnte ihm eher eine zu große Sorglosigkeit darin vorwerfen. — Nie hatte er nähern Umgang mit den Frauen, und er mied es sorgfältig, mit ihnen in engere Verhältnisse zu kommen. Seine Grundsätze über diesen Punkt kann man aus seiner Elegie „von der Verachtung der Liebe“ kennen lernen, die man,

ihrer Sprache nach, den besten Werken der Alten an die Seite setzen darf. Das unaufhörliche und ihn ganz hinnehmende Studiren bewahrte ihn vor allen ungeregelten Neigungen. — Wenn er las oder meditirte, war er in einem exaltirten Zustande, so daß er nicht nur Alles außer sich, sondern seine eigene Person vergaß. Rastlos war er mit Denken und Lesen beschäftigt; und auf das Studium der Alten hatte er so viel Zeit gewandt, daß er gestand, er finde in ihnen nichts Neues mehr. — Seltnes Geständniß eines bescheidenen Kenners der guten Schriftsteller des Alterthums! — Man liest sie mit Genuß wieder, auch wenn man sie mehrmals gelesen hat, weil außer dem, daß man angenehme Erinnerungen auffrischt, ihr Schönes und Großes den Geist allemal lebendiger ergreift, wenn man sie ganz vor Augen hat, als wenn man sie Theilweise in den verborgenen Winkeln des Gedächtnisses aufsucht und betrachtet. Eben so ergötzt uns das Wiedersehen eines oft gesehenen schönen Gebäudes oder Gartens, weil der innere Sinn von dem gegenwärtigen Schönen lebendiger afficirt wird, und die Phantasie seltner geneigt ist, sich die einzelnen aufbewahrten Bilder zu dem erfreuenden Ganzen auszubilden.

Averani litt von frühester Kindheit an einer betäubenden Schwere des Kopfs, so daß er einmal ein ganzes Jahr hindurch weder etwas meditiren, noch lesen noch schreiben konnte. Nie ward er völlig von

diesem Uebel geheilt, und war gezwungen, sich von Zeit zu Zeit von den Arbeiten des Studirens zu erholen, und der Ruhe zu überlassen. Im Frühling des Jahres 1707 litt er lange Zeit an Kopf- und Brustweh. Er erlangte, trotz der angewandten Mittel, seine Gesundheit nicht völlig wieder. Am 15ten August, da er gerade in der Kirche zu Florenz war, traf ihn eine Apoplexie, die sich indeß nur auf die rechte Kopfseite warf. Die ärztliche Hülfe schlug wenig an. Dennoch kehrte er zur gewohnten Zeit nach Pisa zurück, denn seine gewohnte Thätigkeit machte ihm auch bey dem Gefühl der Krankheit die geschäftlose Rast unerträglich. Einige Monate war er in einem wechselnden, noch immer geschwächten Zustande. — Ein Brustfieber, das ihn den 20sten December überfiel, brachte ihn in die äußerste Gefahr. Er selbst hielt sich nicht für gefährlich, weil er noch Kräfte fühlte, weil er vom Seitenschmerz, von Beschwerden des Unterleibes frey, und selbst das Fieber nicht beträchtlich war. Da man ihm die Gefahr nicht verhehlte, bereitete er sich auf seinen Tod mit religiöser Fassung. Er verschied ruhig den 28sten December bey dem Untergange der Sonne, in dem 63sten Lebensjahre. Seine Leiche ward in der Gruft eines Edelmanns beygesetzt, der sein Freund und Schüler war, Vincenz Aulla, an den mehrere seiner Briefe gerichtet sind.

Seine Freunde und Verehrer veranstalteten ihm ein feyerliches Hochamt in der Kirche des h. Fridian, wo

Lorenz Gianni, ein florentinischer Patrizier, eine treffliche Rede zu seinem Gedächtniß hielt. Sein College Salvini verfertigte das Elogium auf ihn. Elegieen feyerten seinen Tod. Mehrere Akademieen, besonders die zu Florenz und der Arkadier zu Rom, ehrten ihn durch Lobreden und Gedichte. Der Prinz Ferdinand von Toscana ließ sein Bild durch einen vorzüglichen Künstler malen, und in der großherzoglichen Gallerie unter den großen Männern ausstellen. — So vereinigte man sich den noch im Tode zu ehren, der — ein würdiger Gelehrter in der vollen Bedeutung des Worts, so lange er lebte, wohlthätig für das Vaterland, und ein Vorbild für Alle gewesen war, die sich den Wissenschaften weihen.

Zum Schluß geben wir die Uebersetzung der lateinischen Inschrift seines Grabmals, welche von dem vorher erwähnten Ritter Aulla herrührt:

Dem Florentiner Benedikt Averani
groß an Geist, Gelehrsamkeit, Beredsamkeit.
Umfassend die wichtigsten Erkenntnisse
lernte er nichts von Andern,
ohne Lehrer, vertraut mit jeder Wissenschaft.
In dem Vaterlande,
selbst ein Jüngling,
rettete er griechische Literatur von dem Untergange,
stellte die Reinheit der lateinischen Sprache,
die Würde römischer Beredsamkeit her,
verlieh der etruscischen Rede Glanz und Zierde.

Vollkommen in der Geometrie, Astronomie,
und in jeder der edelsten Wissenschaften;
in allen Systemen der Philosophen erfahren,
sich tiefsinnig versenkend
in Platons erhabne Weisheit,
zeigte er die Weihung des göttlichen Philosophen
nicht durch Wissensstolz,
aber durch würdiges Leben und Aechtheit der Tugend.
Mehr als dreyßig Jahre
ein Lehrer griechischer und römischer Literatur,
ein großer Redner, ein erhabner Dichter,
leuchtete er auf der Akademie zu Pisa.
Durch das Licht seines Geistes, durch die Berühmtheit
des Namens,
Durch Musterreden, durch wahrhaft gelehrte Vorträge,
erläuternd Thucydides, Euripides, die Anthologie,
Virgil, Cicero, Livius,
erhöhte er die Würde und den Ruhm des Musensitzes.
Dem besten Lehrer, dem unvergleichlichen Freunde
tieftraurend errichtet ꝛc.

XIII.

Michael Stiefel,

Zeitgenosse und Freund Martin Luthers.

(Geboren um 1487. Gestorben 1567.)

Das Studium der Menschengeschichte führt uns mitunter auf Personen von einem so sonderbar gemischten Charakter, daß wir sie von der einen Seite mit dem größten Bedauern betrachten müssen, indem wir ihnen von der andern Seite die aufrichtigste Hochachtung nicht versagen können. In diese Klasse von Menschen gehört Luthers Zeitgenosse und Freund Michael Stiefel, eben so achtungswerth von Seiten seiner gründlichen Gelehrsamkeit, seiner ungeschminkten Herzensgüte und seines warmen Eifers für die Reformation, als bedauernswerth von Seiten seines unüberwindlichen Hanges zur religiösen Schwärmerey.

Dieser merkwürdige Mann, den man mit seinem Namensverwandten, dem berufenen Schwärmer Esaias Stiefel, der um ein volles Jahrhundert später zu Langensalza in Thüringen lebte, nicht verwechseln muß, war um das Jahr 1487. in der vormahligen freyen Reichsstadt Eßlingen in Schwaben geboren. Sein Vater, Konrad Stiefel, Bürger daselbst, war ein helldenkender Mann, der den damahligen traurigen Zu-

stand des Religions- und Kirchenwesens mit vielen seiner Zeitgenossen lebhaft fühlte, und eine Verbesserung desselben nicht nur wünschte, sondern auch als unausbleiblich und nahebevorstehend zum öftern verkündigte. Dabey mochten ihm indeß die großen Mißbräuche des Klosterlebens doch noch nicht so aufgefallen seyn, wie sie es bereits Manchen waren, denen übrigens das Tadelhafte weit minder einleuchtete; und wenn Luthers Vater, sonst ein eifriger Anhänger des römischkatholischen Systems, die Wahl des Mönchsstandes an seinem Sohne sehr mißbilligte, so war dagegen der freyerdenkende Stiefel gar nicht unzufrieden, als sein Sohn im frühern Jünglingsalter eine Neigung zu demselben Stande äußerte.

Der junge Stiefel begab sich daher mit väterlicher Bewilligung in das Augustiner-Eremiten-Kloster seiner Vaterstadt, ward also Mitglied eben des Ordens, in welchem Luther um dieselbe Zeit in Erfurt seine Bildung suchte. Er machte sich die klösterliche Einsamkeit sehr gewissenhaft zu Nutze, las mit vielem Fleiße die Schriften des Augustin, Hieronymus, Bernhard und anderer Kirchenväter, und trieb besonders mit unermüdlichem Eifer die scholastisch-aristotelische Philosophie und Gottesgelahrheit, die man damahls als den Inbegriff der höchsten menschlichen Weisheit betrachtete. Dadurch erwarb er sich mit der Zeit die allgemeine Achtung seines Convents, wovon ihm derselbe im Jahre 1518. einen ehrenvollen Beweis gab.

Als nämlich die Augustiner zur Berichtigung verschiedener Angelegenheiten ihres Ordens eine allgemeine Versammlung desselben im Frühlinge des gedachten Jahres zu Heidelberg veranstalteten, ward Stiefel als Repräsentant seines Klosters dahin gesandt. Hier lernte er nun Luthern kennen, der von Wittenberg aus ebenfalls dahin gekommen war; und als derselbe am 26. April in dem dortigen Augustinerkloster, wo sämmtliche Deputirten ihre Zusammenkünfte hielten, in Gegenwart der Ordensglieder nicht nur, sondern auch vieler Anwesenden von Seiten der Universität, der Bürgerschaft und des Hofes, über einige theologische Materien und über den bish. eingerissenen Mißbrauch der aristotelischen Philosophie mit seiner gewohnten Kraft disputirt hatte, trat Stiefel auf, sprach über den letztern Gegenstand so beredt als gründlich weiter fort, und pflichtete — vielleicht nicht sowohl aus eigener bisheriger Ueberzeugung, als vielmehr gerade durch die Neuheit der Sache und durch die feurige Beredsamkeit des Reformators bezaubert — den Behauptungen desselben bey *). Dieser Beweis seiner Gelehrsamkeit und seines Muthes machte nicht allein Aufsehen unter allen Anwesenden, sondern gewann ihm vorzüglich auch die Zuneigung Luthers, dem es nicht gleichgültig seyn konnte, hier, wo seine Meinun-

*) Die Hauptsätze seiner Disputation sind in der Folge unter dem Titel „Declarationes ad positiones Lutheri XII Aristoteli oppositas" einigemahl im Druck erschienen.

gen ihm so vielen Widerspruch und selbst Gefahr zuzogen, ganz unerwartet auch einen so warmen Verfechter derselben gefunden zu haben. Beyde schlossen sich während der noch übrigen Tage ihres Beysammenseyns in Heidelberg mit gleicher Herzlichkeit an einander an; und es war hier der Grund zu einer Freundschaft zwischen ihnen gelegt worden, die bis zu Luthers Tode ununterbrochen fortdauerte.

Als Stiefel nach Eßlingen in sein Kloster zurückgekommen war, fuhr er fort, die Lehren und Gebräuche der römischen Kirche zu prüfen, und las nun statt der Kirchenväter und Scholastiker die Bibel und Luthers Schriften. Hierdurch überzeugte er nicht nur sich selbst mehr und mehr von der Nothwendigkeit und dem Nutzen der Kirchenverbesserung, sondern suchte gelegentlich auch Andere davon zu überzeugen. So hatte seine Reise nach Heidelberg und seine Bekanntschaft mit Luthern, dessen Freundschaft ihm in der Folge bey manchen mißlichen Lagen seines Lebens sehr wohlthätig zu Statten kam, schon jetzt den doppelten Vortheil, daß er selbst früher, als viele seiner Ordensbrüder die Wahrheit erkennen lernte, und daß durch ihn auch früher, als sonst vielleicht geschehen seyn würde, in einer entferntern Gegend von Teutschland Manche der reinern Lehre geneigt zu werden anfingen. Schade, daß durch seine eigene Schuld diese Vortheile nicht in einem höhern Grade erreicht wurden!

Er hatte sich schon in frühern Jahren mit vielem Fleiße auf die arithmetischen und mathematischen Wissenschaften gelegt, und es darinn zu einer großen Fertigkeit gebracht. Jetzt gesellten sich seine Beschäftigungen damit auf eine unglückliche Art zu seiner Lectüre der Bibel, worinn er, nach einem von Natur ihm beywohnenden Hange zu tiefsinnigen Speculationen, geflissentlich die dunklern und schwerern Bücher hervorsuchte, unter denen ihm denn natürlich keines willkommner seyn konnte, als die Offenbarung Johannis. In diesem von langen Zeiten her fast eben so viel gemißbrauchten als gelesenen Buche fand er nun mit Hülfe der Algebra den Sturz der römischen Hierarchie, den Triumph des Protestantismus, selbst die Personen der einzelnen Reformatoren, kurz Alles, was den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts so denkwürdig gemacht hat. In der That legte er durch diese Grübeleyen den Grund zu allen seinen nachmahligen Verirrungen und den harten Schicksalen, mit denen er dafür büßen mußte. Inzwischen waren sie ihm von der höchsten Wichtigkeit, und noch nach langen Jahren thut er sich viel darauf zu gute, durch die Resultate seiner apokalyptischen Untersuchungen dahin gebracht worden zu seyn, wohin eine unbefangene Vernunft und ein ruhiges Nachdenken ihn ohne Zweifel weit sicherer und besser geführt hätten. Mehr als dreyßig Jahre nachher sagt er ausdrücklich in einer seiner Schriften: er sey erst durch fleißiges Lesen der Offenbarung Johannis zur

vollkommenen Erkenntniß der Wahrheit gelangt, und durch mehrere Stellen dieses geheimnißvollen Buches bewogen worden, dem Papstthume förmlich zu entsagen und der Lehre Luthers völlig beyzupflichten.

Die erste bittere Frucht seiner mühseligen und undankbaren Beschäftigungen war ein schwärmerisches, aus vielen Strophen bestehendes Lied zum Lobe der Reformation *), welches er im Jahre 1522. herausgab, und worinn er u. a. zu beweisen suchte, daß unter dem Engel im 14. Kap. der Offenb. Joh. V 6. 7. niemand anderes als Luther vorgebildet werde, eine Meinung, die in der Folge mehrere Schriftausleger angenommen und vertheidiget haben. Dieses Lied machte weit und breit in Schwaben große Sensation. Auf der einen Seite fand es Beyfall bey vielen Laien, die es lasen, und dadurch für Luthers Lehre eingenommen wurden. Auf der andern Seite aber erregte es bey weit Mehreren den heftigsten Unwillen. Geistliche eiferten dagegen von den Kanzeln herab, und ermahnten die Zuhörer, sich nicht durch den Ketzer zu Eßlingen abtrünnig machen zu lassen;

*) Dieses lange Lied, welches jetzt zu den literarischen Seltenheiten gehört, führt vollständig den Titel: „Bruder Michel Styfel Augustiner, von Eßlingen, von der christformigen rechtgegründeten Leer D. Martin Luthers, ein überaus schön künstlich Lied in Bruder Veiten Ton, samt einer Nebenauslegung. 1522.“ (ohne Anzeige des Druckortes) 4.

Schriftsteller in Poesie und Prose widerlegten und parodirten es, wie denn namentlich auch der berühmte Satiriker Thomas Murner, damahls Prediger zu Frankfurt am Main, ein abgesagter Feind der Reformation, seine scharfe Feder gegen ihn ergriff *), worauf aber eine Antwort in den heftigsten Ausdrükken erfolgte **); und es kam endlich so weit, daß Stiefel seine Vaterstadt mit dem Rücken ansehen mußte.

Der Weihbischof von Kostnitz nämlich, in dessen Diöces Eßlingen gehörte, und der mit Unwillen vernahm, nicht allein, daß sich mehrere Einwohner in und um Eßlingen trotz allen Gegenanstalten ihrer Priester zum Protestantismus wandten, durch Stiefels Lied und Lehre bewogen, sondern auch, daß derselbe einige Personen im Beichtstuhle frey und ohne Absolutionszoll oder sogenanntes Beichtgeld, also zum Schaden des Weih-

*) „Ain new Lied von dem Undergang des christlichen Glaubens, in bruder Veiten Thon". 4. (Ohne Anzeige des Ortes und Jahres, 1522. oder 1523.)

**) „Antwort Michel Styfels vff Doctor Thomas Murnarrs murnarrische phantasey, so er wider yn erdichtet hat. Mit einer kurzen beschreibung des waren vnd einigen glaubens Christi. Darzu von Keyserlicher oberkeit, welcher alle Christen, geistlich oder weltlich genent, zu gehorsamen pflichtig seyn. Wittenberg, M. D. xxiij." 3 Bogen. 4. (Ist ein Sendschreiben an den evangelischen Bürger Klaus Engelfried zu Eßlingen.)

bischofs, in dessen Kasse ein Theil des Beichtgeldes floß, absolvirt hatte, machte Jagd auf ihn; und es hätte vielleicht in Kostnitz das Schicksal auf ihn gewartet, welches vor hundert und sieben Jahren Johann Huß daselbst gefunden hatte, wenn er ihm nicht durch die Flucht entgangen wäre. Es ist nicht uninteressant, zu lesen, was er selbst hierüber in seiner vorerwähnten Antwort an Thomas Murner sagt.

„Die Schuld meines Abweichens hat der Weih„bischof von Constanz. Denn dieweil die geistliche Ge„walt der Bischöfe Theil haben will an etlichen Sün„den, so fordert er seinen Sündenzoll in solchen Sün„den, und ziemet keinem Beichtvater, das Beichtkind zu „entladen von solcher Sünde, sie sey denn zuvor auf „den Bischof kommen mit dem Gelde des Sündenzolls. „Wider dieses heilige Recht hatte ich nun gesündiget. „Darum mich dieser Weinbischof *) beschickt, und mich „fragt, aus was für Ursachen ich diese Personen absol„virt hätte. Ich sprach: aus evangelischem Recht hätte „ichs gethan. Da sprach er, ich hätte eine Meinung, „die noch nicht bestätigt wäre von der Kirche; er ver-

*) Namen und Benennungen zu verdrehen, wie hier „Weinbischof“ und in dem angeführten Antwortschreiben „Murnarr“ und „murnarrisch“, das gehörte damahls nach dem Geiste der Zeit mit zu der Form bey mündlichen und schriftlichen Streitigkeiten. Selbst des edeln Luthers Streitschriften sind voll von solchen Verdrehungen.

„meinte auch, daß die gegebene Absolution sollte wider-
„rufen werden von wegen des ausstehenden Sünden-
„zolls. — Darnach hatte ich gesündiget mit meinem
„Liede, in dem ich Zeugniß gab des Luthers wahrhaf-
„ten, unsträflichen und englischen Lehre. Der Weih-
„bischof schickte mir seinen Kapellan, und ließ mich fra-
„gen, ob ich deß beständig seyn wollte, daß ich dieses
„Büchlein gemacht hätte. Das wollte Gott ewiglich
„nimmer, sprach ich, daß ich mich deß sollte verleug-
„nen: denn es ist die Wahrheit, und ich habs gemacht.
„Als nun desselbenmahls Herzog Ferdinand zu Stuttgart
„lag, und die Sage war, wie man des Luthers nicht
„dürfte mit Reden gedenken, da furchte ich, doch nicht
„ungewarnet, mir würde ein Spiel zugerichtet werden
„von dem Weinbischof, und bin also geflohen.“

Stiefel wandte sich nach Wittenberg, dem damahligen Zufluchtsorte aller vertriebenen Anhänger und Vertheidiger des verbesserten Lehrbegriffs, wohin ihm die mit Luthern vor sechsthalb Jahren gemachte vertraute Bekanntschaft um so mehr den Weg bahnte. Luther, der ihn schon einige Zeit zuvor in einem besondern Sendschreiben an die Gemeinde zu Eßlingen bey derselben vertreten und gegen die Angriffe der Priester nachdrücklich vertheidigt hatte, nahm ihn mit Wohlwollen auf. Unter seiner Anleitung bereitete er sich zu einem öffentlichen geistlichen Lehramte vor, wozu er schon vor geraumer Zeit die Weihe erhalten hatte.

Im

Im Jahre 1525. ersuchte Luthern eine östreichische Dame, Dorothea von Jörger, zu Tollet in Tyrol, ihr einen geschickten und rechtschaffenen Mann zum evangelischen Hausprediger vorzuschlagen. Luthers Wahl fiel auf Stiefeln, den er der Frau von Jörger in einem Briefe vom 31. März als „einen frommen, gelehrten, sittigen und fleißigen Menschen“ empfahl. Die Wahl ward genehmigt; Stiefel nahm noch am 27. Junius nebst einigen andern Freunden Luthers Theil an dessen Hochzeitfeyer, und ging nun, nach einem anderthalbjährigen Aufenthalte in Wittenberg, zu seinem neuen Posten ab.

Hier verwaltete er nicht allein die Geschäfte seines Berufs mit allem Beyfall seiner Principalin, sondern ließ es sich auch sehr angelegen seyn, in der umliegenden Gegend die Reformation zu befördern und reinere Religionsbegriffe zu verbreiten. Da er aber hierbey nicht behutsam genug zu Werke ging, so regte er die Geistlichkeit gegen sich auf; und als vollends seine vertraute Freundschaft und sein fleißiger Briefwechsel mit dem bekannten Märtyrer Leonhard Kaiser *), den er von Witten-

*) Dieser Mann war aus Raab bey Schärding in Baiern gebürtig, und stand als Pfarrer zu Wazenkirchen im Hochstift Passau. Hier predigte er, durch Luthers Schriften erweckt, nach dem evangelischen Lehrbegriffe. Der Bischof ließ ihn ins Gefängniß werfen, auf Fürsprache vieler Freunde aber wieder in sein Amt einsetzen, jedoch nur auf eidliches Angelöbniß,

berg her kannte, ruchbar wurde, so sahe er sich in Kurzem so von allen Seiten her mit wüthenden Verfolgern umgeben, daß auch die Jörgersche Familie ihn nicht länger schützen konnte, und sich um ihrer eigenen Ruhe willen genöthigt sahe, ihn seines Amtes zu entlassen, welches er kaum zwey Jahre geführt hatte.

Ehe es noch zur völligen Entlassung kam, hatte er seine mißliche Lage Luthern gemeldet, und dieser hatte ihm geschrieben, daß, wenn er sich dort nicht mehr sollte halten können, er getrost nach Wittenberg zurückkehren möge, wo er bey ihm Obdach und Pflege finden solle. Von diesem gütigen Anerbieten machte Stiefel jetzt Gebrauch. Nachdem er nun einige Monate in Luthers Hause zugebracht hatte, fürchtete er durch einen noch längern Aufenthalt die Bescheidenheit zu beleidigen, und wünschte zugleich seiner Thätigkeit wieder einen bestimmten Wirkungskreis angewiesen zu sehen, wozu sich denn auch Gelegenheit fand.

---

daß er hinführo nicht anders als der katholischen Lehre gemäß predigen wolle. Nachdem Käiser das Amt wieder ein halbes Jahr lang verwaltet hatte, drang ihn sein Gewissen, zu resigniren. Er ging nach Wittenberg, und benutzte Luthers Umgang und Unterricht. Als er zwey Jahre daselbst gewesen war, begab er sich auf die Nachricht, daß sein Vater tödtlich krank liege, nach Raab, um denselben noch einmahl zu sehen. Dort ward er von dem Pfarrer des Orts dem Bischofe verrathen, sofort wieder gefangen gesetzt, und am 16. August 1527. zu Schärding lebendig verbrannt.

In Lochau *), zwischen Wittenberg und Torgau, starb der Pfarrer, M. Franz Günther. Theils nun, weil die Landesherrschaft damahls an diesem Orte gewöhnlich ihr Hoflager **), und dieses auf die Einkünfte der Pfarre einen vortheilhaften Einfluß hatte, theils auch, weil der Ort nicht weit von Wittenberg entfernt lag, wünschte Luther die erledigte Stelle seinem Freunde, und empfahl ihn in dieser Absicht dem Kurfürsten Johann. Dieser war nicht abgeneigt, Luthern zu willfahren; nur Stiefel selbst hatte keine rechte Lust zu der Stelle, da die Einwohner des Ortes und ihre Sitten nicht in dem besten Rufe standen. Indeß ließ er sich doch bewegen, wenigstens auf einige Zeit nach Lochau zu gehen, um den Ort, die Gemeinde und die übrigen Umstände näher kennen zu lernen. Man wies ihm hier, da das Pfarrhaus noch von der Witwe des verstorbenen Günther bewohnt wurde, einen bequemen Aufenthalt in dem Schlosse an, und versorgte ihn unentgeltlich mit allen Bedürfnissen. Bey einer nähern Kenntniß des Ortes und der Gemeinde, die er nun doch nicht so übel zu finden meinte, wie er sie sich gedacht hatte, ward er allmählig geneigt, nicht allein das Amt anzunehmen,

*) Jetzt heißt der Ort Annaburg. Das ehemahlige kurfürstliche Schloß wurde 1762. zu einem Erziehungs-Institute für Soldatenknaben eingerichtet.

**) Kurfürst Friedrich der Weise starb daselbst 1525.

sondern auch die Witwe zu heurathen, die von dem verstorbenen Günther eine starke Anzahl noch unerzogener Kinder hatte. Luther, dem er seine Neigung schriftlich anzeigte, gab ihm in der Antwort seine Freude zu erkennen, daß er zu dem Amte Lust gewonnen habe, überließ aber die Wahl der Witwe seiner reiflichen Ueberlegung. Stiefel erhielt nun im Herbste 1528. das Pfarramt zu Lochau, wählte wirklich die Witwe seines Vorgängers zu seiner Gattin, und ließ sein Verlöbniß mit ihr durch Luthern selbst vollziehen, wie aus folgendem Briefe desselben an Joh. Agricola, damahls Rector in Eisleben, erhellt *).

„Noch in dieser Stunde reise ich nach Lochau, um „Michael Stiefeln mit des dortigen Pfarrers, M. Franzens, hinterlassenen Witwe, die Euch bekannt ist, zu „verloben, vielleicht auch, um ihn zugleich in das Amt „einzuführen. Wie sich doch die Dinge in der Welt „schikken und fügen! — Bey mir ließ sich der Mann „nicht länger halten: denn vor übergroßer Bescheidenheit „fürchtete er, seine Erhaltung möchte mir lästig fallen, „wollte daher lieber, unter welchen Bedingungen es „auch sey, anderswo leben, so daß ich endlich, wie„wohl sehr ungern, nachgeben und ihn von mir lassen „mußte.“

*) Die hier ganz oder theilweise mitgetheilten Briefe Luthers sind sämmtlich eigentlich lateinisch geschrieben.

Stiefel verwaltete sein Predigtamt vom Anfang an mit aller nur möglichen Treue, Gewissenhaftigkeit und Bedächtigkeit. In allen wichtigen Fällen, wo er seinem eigenen Urtheile nicht trauen zu dürfen glaubte, wandte er sich an Luthern, gegen dessen Einsichten und Erfahrungen er große Hochachtung hegte, und erhielt von ihm die heilsamsten Belehrungen und Rathschläge. — Wie viel Luther auf ihn hielt, das erhellet theils daraus, daß er ihn nicht nur gern bey sich in Wittenberg sahe, sondern auch ihn fleißig in Lochau besuchte, theils aus der Werthschätzung, mit der er seiner in Briefen an andere Freunde gedenkt, so wie aus der Heiterkeit und Vertraulichkeit, die mehrere von den noch vorhandenen Briefen, die er an ihn selbst geschrieben hat, auszeichnen, wovon nachstehendes Billet eine Probe gibt.

„Meinen dreyfachen Gruß zuvor, liebwerther Herr „Michael! Weiter hab ich Euch zwar nichts zu schrei„ben; damit Ihr Euch aber nicht beschweren sollt, daß „ich gar nicht an Euch schreibe, so hab ich Euch denn „doch wenigstens den Gruß schreiben wollen, und Euch „zugleich kund und zu wissen thun, daß ich nächster „Tage, so Gott will, mit einer ganzen Schaar kirsch„lustiger junger Herren*) zu Euch kommen und Eure

*) Die multi ceralophili pueri sind ohne Zweifel Studenten. Wie gern Luther mit der akademischen Jugend umging, ist eben so bekannt, als wie sehr diese an ihm hing. Als er am 10. Dec. 1520. das Jus canonicum und die gegen ihn er-

„Kirschen heimsuchen werde. Gott mit Euch! 1530.
„Martinus Luther.“

Wie es mit Stiefels Ehestand und häuslichem Leben gegangen, darüber scheinen keine ausdrücklichen Nachrichten vorhanden zu seyn. Indeß hat man keinen Grund, in diesem Betracht etwas übels zu vermuthen; und selbst aus solchen Briefen Luthers an Stiefeln, wie der eben mitgetheilte, und aus dessen Lustreisen nach Lochau dürfte sich vielleicht mit ziemlicher Sicherheit folgern lassen, daß in dem dortigen Pfarrhause Zufriedenheit und Heiterkeit gewohnt haben müsse.

Wie glücklich aber Stiefels Amtsführung und Privatleben zu Lochau auch immer seyn mochte, so hatte sein Glück daselbst doch leider nur kurzen Bestand. Denn nach Verlauf weniger Jahre kam die traurige Epoche, die auf sein ganzes übriges Leben einen entscheidenden Einfluß hatte.

Seine Neigung zu schweren und geheimen Wissenschaften, die einige Jahre geschlummert hatte, war in Lochau mit verjüngten Kräften wieder erwacht, und fand

---

lassene päpstliche Bulle in Wittenberg verbrennen wollte, begleitete ihn eine Menge von Studirenden vor das Elsterthor, wo die Execution vor sich gehen sollte; und wenn er von einer Reise zurückkam, zogen sie ihm schaarenweise entgegen und holten ihn wie im Triumphe ein. So konnte er also wohl auch seine Lieblingsschüler mit nach Lochau in die Kirschen nehmen wollen.

bey der ländlichen Einsamkeit und Muße besondere Nahrung. Er fing an, alle Stunden, die ihm seine Amtsarbeiten übrig ließen, auf das Studium der Apokalypse und anderer schweren biblischen Bücher, und auf die Berechnung verwikkelter arithmetischer Aufgaben zu verwenden. Diese Beschäftigungen führten ihn allmählig auf die sonderbarsten Träumereyen. Namentlich wollte er in der Ueberschrift des Kreuzes Christi, in den Worten „Viderunt, in quem pupugerunt“*) und in mehrern Stellen der Offenbarung Johannis mit Hülfe der Buchstabenrechnung gefunden haben, daß die Wiederkunft des Herrn zum allgemeinen Weltgericht und das mitfolgende Ende aller sichtbaren Dinge am Tage Galli 1533, oder genau nach seinem Ausdrukke „im Jahre 1533, im zehnten Monat, in der zwey und vierzigsten Woche, am zweyhundert zwey und achtzigsten Tage, Morgens in der achten Stunde“, zuverlässig erfolgen werde. Die wiederholten und manchfaltigen Berechnungen, die er darüber angestellt hatte, trafen seiner Meinung nach alle so wunderbar-genau zusammen, daß er an der Untrüglichkeit der Sache gar nicht mehr zweifelte. Als Schriftsteller legte er seine vermeinte Entdekkung in einem „Sermon vom Ende der Welt“ **)

*) „Sie werden sehen, in welchen sie gestochen haben.“ Joh. 19, 37.

**) Ein Anhang zu seinem „Büchlein vom Antichrist“. Wittenberg, 1532. 8.

dem Publico vor; und als Lehrer der Religion hielt er sich verpflichtet, besonders seine Gemeinde davon zu benachrichtigen. Er ermahnte sie demnach in seinen öffentlichen Vorträgen zu einer wahren Sinnesänderung und würdigen Vorbereitung auf den bevorstehenden Gerichtstag. Sein Schulmeister Theodor Windisch, dessen Vernunft sich leicht unter die übermenschliche Weisheit seines Pfarrherrn gefangen nehmen ließ, war sein treuer Gefährte auf dem Irrwege; und beyde arbeiteten nun mit vereinigten Kräften an der Sittenverbesserung des Volkes. Der Ruf von dieser neuen Offenbarung verbreitete sich bald in der umliegenden Gegend; aus Städten und Dörfern des Kurkreises, und noch aus weiterer Entfernung, strömten die Menschen in zahlloser Menge herbey, um sich aus Stiefels Bußpredigten zu erbauen, und gemeinschaftlich mit der Lochauer Gemeinde sich auf den angekündigten furchtbar-feyerlichen Tag vorzubereiten.

Seit Stiefel von seiner neuen Schwärmerey eingenommen war, hatte er sich von Luthern zurückgezogen. Da aber Lochau von Wittenberg nur vierthalb Meilen entfernt war, so konnte das Unwesen dem Reformator nicht lange verborgen bleiben, und er suchte den unberufenen Propheten durch die nachdrücklichsten Vorstellungen von seinem Irrthume zu überführen und von noch weitern Verirrungen zurückzuhalten. „Ich gestehe Euch", schreibt er ihm u. a. zu Ende des Junius 1533.,

„Eure heftigen Gemüthsbewegungen bringen mich immer „mehr auf die Vermuthung, der Satan hat Euer be„gehret, daß er Euch sichten möge. Denn wer so mit „nichtigen Dingen Eure Affecten erregt, der kann ja durch „eben so nichtige Dinge auch Euern Verstand verwirren.“ Aber alle Vorstellungen und Warnungen waren umsonst. Stiefel beharrte steif und vest bey seinem Glauben, da er ihn mathematisch beweisen zu können meinte. Ja, nach einer Stelle in Luthers Tischreden *) zu schließen, verleitete ihn seine Leidenschaft sogar zu heftigen und beleidigenden Antworten gegen seinen warnenden Freund. Denn Luther sagt daselbst, „es habe ihm sein Lebenlang kein Widersacher so böse Worte gegeben, als Stiefel“. In allen seinen Vorträgen sprach er nun von dem bald hereinbrechenden jüngsten Tage, und wünschte, daß seine Ermahnungen zur Buße nicht vergeblich seyn möchten, damit alle seine Zuhörer mit Freudigkeit vor dem Weltrichter erscheinen und Rechenschaft ablegen könnten. Diese wurden zum Theil durch die Prophezeihung zu den größten Unordnungen hingerissen. Viele lebten ganz sicher und sorglos, zehrten von ihren Vorräthen und dachten an kein Arbeiten mehr; ja einige verkauften Haus und Hof und Habseligkeiten, und brachten das daraus gelöste Geld liederlich durch, weil sie hinfort nichts mehr zu bedürfen glaubten. Das

*) Ausg. von 1567. Bl. 379.

alles konnte Stiefel ruhig mit ansehen: so sehr hatte sein eitler Wahn sich seines Gemüthes bemeistert!

Endlich erschien der erwartete und gefürchtete sechzehnte October. Mit frühem Morgen drängte sich die versammelte Menge, von dem Propheten angeführt, unter lauten Gesängen in die Kirche, um hier der Ankunft des Richters zu warten. Die entscheidende Stunde schlug; Alle sanken auf die Kniee, und fleheten um Schonung und Gnade. Aber noch war kein Feldgeschrey, keine Stimme des Erzengels, kein Hall der Posaunen, kein Donner vom Himmel, kein Tosen der erschütterten Erde zu hören. Stiefel ermahnte von der Kanzel herab die Harrenden, sich den Verzug nicht irre machen zu lassen, als wodurch der Herr nur ihren Glauben prüfen wolle. Noch eine Stunde war verstrichen, und Alles blieb so ruhig, wie es vorher gewesen war. Jetzt sahe die Versammlung ein, daß sie getäuscht sey; und ob wohl ihrer Viele sich innerlich freuen mochten, daß die Prophezeihung nicht eingetroffen war, da sie sich eben keines sanften Spruches aus dem Munde des Richters zu versehen gehabt hatten, so äußerten doch desto Mehrere laut den heftigsten Unwillen, Diese, weil sie durch leere Furcht vor der Höllenquaal und erzwungene Bußübungen unnöthiger Weise ihr Gemüth beunruhiget, Jene, weil sie in gewisser Erwartung des Endes der Welt ihr Hab und Gut durchgebracht oder veräußert hätten. Stiefel ward mit den bittersten Vorwürfen und Schmähungen

überhäuft, schlich tief beschämt nach Hause, und sahe sich nun auf einmahl so verhaßt und verachtet, daß er, um sich kurz aus der Verlegenheit zu ziehen, sein Pfarramt aufgab und Lochau verließ.

Eingewurzelte Vorurtheile lassen sich schwerlich ganz ablegen; das zeigte sich auch hier. Stiefel hatte für seine prophetische Schwindeley schwer genug büßen müssen; gleichwohl konnte er sich nicht ganz davon losmachen. Vorsichtiger zwar und zurückhaltender war er geworden, und hatte den Einfall aufgegeben, zukünftige Begebenheiten nach Tag und Stunde vorherbestimmen zu wollen; aber der Hang zum Weissagen blieb doch in ihm haften. Denn in dem Anhange zu seiner Ausgabe von Rudolphs Algebra, wo er seine verunglückte Verkündigung „als einen Irrthum und eine Sünde vor Gott und aller Welt bekennt und bereuet", äußert er gleichwohl noch wenigstens Vermuthungen in Ansehung der Zeit, wo der jüngste Tag wirklich erfolgen werde.

Von Lochau entwichen, wandte er sich wieder nach Wittenberg. Hier gab er mit großem Beyfalle öffentlichen und Privatunterricht in den mathematischen und arithmetischen Wissenschaften, und zog darinn mehrere Schüler, die dem Lehrer Ehre machten, unter denen besonders der nachmahls berühmte Kaspar Peucer genannt zu werden verdient *). Luther, der seine recht-

*) Melch. Adami vit. Medicor. germau. p. 168. ed. frcof.

schaffene Gesinnung schätzte, wenn er auch seine Schwärmereyen mißbilligen mußte, fuhr fort, als thätiger Freund für ihn zu sorgen, und beförderte ihn im Jahre 1542. oder 1543. zu dem erledigten Pfarramte in Holzdorf, unweit Lochau, wie denn durch seine Verwendung auch der Schullehrer Windisch um eben die Zeit Pfarrer zu Groß-Treben in der Pretzscher Diöces wurde.

Bey seiner neuen ländlichen Muße setzte Stiefel seine mathematischen Beschäftigungen unermüdet fort, und erwarb sich durch seine arithmetischen Lehrbücher *) den allgemeinen Beyfall der Kenner. Durch diese schriftstellerischen Arbeiten verdiente er sich zu den sehr geringen Einkünften seines Amtes so viel zu, daß er wenigstens sorgenfrey leben konnte. Indeß suchte er doch bey Gelegenheit einer Kirchenvisitation um eine beliebige Gehaltszulage an, wie folgende Stelle des Visitationsberichtes zeigt: „Zu Holzdorf ist Michael Stiefel „Pfarrherr. Dieser M. Stiefel, der viel in seiner

*) 1) Arithmetica integra, die vollkommene Rechenkunst (mit Phil. Melanchthons Vorrede). Nürnberg, 1544. 4. Die Zuschrift an einen Arzt, D. Jakob Milich, ist unterzeichnet: ex pago Holzdorff 1543. — 2) Die deutsche Arithmetica oder Hausrechnung, die deutsche Coß- und Kirchenrechnung. Ebendas. 1545. 4. — 3) Rechenbuch von der welschen und deutschen Practic. Ebendas. 1546. 4.

„Arithmetik und Kunstrechnung Bücher geschrieben, und „dergleichen noch studiret, berichtet, daß er in seinem „Pfarramte von seiner Selbstarbeit etliche Gülden erwor„ben, mit denen er sich desto stattlicher erhalten, zu „dem, so hat er kein Kind nicht; ohne das bedarf „er doch einer gnädigen Zulage, das er auch seinem „gnädigsten Herrn will heimgestellt haben, die er auch „mit großer Danksagung wollte annehmen.“

Ob ihm dieses Gesuch bewilliget oder abgeschlagen worden, weiß man nicht. Bekannt aber ist aus seinen Schriften, daß ihn der im Jahre 1546. zwischen dem Kaiser und den protestantischen Reichsfürsten ausgebrochene Krieg aus seiner bisherigen Lage riß. Die spanischen Truppen vertrieben alle Einwohner der Gegend von ihren Wohnsitzen. Stiefel flüchtete nach Frankfurt an der Oder, und blieb da eine Zeit lang, mit dem Vorsatze, dem Wunsche seiner Pfarrkinder gemäß nach Holzdorf zurückzukehren, sobald wieder Ruhe seyn würde. Als aber nach der unglücklichen Schlacht bey Mühlberg (1547.) der Kurfürst Johann Friedrich auf der Lochauer Heide in kaiserliche Gefangenschaft gerieth, und nun die Umstände in Sachsen noch bedenklicher wurden, begab er sich nach Preußen, und erhielt dort die Pfarrstelle zu Haberstroh unweit Königsberg. Hier gab er die schon oben beyläufig erwähnte neue Bearbeitung von Ru-

dolphs Algebra *) heraus, ingleichem — zum Beweis, daß er das apokalyptische Speculiren nicht lassen konnte — „Eine sehr wunderbarliche Wortrechnung, sammt einer merklichen Erklärung etlicher Zahlen Danielis und der Offenbarung St. Johannis“ **).

Noch hier in Haberstroh erhielt er zu wiederholten Mahlen Briefe von seiner verwaisten Holzdorfer Gemeinde mit der dringenden Bitte, zu ihr zurückzukommen. Diese Bitte zu erfüllen, mochten ihm Umstände unmöglich machen. Indeß blieb er doch auch nicht in Haberstroh, sondern ging einige Zeit darauf nach Königsberg, um auf der unlängst (1544.) dort errichteten Universität theologische und mathematische Vorlesungen zu halten.

In dieser Zeit wurden die in der Kirchengeschichte bekannten theologischen Fehden zwischen der Partey des bereits (1552.) verstorbenen Königsbergischen Professors Andreas Osiander und dem rüstigen Streiter Matthias Flacius, der sich damahls in Magdeburg auf-

*) Die Coß Christoph Rudolphs mit schönen Exempeln der Coß durch Michel Stifel gebessert und sehr gemehrt. Königsberg, 1554. 4. Nürnberg, 1571. 4. Amsterdam, 1615. gr. 8.

**) Diese Schrift, eigentlich ein Sendschreiben an Christoph Ottendorffer, Bürger zu Königsberg, datirt „Haberstroh, den letzten Tag des Herbstmondes im Jahr 1552.“, erschien einzeln zu Königsberg 1553, und dann im folgenden Jahre als ein Anhang zu der neuen Ausgabe von Rudolphs Algebra.

hielt, mit großer Heftigkeit geführt. Auch unser Stiefel interessirte sich mit vieler Lebhaftigkeit für diese Streitigkeiten, und schlug sich, so sehr ihn auch die Königsbergische Partey für sich zu gewinnen suchte, doch auf die Seite des Flacius. Ja er ward so von Bewunderung und Verehrung für diesen Mann eingenommen, daß er kein Bedenken trug, ihn geradezu Luthern an die Seite zu setzen. Denn so wie er diesen schon seit vielen Jahren für den ersten Engel in dem oben angeführten Kapitel der Offenbarung Johannis hielt, so mußte jetzt der in dem 8. Verse desselben Kapitels vorkommende zweyte Engel, der jenem auf dem Fuße nachfolgte, kein Anderer seyn, als Matthias Flacius. Diese Deutung legt er in seiner nie gedruckten vollständigen Auslegung der Apokalypse *) mit enthusiastischen Ausdrükken dar. Er hatte auch von nun an keinen sehnlichern Wunsch, als diesen neuen Engel von

*) Das Manuscript dieses weitläufigen Werkes, woran Stiefel bis an das Ende seines Lebens unermüdet arbeitete, und welches man als das Magazin aller seiner prophetischen und apokalyptischen Weisheit betrachten muß, wird in der Bibliothek der Thomaskirche zu Leipzig aufbewahrt. Dahin hat es der berühmte Selnecker mit folgender Innschrift geschenkt: Explicationem Apocalypseos D. Johannis scriptam a Rev. V. D. M. Michaele Stifelio, Theologo, Arithmetico celeberrimo, mihi testamento eius legatam et manu ipsius propria exaratam, consecro et dono templo Thomano 1580. Nicol. Selneccerus D. Superint.

Angesicht zu Angesicht zu schauen. Die Erfüllung dieses Wunsches erreichte er im Jahre 1557.

Im Januar dieses Jahres ward nämlich zu Koswigk im Fürstenthum Anhalt von mehrern angesehenen Geistlichen der evangelischen Kirche ein Convent unter Flacius Vorsitze zur Beylegung der bisherigen theologischen Mißhelligkeiten gehalten; und der gute alte, schon siebzigjährige Stiefel ließ sich den weiten und sauern Weg nicht verdrießen, bey diesem Convente zu erscheinen, nicht sowohl, um an den Verhandlungen der gegenwärtigen Theologen Theil zu nehmen, als vielmehr, um den bisherigen Gegenstand seiner Bewunderung, den Flacius, persönlich kennen zu lernen. Seine Erwartung von ihm ward nicht getäuscht: er fand ihn, wie er in seiner angeführten Erklärung der Apokalypse selbst gesteht, ganz so, wie er sich ihn gedacht hatte, als einen andern Luther. Von der Zeit an konnte er sich des Wunsches nicht erwehren, die noch übrige Zeit seines Lebens dem angebeteten Manne eben so nahe zu seyn, wie er ehemahls Luthern gewesen war. Auch das mußte sich fügen.

Denn als Flacius das Jahr darauf (1558.) von dem Herzoge von Sachsen auf die neuerrichtete Universität Jena war berufen worden, faßte Stiefel den Entschluß, Königsberg mit Jena zu vertauschen, voll des Gedankens, welches Glück es für ihn seyn müsse, mit einem Manne, in dem er sich einen leibhaften Engel

dachte,

dachte, an einem Orte zu leben. Er langte im nächstfolgenden Jahre (1559.) in Jena an, erwarb das akademische Bürgerrecht, und ward von dem Rector der Universität, Johann Stiegel, mit folgenden Worten in die akademische Matrikel eingetragen: Michael Stifel, Senex, Artium Magister et Minister Verbi Divini. Hier in Jena scheint er in Schriftstellerey und in mathematischem und arithmetischem Privatunterrichte Beschäftigung und Unterhalt gefunden zu haben. Daß er ein eigentliches akademisches Lehramt verwaltet habe, wie Einige glauben, davon melden wenigstens die Urkunden der Universität nichts. Viel weniger ist es gegründet, daß er Diaconus an der dortigen Stadtkirche gewesen sey, wie hin und wieder angegeben wird. Ohne Zweifel hielten ihn seine hohen Jahre ab, noch ein ordentliches und öffentliches Lehramt zu suchen.

Uebrigens war er nicht lange in Jena gewesen, als er mit Bedauern einsehen mußte, daß der vermeinte Engel Flacius wenigstens nicht in die Klasse der guten Engel gehöre. Dieser unverträgliche Mann, der überall nur Streit suchte, hatte für nichts weniger Sinn, als für Freundschaft; und weit entfernt, sich einem Manne dankbar zu beweisen, der in seinem hohen Alter zweymahl, lediglich aus Liebe zu ihm, die beschwerliche Reise von mehr als hundert Meilen übernommen, ruhete er vielmehr nicht eher, als bis er auch ihn in seine spitz-

findigen Streitigkeiten gezogen hatte. Als vollends der ehrliche Stiefel es für Freundschaftspflicht hielt, ihm die Unbilligkeit seines harten und intoleranten Verfahrens gegen angebliche Irrlehrer vorzustellen, und ihn zu mildern Gesinnungen zu ermuntern, war der förmliche Bruch unvermeidlich. Flacius, der nie den geringsten Widerspruch vertragen konnte, ward so gegen ihn erbittert, daß er ihn selbst mit in die Klasse der sogenannten Irrlehrer warf, und ihm Meinungen aufbürdete, die dem guten alten Manne nie in den Sinn gekommen waren. Alles was Stiefel versuchte, der Unbilligkeit seines Gegners Einhalt zu thun, brachte diesen nur noch mehr auf, und erregte zugleich dessen ganzen gewaffneten Anhang, so daß er sich in Kurzem von allen Seiten her von Feinden und Verfolgern umringt sahe. Eine Zeit lang duldete er diese Angriffe mit stiller Gelassenheit; als man ihn aber sogar in den öffentlichen Vorträgen bey dem Volke verdächtig zu machen suchte, glaubte er es seiner Ehre schuldig zu seyn, diesen unverdienten Schimpf von sich abzuwenden, und entschloß sich, die unbefugten Verketzerer förmlich bey der Obrigkeit zu belangen. Dieß that er in folgendem Schreiben an Herzog Johann Friedrich den Zweyten.

„Hochgeborner Fürst, Gnädiger Herr!

„Ich alter schwacher Mann werde sehr beschweret „von den vier Professoren der Theologie Musäus,

„Illyricus*), Wigand und Juder. Sie „geben mir Schuld, ich sey ein Antinomer, Gesetzschän„der **), wie sie es verteutschen, deß mich Gott der „Herr unschuldig weiß. Wo ich nun des schrecklichen „Irrthums würde überwiesen, soll man meines Alters „nicht verschonen, sondern über mich gehen lassen meine „verdiente Strafe. Wo ich aber nicht werde überwie„sen, wolle Ew. Fürstl. Gnaden mit diesen hochmüthi„gen Leuten verschaffen, daß ich Friede vor ihnen haben „möge. Ihrer sind vier, so bin ich allein, und ist „jeder unter ihnen viel listiger und geschwinder denn „ich, der ich jetzt auf der Grube gehe. Ich habe viel „Stichelns von der Kanzel eine Zeit lang von ihnen er„fahren müssen, und ist des Stichelns noch bis auf den „heutigen Tag kein Aufhören. Sie haben mir im ver„gangenen Jahre eine Schrift gestellet voll groben Irr-

*) Dieses ist eben Flacius. Er war zu Albona, einem Städtchen in Illyrien, dem heutigen Sclavonien, geboren, und führte, wie es damahls üblich war, von seinem Vaterlande den Beynamen Illyricus. Sein eigentlicher Familienname war Flach.

**) Zur Zeit der Reformation kamen einige Theologen, aus Mißverstand des Satzes von der evangelisch-christlichen Freyheit, auf die widersinnige Behauptung, das Evangelium mache jedes Sittengesetz entbehrlich. Die Anhänger dieser saubern Lehre, die aus begreiflichen Gründen bey Vielen Eingang fand, wurden Antinomisten, Gesetzstürmer oder Gesetzschänder genannt.

„thums, damit ich von ihnen wohl geplaget ward, deren „Confutation ich zuletzt gen Hof ließ gelangen, in Hoff„nung, dieſe unſere Sache ſollte erkennet werden, welches „bis anhero nicht geſchehen. So denn aber jetzt das „chriſtliche und wohlbedachte Conſiſtorium durch Ew. „Fürſtl. Gnaden iſt aufgerichtet worden, ſo habe ich „dieſe Gelegenheit nicht wiſſen zu verſäumen, denn ſonſt „hätte ich wohl mein Lebenlang müſſen ſchweigen und „großes Unrecht leiden ꝛc.“

Flacius ſtand in viel zu großem Anſehen an dem herzoglichen Hofe, als daß dieſe Klagen und Bitten gegen ihn und ſeinen Anhang die gewünſchte Wirkung hätten haben können. Es blieb alſo dem alten gekränkten Manne zur Rettung ſeiner Ehre kein anderes Mittel übrig, als vor dem Publicum ſeine Orthodoxie zu vertheidigen und ſeine Gegner zu widerlegen. Die lateiniſchen und teutſchen Schriften, die er in dieſer Abſicht von 1561. an herausgab, mußten auch alle Billigdenkenden von ſeiner Unſchuld überzeugen, konnten aber nur ſeine Widerſacher nicht zum Schweigen bringen. Etwas mehr Ruhe erhielt er durch die Entfernung des unverſöhnlichen Flacius, der 1562. nach Regensburg ging. Die völlige Ruhe gewährte ihm endlich der Tod. Er ſtarb am 19. April 1567. im achtzigſten Jahre ſeines Alters.

Von Seiten ſeines Herzens war Stiefel ein untadelicher und höchſt achtungswerther Mann: aufrichtig, unverſtellt, freymüthig und unerſchrokken im Bekenntniſſe

seiner Ueberzeugungen; treu und redlich gegen seine Freunde; dem Frieden und der Verträglichkeit ergeben, und frey von allem Hasse gegen Andersdenkende. Die Heftigkeit in seinen frühern Streitschriften gegen Murner und Andere läßt sich von Seiten seines Zeitalters, wo Schimpfworte mehr galten als alle Argumente, auch von Seiten seiner warmen Liebe zu Luthern entschuldigen.

Seine gelehrte Bildung war für seine Zeiten nicht unbedeutend. Doch ging ihm hierinn, nach seinem eigenen Geständniß (Arithm. integr. Cap. XIII.), die Kunde der griechischen Sprache ab. Indeß begnügte er sich beym Studium des Euklides und anderer für ihn wichtigen Schriften nicht mit gedruckten Uebersetzungen, sondern ließ sich dieselben von gelehrten Freunden, die des Griechischen mächtig waren, mündlich vorübersetzen, und verglich ihre Dolmetschung mit dem Gegenstande und Innhalte. — Als Theolog war er aufgeklärt in seiner Erkenntniß und treffend in seinen Urtheilen, sobald ihm nur nicht seine apokalyptischen und prophetischen Phantasmen in den Weg traten. Daß diese jedoch auf die Reinigkeit seines eigentlichen Lehrbegriffes keinen nachtheiligen Einfluß hatten, da sonst Schwärmer so leicht zu irrigen Glaubenssätzen hingerissen werden, dafür spricht, außer manchen Stellen in seinen eigenen theologischen Schriften, seine warme Anhänglichkeit an die Reformatoren und die Reformation. Auch hat er sich, wie wir oben gesehen haben, um die Beförderung und Ausbreitung der gereinigten Lehre in

mehreren Gegenden ein nicht unbedeutendes Verdienst erworben. — Doch größer noch sind seine Verdienste um die Cultur der mathematischen Wissenschaften. Wie viel er hierinn für seine Zeiten geleistet, das ist von allen Kennern, selbst unter den Ausländern, einstimmig gerühmt worden; und noch neuerlich hat Kästner bestätiget, was schon Montucla von ihm geurtheilt hatte, daß er nur noch einen kleinen Schritt weiter hätte thun dürfen, um dem schottischen Baron Neper in der Erfindung der Logarithmen um ein halbes Jahrhundert zuvorzukommen, und dadurch eine Ehre mehr auf uns Teutsche zu bringen.

XIV.

Sebastian Joseph von Carvalho,

Graf von Oeyras,

Marquis von Pombal.

(Geboren 1699. Gestorben 1782.)

Alle in der Weltgeschichte genannte Länder und Staaten haben ihre Periode gehabt, wo sie sich durch Kraft und Energie, durch große und glückliche Unternehmungen und Flor auszeichneten, und wieder solche, wo sie in Thatlosigkeit und Schwäche zurück sanken, ihren Ruhm, wie ihren Wohlstand verlohren, und ihre Unabhängigkeit wo nicht ganz einbüßten, doch nur kümmerlich und nicht durch sich selbst, sondern durch die Conjunktur der Umstände erhielten. In manchen dieser Staaten trat ein Zeitpunkt ein, wo sie sich ganz in ihrem alten Glanze und ihrer Macht und Größe wieder herstellten; so gar wohl noch über dieselbe sich erhoben; wie dieß jetzt bey Frankreich der Fall ist. In andern wurden Versuche dahin gemacht; wie, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, in Portugal. Diese zweyte Periode der Größe und Auszeichnung unterscheidet sich jedoch von der ersten meistens dadurch, daß sie durch die seltene Geisteskraft einzelner Menschen bewirkt wurde; da jene erste in der Energie der Nation ihren Grund hatten. Daher denn die zweyte auch in ihrem Erfolge, besonders aber in ihrer Dauer, unsicherer

und beschränkter zu seyn pflegt, als die erste. Meistens, besonders, wenn noch nichts vollendet werden konnte, endigt sich die mehrerwähnte zweyte mit den großen Männern, die ihre Urheber waren, und die Staaten, bey denen sie eintreten, sinken dann meistens noch tiefer herab, als vorher.

Portugal hatte, wie man weiß, die Periode, seiner Energie, seines Glanzes und seines Ruhms, von dem Anfange des funfzehnten, bis zum Anfange des sechzehnten Jahrhunderts. Dann sank es nach und nach herab, bis es, in der ersten Hälfte des achtzehnten, fast in Vergessenheit und Verachtung gerieth. Seine Entdeckungen und Eroberungen hatten es reich gemacht; sein Reichthum machte es weichlich und unthätig; seine Unthätigkeit abhängig von andern Staaten. Adels-Aristokratie und Pfaffen-Herrschaft vernichteten die königliche Gewalt, die Regenten waren in tiefe unheilbare Schlaffheit, das Regenten-Geschlecht in eine gänzliche Ausartung versunken. Der Staat schien einem rettungslosen Zustande hingegeben zu seyn und die Fortdauer seines ruhm- und wirkungslosen Daseyns nur dem Umstande zu verdanken, daß damahls nicht, wie jetzt, Ein Staat über das Schicksal der übrigen entschied; und streitende Interessen und sich balancirende Kräfte der Regierungen noch eine Art von Gleichgewicht in Europa erhielten.

Da erhob sich, in jenem Staate ein Mann, der mit einer seltenen Kraft, eine noch seltnere Kühnheit und Be-

harrlichkeit verband und den großen Entschluß faßte, seinem Vaterlande den alten Ruhm und die ehmahliche Unabhängigkeit wieder zu geben. Man muß den Zustand, worin damahls Portugal war, ganz kennen, um diesen Entschluß und dieß Unternehmen und das was zu Stande gebracht wurde ganz würdigen zu können. Wäre man seinem Systeme getreu geblieben und wäre ein Mann von ähnlicher Einsicht und Kraft in seine Fußtapfen getreten, Portugal und das Haus Braganza wäre wahrscheinlich nicht da wo es jezt ist.

Wenn diese Betrachtung sich aufdringt; so muß sie auch der Uebersicht des Lebens und der Thaten Pombals, gerade in diesem Zeitpunkte, ein erhöhtes Interesse geben. Und wenn dieselbe, der Bestimmung dieser Blätter nach, eine bloße Uebersicht seyn kann; so wird doch auch diese hinreichen, ein Urtheil zu fällen und dieß Interesse, dem allgemeinsten Bedürfnisse nach, zu befriedigen. *)

Sebastian Joseph von Carvalho entbehrte den Vortheil, in dem Anfange und der Fortsetzung seiner Laufbahn und seiner Minister-Wirksamkeit, den eine hohe Abkunft und ein glänzendes Geschlecht gewäh-

*) Eine vollständigere Darstellung findet sich in Stöver's Unser Jahrhundert ꝛc. fortgesezt von Voß, Th. VII.; wovon, was hier geliefert wird, eigentlich nur ein Auszug ist. d. V.

ren. Auf seiner Abstammung, wie auf seinem Geburtsorte ruht Dunkelheit. Man ist zweifelhaft darüber, ob er zu Lissabon, oder zu Coimbra gebohren sey. Seine Gegner lassen ihn meistens in dem gemeinen Bürgerstande seinen Ursprung nehmen. Doch ist das wahrscheinlicher, daß er aus dem niedern Adel entsprossen ist. Mütterlicher Seits soll er sogar aus der Familie Mendoza entsprossen seyn; die zu der höchsten Adels-Classe gehörte. So viel ist gewiß, daß seines Vaters Bruder ein angesehener Geistlicher war; der mit dem ersten Minister des Königs Johann des fünften, dem Cardinal von Motta, in Verbindung stand. Dieser sein Oheim war es auch, der seine Erziehung besorgte, und ihm eine Aussicht zu einer Anstellung eröffnete. Man bestimmte ihn für die juristische Carriaire; allein dem feurigen Geiste Carvalho's behagte das trockne Studium der Jurisprudenz nicht. Er verließ daher diese Laufbahn und wählte die des Kriegers. Durch die Empfehlung seines Oheims erhielt er eine Anstellung, unter der Garde des Königs. Dadurch kam er mit den jungen Leuten, aus den ersten adlichen Familien in Verbindung; was aber, anstatt sein Glück zu befördern, es beynah für immer vernichtet hätte.

Der junge Adel vom ersten Range, war damahls in einem hohen Grade ausschweifend und zügellos. Er erlaubte sich alles und es ging ihm auch meistens alles ungestraft hin. Carvalho, den der Ehrgeiz spornte, begnügte sich nicht, es ihm gleich zu thun, sondern strebte nach

der Ehre der Anführung; was ihm auch gelang. Aber ihm, der nicht zu der begünstigten und mächtigen Klasse gehörte, wurde nicht zu Gute gehalten, was man seinen vornehmen Kameraden nachsah. Man wollte ihn die Mißbilligung seines Betragens empfinden lassen und überging ihn, bey einer allgemeinen Beförderung im Militär. Carvalho, dadurch gekränkt, foderte seinen Abschied. Er erhielt ihn nicht nur sogleich, sondern auch die Weisung, sich einige Zeit von Lissabon zu entfernen. Die Laufbahn der Ehre und Beförderung schien ihm also auf einmahl und für immer versperrt zu seyn.

Carvalho begab sich, wir wissen nicht auf welche nähere Veranlassung, nach Soure; wo er einige Jahre dem Anscheine nach mit Entsagung aller Ansprüche und Plane des Ehrgeizes, als den für einen guten Gesellschafter zu gelten, ruhig und unbemerkt lebte.

Dieser Aufenthalt war, für seine Sitten und seinen Charakter sehr wohlthätig. Seine angenehmen gesellschaftlichen Talente verschafften ihm Aufnahme in den besten Familien. Er erhielt selbst Zutritt in mehrern Häusern des höchsten Adels. Dieß verschaffte ihm Gelegenheit, die Gunst einer jungen, schönen und reichen Witwe, aus dem gräflichen Hause Arcos zu gewinnen. Er warb um ihre Hand bey ihrer Familie, wurde aber abgewiesen, weil man seinen Stand nicht angemessen fand. Nun entführte er sie mit ihrer Bewilligung. Sie wurde seine Gemahlin; er der Besitzer ihres ansehnlichen Vermögens.

Indem er, auf der einen Seite, diese Heirath als ein großes Glück zu betrachten hatte, sah er sich, auf der andern, durch dieselbe, Verfolgung und Gefahren ausgesetzt. Nicht nur die Familie seiner Gemahlin — der ganze hohe Adel sah darin eine Beleidigung und warf einen tödlichen und unversöhnlichen Haß auf ihn. Die Nachstellungen seiner stolzen Verwandten schreckten ihn zwar nicht; aber ihr Hochmuth weckte seinen Ehrgeiz. Er faßte den Entschluß, sich empor zu schwingen; um sie zu demüthigen. Nachdem er, ihnen gleichsam zum Trotz, noch einige Jahre, mit seiner Gemahlin, in ihrer Nähe gelebt hatte, verließ er Soure, um sich nach Lissabon zu begeben und am Hofe den Plan seines neu belebten Ehrgeizes zur Ausführung zu bringen.

Diese Begebenheiten und das Verhältniß, in welches er, durch seine Heirath zu dem Adel gesetzt wurde, hat auf sein ganzes nachfolgendes Leben und seine ganze ministerielle Wirksamkeit den entscheidendsten Einfluß gehabt. Haß hatte Haß und Beleidigung und Verachtung die Begierde bey ihm bewirkt, Rache zu nehmen und Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Dieß wurde der erste Sporn, zur Entwicklung, seiner großen Anlagen und Betretung der Laufbahn, die ihn am ersten oder allein zu diesem Ziele führen konnte. In der Folge wirkten ohnstreitig bessere Motive mit ein. Und die Erkenntniß dessen, was seinem Vaterlande wohlthat und frommte, hatte gewiß einen großen, wo nicht den größe-

sten Antheil, an der Bildung des Systems, seiner ministeriellen Reformen. Gewisse Schritte aber und die Härte, mit der er gegen den Adel verfuhr, lassen sich kaum anders, als aus jenen Gefühlen erklären.

In dem Carvalho, der jezt am Hofe erschien, erkannte Niemand jenen wieder, der acht, oder zehn Jahre vorher, wegen seiner Raufereyen und seiner wüsten Lebensart, exilirt war. Er war jezt ein Mann, von ohngefähr vierzig Jahren; von gebildeten Sitten, von einem einnehmenden und gefälligen Wesen und von Fähigkeit für jede Art von Geschäften.

Er bestimmte sich für das Departement der auswärtigen Verhältnisse. Sein Oheim empfal ihn dem Cardinal von Motta und dieser dem Könige. Er wurde bey Hofe eingeführt und erwarb sich den Beyfall und die Protektion der Königin. In Kurzem wurde ihm (1739) der Gesandschafts-Posten am Londener Hofe übertragen; ein Anfang seiner Geschäfts-Laufbahn, der eine glänzende Auszeichnung enthielt und ihm zugleich die Gelegenheit verschaffte, seine Kenntnisse zu erweitern und sich zu wichtigern Aemtern — die ohnstreitig schon damahls sein Ziel waren — vorzubereiten; welche denn auch nichts weniger, als von ihm unbenuzt geblieben ist.

Gewiß ist sein Aufenthalt, in England, für seine nachherige Administration, von der entscheidendsten Wichtigkeit gewesen. Hier lernte er das Verhältniß Portugals zu England genau kennen. Hier erhielt er Begriffe,

von Industrie und Handel und der Kraft und dem Wohlstande, zu welchen eine Nation, durch diese gelangen kann. Hier erkannte er den Zustand der Abhängigkeit, in welchem sein Vaterland, von diesem Staate gehalten würde; und die Folgen, welche sowohl für jenen, als für diesen, daraus hervorgehn mußten; und sich von Jahr zu Jahr immer mehr entwickelten.

In diesem Verhältnisse lebte Carvalho, bis in das Jahr 1745; wo sein Beschützer, Cardinal von Motta, starb und er, von dessen Nachfolger, der sein Feind war, zurück berufen wurde. In demselben Jahre erhielt er indessen, durch die Protektion der Königin, wieder eine Anstellung. Ohne jedoch einen öffentlichen Charakter zu erhalten, wurde er nach Wien gesandt; um einen Streit zu vermitteln, den die Kaiserin Maria Theresia damahls mit dem Papste Benedict dem vierzehnten hatte.

Hier erhielt er, bey Gelegenheit einer zweyten Vermählung, mit einer Gräfin von Daun, nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, einen neuen Beweis, von dem fortdauernden Hasse und der Verfolgung des hohen Adels, der seiner Rachbegierde auch neue Nahrung geben mußte, ob er gleich mehr zu seinem Vortheil als seinem Nachtheile ausschlug. Man suchte herabwürdigende Nachrichten von ihm zu verbreiten, um seine Heirath zu hindern und ihm die Achtung zu rauben, deren er in Wien genoß. Auf sein Gesuch nahm auch dießmal die Königin sich seiner an. Sie stellte nicht nur seine gekränkte Ehre, durch ihr

Zeugniß, wieder her; sondern lenkte es auch dahin ein: daß der portugiesische Gesandte zu Wien, der Graf von Tancos, ein Mitglied des hohen Adels, seinen Posten, zu Gunsten Carvalho's, resigniren mußte.

Doch wurde dadurch die Feindschaft seiner Gegner nicht versöhnt, sondern nur mehr gereizt. Der damahliche erste Minister Dom Pedro de Motta gehörte zu seinen Feinden und der König, Johann der fünfte, standen an ihrer Spitze. Daher konnte er sich in diesem Posten nicht behaupten und blieb auch, nach seiner Zurückberufung, ohne Anstellung.

Der große Einfluß, den die Jesuiten bey Hofe hatten, bestimmte ihn, sich um die Gunst dieser heiligen Väter zu bewerben. Es gelang ihm, die Scharfsehenden zu täuschen. Nicht bloß das Publikum, sondern sie selbst hielten ihn für einen der Ihrigen. *)

Besonders eng schloß er sich an den Pater Moreira, Beichtvater des Thronerben an; der dann diesem auch einen, seinen Absichten gemäßen, guten Begriff von ihm beybrachte. Sonach fand die Königin, die seine standhafte Beschützerin geblieben war, um so weniger Schwierigkeiten, als sie ihn (1758) gleich nach dem Tode ihres Gemahls, ihrem Sohne, Joseph dem ersten,

*) Er selbst veranlaßte die Bezeichnung: Der große Jesuit; die man ihm in Anspielung auf diese scheinbare Ergebenheit und seiner auszeichnenden Leibes-Größe gab.

zum Staats-Sekretair der auswärtigen Angelegenheiten empfahl.

Joseph der erste war ein Fürst, von eben so schwachem Verstande, als Charakter. Furcht und Argwohn waren die stets regen Empfindungen bey ihm. Beständig von dem Gefühle seiner Schwäche verfolgt und geplagt, war er beständig geneigt, bey einem stärkern Schutz zu suchen. Ein Mann, von solcher Kraft und Ausdauer, als Carvalho, mußte ihm bald unentbehrlich werden. Seine Verstandesblödigkeit machte ihn leichtgläubig und seine Furchtsamkeit folgsam. So schwach sein Verstand war, so stumpf war seine Phantasie und seine Empfindungsfähigkeit. Nichts hatte für ihn Reiz, als die Wollust. Doch auch für die Befriedigung dieser bedurfte er eines Schutzes; weil er seine Gemahlin fürchtete und dieselbe ihn mit der giftigsten Eifersucht unabläßig verfolgte.

Dieß war der Regent, dessen Regierung durch Carvalho merkwürdig und berühmt geworden ist. Die Motive, durch welche dieser Minister auf diesen König wirkte, und seine Zwecke bey ihm und durch ihn erreichte, werden nach obiger Charakteristik, keiner nähern Entwiklung bedürfen. Für den Staat, war eine Reform der ganzen Administration ein hohes und dringendes Bedürfniß. Die Regierung war ohne Thätigkeit; ein großer Theil der Staatsbedienungen völlig unbesezt; ein anderer in den Händen des hohen Adels und der Kreaturen der Geistlichkeit.

keit. Eben so war die Verwaltung der öffentlichen Einkünfte in der höchsten Zerrüttung. Die Kassen waren leer, die Quellen der Einkünfte schienen völlig erschöpft. Der Handel war in den Händen der Engländer; jede Industrie im Lande selbst todt, oder nahe am Ersterben. Ganz Portugal war in der Gewalt einiger Hundert englischer Handelsleute; und die Regierung wagte es nicht, eine Maasregel zu ergreifen, oder einem Unternehmen ihren Schutz zu zusichern, welches die Engländer mißbilligten; weil ihr Eigennutz und ihre Gewinnsucht eine Schmählerung oder ein Hinderniß davon befürchteten.

Der Clerus und insbesondere die Jesuiten, waren im Besitze des meisten Einflusses auf die Regierungs-Angelegenheiten, welche die Engländer außer acht ließen, weil sie auf ihren Vortheil keine Beziehung hatten. Die höchsten Staats-Aemter waren bisher als Eigenthum des hohen Adels betrachtet; und dieser war wieder, durch seine aristokratischen Zwecke und die Absichten der geistlichen Korporationen bestimmt worden. Welche Beschränkung die Monarchen-Gewalt dadurch erfahren und wie sich der Staat dabey befinden mußte, bedarf wohl keiner besondern Darstellung.

Wie die Regierung, im Innern, ohne Selbstständigkeit, Einheit und Thätigkeit war, so mußte sie im Aeußern ohne Kraft, Wirksamkeit und Ansehn seyn. Damahls, wie in der neuesten Zeit, war sie von andern Staaten, besonders von England, fast ganz abhängig. Eine Armee war kaum dem Namen nach da; und was

davon noch da war, befand sich in dem Zustande der vollkommensten Desorganisation. Die Soldaten waren armseliges, zerlumptes Gesindel, meistens von verworfensten Lotterbuben; die Officiere Haus- und Livere-Bediente bey dem hohen Adel; der hohe Adel in dem ausschließlichen Besitze, aller obern Militair-Chargen; die er nur als Pfründen und Titel, ohne Dienst-Pflichten, betrachtete.

In einem verhältnißmäßig noch schlechteren Zustande befanden sich die Seemacht und die Vertheidigungs-Plätze, an den Küsten. Die algierischen Seeräuber nahten sich denselben nicht nur ungestöhrt; sondern sie unternahmen es sogar zu landen und die Küstenbewohner zu berauben. Selbst in die Nähe von Lissabon wagten sie sich und unternahmen hier Landungen und Plünderungen.

Dieser Zustand des Staats konnte und mußte allerdings einen einsichtsvollen und thätigen Minister nachdrücklich an seine Bestimmung erinnern und ihm hinlängliche Veranlassung geben, sich um den Staat verdient zu machen. Carvalho zeigte gleich anfangs, daß er den Vorsatz, den Muth und die Kraft hiezu mit in seinen neuen Wirkungs-Kreis gebracht habe.

Die Schwäche und Unfähigkeit der übrigen Minister gab ihm bald Gelegenheit, seine Wirksamkeit noch über denselben hinaus zu verbreiten. Er bemächtigte sich des Königs, in Kurzem, völlig und ausschließlich und benutzte dazu theils die fortdauernde Gunst der Mutter des

selben, theils die Eifersucht, die ihm sein Bruder einflößte, an den sich der hohe Adel schloß; woher der Minister Gelegenheit nahm, dem Könige die Idee, von gefährlichen Verbindungen und sträflichen Absichten beyzubringen, durch welche er in beständiger Furcht erhalten wurde. Dadurch erregte und erhielt er bey ihm das Gefühl des Bedürfnisses eines Beschützers, den er in dem Minister fand; der ihm, zugleich mit der großen Vorstellung von seiner Fähigkeit, noch den festen Glauben, an seinen Willen dazu, beyzubringen und immer mehr zu befestigen verstand.

Während er diesen Zweck, als das allgemeinste und wichtigste Mittel, zur Begründung aller seiner Uebrigen, zu erreichen bemüht war, unterließ er nicht, schon zur Bewürkung der großen Reformen Hand an zu legen; die er ohnstreitig gleich bey dem Antritte seines Ministerthums beschlossen und wozu er den Plan ebenfalls bereits entworfen hatte. Weise und zweckmäßig machte er mit der Abhülfe der Mißbräuche den Anfang, die am meisten beschwerend empfunden und deshalb auch am sichersten im Stande waren, für seine Reformen einzunehmen und die Nothwendigkeit derselben fühlbar zu machen. Seine Thätigkeit belebte die Thätigkeit der übrigen Minister. Auf seinen Betrieb wurden Veranstaltungen, zur regelmäßigen Erhebung der Abgaben und zur zweckmäßigern Verwaltung der Finanzen getroffen. Er bewirkte die Ausrüstung einiger Schiffe, gegen die Korsaren. Auch das Bedürf-

niß, eine Reform der Armee entging seiner Aufmerksamkeit nicht und wurde, gleich in den ersten Jahren seiner Verwaltung, als ein Gegenstand seiner Thätigkeit ausgezeichnet.

Haupt-Gegenstände seiner Aufmerksamkeit waren und blieben indessen, gleich vom Anfange an, die Wiederherstellung der Industrie und die Bewirkung einer Handels-Unabhängigkeit. So richtig er urtheilte, daß ein Staat, ohne dieselben nicht zu Kräften kommen könne; so irrig war seine Vorstellung, in Absicht auf die Wahl der Mittel, sie zu befördern. Er glaubte, was damahls freylich noch fast allgemein angenommen wurde: Befehle von obenherab wären hinlänglich wirksame Mittel dazu. Neue Verfügungen wurden daher, in Betreff des Landbaus, des Handels, der Manufakturen getroffen. Aber alle diese Erwerbszweige waren in den Händen der Engländer; und diesen mußten sie entrissen werden, wenn sie frey und für die Nation wirksamer werden sollten. Und da dieß, durch direkte Maasregeln zu bewirken, damahls noch unthunlich schien, so suchte er auf indirektem Wege, was er wünschte, zu bewirken; welche Bemühungen jedoch, durch die Wachsamkeit und Thätigkeit der Engländer meistens vereitelt wurden.

Der Minister wagte nun einige wirksamere Maasregeln, um ihre Handels-Herrschaft zu erschüttern. Er ertheilte unter andern (im Jahre 1754) einer Gesellschaft, inländischer Kaufleute, ein Monopol, über den

Handel nach China und Indien. Indessen hätte er freylich den portugiesischen Handelsleuten, welche diese Gesellschaft bildeten, die Kapitale, Betriebsamkeit und Geschicklichkeit der englischen, zugleich mit ihrem Monopole geben müssen, wenn durch diese Maasregel, der beabsichtigte Zweck ganz hätte erreicht werden sollen. Die Engländer hatten zuviel Einfluß; um nicht mit Wirksamkeit den Maasregeln des Ministers entgegen zu arbeiten und die Triebfedern zu lähmen, die er gegen ihr Interesse, in Bewegung zu setzen suchte.

Ihm entgegen arbeiteten, um diese Zeit auch schon seine vormahligen Freunde und Beförderer, die Jesuiten; deren Gunst er durch seine politischen Plane, die ihre Absichten durchkreuzten, sehr bald nach seiner Erhebung verlohr. Je schneller und mehr sich, in seinem Verhalten gegen sie offenbarte, daß der Minister sich ihnen nur genähert hatte, um sie kennen zu lernen und ihnen nur geschmeichelt hatte, um sie zu hintergehn, und seine Zwecke durch sie zu erreichen, um so aufgebrachter mußten sie seyn.

Bekanntlich hatten die Jesuiten, unter dem Titel von Missionen, große Besitzungen in Paraguay; welche sie unter angeblicher spanischer Souverainität, mit völlig unabhängiger Gewalt beherrschten. Durch eine Uebereinkunft, der portugiesischen und spanischen Regierung, war ein Theil derselben, unter dem Namen, Mission von Uraguay bekannt, gegen der portugisischen Kolonie del Sa-

gramento, an diesen Staat überlassen; und Carvalho, der diesen Tausch-Vertrag zwar nicht zu Stande aber doch wieder in Anregung gebracht hatte, ermangelte nicht, die Ausführung desselben mit seiner gewohnten Energie zu betreiben.

Den Jesuiten mußte dieß im höchsten Grade mißfällig seyn; da der Tausch nicht bewirkt werden konnte, ohne das Geheimniß aufzudecken, was sie über ihren Verhältnissen und ihrer Verfahrens-Art, in jenen Ländern, bisher so sorgfältig erhalten hatten und auch zu erhalten im Stande gewesen waren. Sie widersetzten sich daher förmlich. So entstand ein Krieg, in jenen Gegenden; der den Befehl des Ministers, an seinen Bruder, der dort kommandirte, zur Folge hatte, daß er, bey fernerer Widersetzlichkeit, die Jesuiten ganz aus ihren dortigen Missionen vertreiben solle.

Um sie nun noch wirksamer, von einer andern Seite, anzugreifen, stiftete er die Handels-Gesellschaft nach Maronhaon; durch welche er ihnen diesen Handel zu entziehn suchte, der sich fast ganz in ihren Händen befand. Dadurch wurde nun auch in Portugal offne Fehde, zwischen dem Minister und den Jesuiten bewirkt; welche den Geist dieser Korporation dem Minister immer mehr enthüllte und ihn allmählich zu dem Entschlusse brachte, sie zunächst in Portugal und dann auch in ganz Europa und Indien völlig zu vernichten.

Die Jesuiten verbanden sich mit dem hohen Adel; der ebenfalls schon gegen den Minister aufgebracht war; weil er sich in der Theilnahme an der Staats-Verwaltung beschränkt sah, und den Plan erkannte, oder doch argwöhnte, sich nach und nach völlig davon ausgeschlossen zu sehn. Man versuchte es, den Sturz des Ministers dadurch zu bewirken, daß man den König gegen ihn einnähme. Da dieser aber ganz in den Händen desselben war, so erreichten sie nicht nur nicht ihre Absicht, sondern trugen selbst noch dazu bey, seine Allgewalt zu vergrößern und zu befestigen; indem Carvalho ihre Insinuationen sehr geschickt zu benutzen wußte, um sein schon bewirktes Mißtraun, gegen den Adel noch mehr zu verstärken. Er brachte ihm nämlich die Idee bey, daß man ihn (den Minister) nur von ihm (dem Könige) zu entfernen suche, um ihn seines Beystandes zu berauben und seine Plane, für sich und seinen Bruder, dann desto leichter und sichrer ausführen zu können.

Um diese Zeit (1755) ereignete sich die schreckliche Naturbegebenheit zu Lissabon; welche noch immer genugsam im Andenken ist, um uns eine nähere Angabe und Schilderung derselben ersparen zu können. Was uns hier interessirt, ist, daß sie Gelegenheit wurde, die Talente des Ministers in dem glänzendsten Lichte zu zeigen und sein Ansehn und seine Macht, auf die höchste Stufe zu erheben. In der allgemeinen, verzweiflungsvollen Noth, erschien er, als ein mächtiger, helfender und rettender

Schutzgeist. Von dem ersten verheerenden Augenblicke an, war er unablässig mitten unter den Todesgefahren und Schrecknissen jeder Art. Er eilte den Verschütteten zu Hülfe, steuerte den Flammen, der Hungers-Noth und that dem Rauben und Plündern Einhalt. Er ließ die Todten begraben, Lebens-Mittel herbeyschaffen, Wege durch den Schutt und die Flammen bahnen, die verschütteten Schätze aufsuchen und den Eigenthümern wieder zustellen.

Mitten in der Verwirrung, in der jeder in banger Besorgniß nur auf sich achtete, hatte er das beobachtende Auge überall. Er ließ die Diebe und Räuber aufgreifen und, auf den Trümmern der zusammengestürzten Häuser aufknüpfen. Mehrere Hundert Räuber und Mordbrenner wurden auf seinen Befehl, in wenig Tagen auf diese Weise hingerichtet; und selbst solche, auf der Stelle, mit dem Tode bestraft, die sich des Raubens und der Plündrung auch nur verdächtig gemacht hatten.

Mehrere Tage lang war er, Tag und Nacht, unablässig beschäftigt, unablässig in Bewegung, ohne das Bedürfniß der Ruhe und Stärkung zu fühlen, oder sich demselben zu überlassen. Sein Wagen war seine Wohnung, sein Bureau und in acht und vierzig Stunden nahm er keine Nahrung zu sich, als ein wenig Brühe, die ihm seine Gemahlin selbst in seinen Wagen brachte.

Durch die Anstrengung der ersten Tage, war dieß große Geschäft der Mildrung des Unglücks nicht been-

digt; — kaum erst begonnen. Mehrere Monathe hindurch erfolgten, in Zwischenräumen von wenigen Tagen, immer neue Erderschütterungen; die wieder neues Schrekken und neues Unglück verbreiteten. Indessen ermüdete der Minister nicht; so unermeßlich und unabläßig auch die Arbeit war, die dadurch immer von Zeit zu Zeit auf ihn gehäuft wurde. Und indem Carvalho unabläßig und mit mehr als menschlicher Thätigkeit, für Rettung, Sichrung und Ernährung sorgte, waren seine Feinde aus dem hohen Adel geschäftig, selbst diese seine Verdienste zu verkleinern und das schwache Gemüth des Königs gegen ihn einzunehmen.

Indessen hätten sie ihre Zeit nicht ungünstiger wählen können. Der König empfand gerade damahls eine Art von heiliger Ehrfurcht, vor seinem Günstlinge. Auf ihn hatte besonders der Zufall gewirkt, daß das Haus des Ministers, mitten unter den Trümmern, allein stehn geblieben war. Er sah in ihm nunmehr einen ganz besondern Schützling des Himmels, einen Auserwählten des Herrn, den keine Gefahr etwas anhaben, keine Strafe und Landplage treffen könne. Dadurch wurde sein Zutraun zu ihm noch unbegrenzter. Er gewöhnte sich immer mehr, ihn als seinen Beschützer zu betrachten und sich seiner Leitung unbedingt zu überlassen.

Um ihm seine Zufriedenheit, über sein Verhalten bey dem Erdbeben, zu erkennen zu geben, erhob er ihn zu der Würde eines Grafen von Oeyras, und als, im

Anfange des folgenden Jahrs (1756) der erste Staats-Sekretair Dom Pedro de Motta starb, beförderte er ihn zu dieser Stelle; mit welcher die Autorität eines Premie-Ministers verbunden war; die er zwar schon größestentheils bisher ausgeübt hatte, nunmehr aber vollständig und formel übertragen erhielt.

Von nun an besetzte Carvalho die übrigen Minister-Posten völlig nach seiner Willkühr und regierte überhaupt mit unbeschränkter Autorität. Er bildete das System einer Strenge aus; was vielleicht der Lage des Staats angemessen war, seinen Feinden aber Gelegenheit gab, alle seine Maasregeln und Verfügungen zu verschreyen. Der englische Handels-Herrschaft fuhr er fort, planmäßig entgegen zu arbeiten; um sie wo möglich völlig zu vernichten. Aber er fand hiebey, wie überall, bey seinen Reformen, ein Haupt-Hinderniß, in der Erschlaffung, der Unthätigkeit und Unkultur der Nation. Die Engländer hatten sich des ganzen Weinhandels von Oporto bemächtigt und bestimmten die Preise nach ihrem Gutbefinden. Der Minister stiftete eine Handelsgesellschaft, aus portugisischen Kaufleuten; denen er das Monopol dieses Handels ertheilte. Dieß zeugt von der Beschränktheit der Begriffe des Ministers, in Handels-Sachen; die freylich den damahlichen Zeiten und dem Gange seiner Bildung angemessen waren. Die Producenten konnten sich dadurch nicht gebessert finden; und dieß benuzten die Engländer, Unzufriedenheit, unter diesen zu erregen, und diese

Unzufriedenheit zu Ausbrüchen zu befördern. In Verbindung, mit den Städtern; die im Solde der Engländer standen, erregten die Weinbauern der Gegend einen förmlichen Aufstand. Das Haus der Compagnie-Direktion zu Oporto wurde von dem Pöbel gestürmt und die Garnison, welche die Ruhe herzustellen bemüht war, mit Steinwürfen aus einander getrieben.

Der Minister glaubte, durch eine strenge Ahndung des ersten Versuchs dieser Art, von allen fernern abschrekken zu müssen. Er sandte ein beträchtliches Truppenkorps nach Oporto, was die Ruhe sogleich wieder herstellte. Mehrere Personen wurden zum Tode verurtheilt, andere auf die Galeeren geführt; eine große Anzahl wurde des Landes verwiesen. Die Municipal-Verfassung der Stadt wurde vernichtet und der Stadt zur Strafe die Unterhaltung der Truppen auferlegt.

Die Beschwerden, über die Tyranney des Ministers wurden dadurch freylich nicht unterdrückt. Vielmehr erhielt die Unzufriedenheit und der Haß nur neuen Stoff dadurch. Der Minister fand sich veranlaßt, einen Preis von zwanzigtausend Cruſaden, auf die Denunciation der Tadler der Regierung und der Anschläge, gegen Königliche Minister zu setzen. Dieser Publikation folgte bald eine zweyte, durch welche jede Widersetzlichkeit, gegen eine Verordnung des Königs, oder eine Verfügung der Minister, im Namen des Königs für ein Verbrechen der beleidigten Majestät erklärt wurde.

Die Jesuiten, die um den König waren, ließen sich dadurch nicht abschrecken, fortwährend die Maasregeln des Ministers dem Könige verdächtig zu machen. Dieser, der dieß von dem Könige selbst wieder erfuhr, faßte nun den Entschluß, sie vom Hofe zu entfernen. Am 16. September 1757 erhielten sämmtliche, am Hofe befindliche Jesuiten, — deren Anzahl nicht gering war — den Befehl, sich in ihre Collegien zu begeben. Die Jesuiten, aufs höchste erbittert, suchten um so emsiger, im Publikum, gegen den Minister zu wirken; der, seiner Seits, auch nicht versäumte, alles aufzubieten, um sie in der Meynung des Volks herabzusetzen. Dahin zweckte besonders eine Schrift ab, die er publiziren ließ, um ihre Herrschbegierde und Habsucht ins Licht zu setzen und eine päpstliche Visitation, die er veranstaltete, um, unter dieser höchsten Autorität selbst, ihre Sitten und ihren ganzen Charakter verdächtig zu machen.

Um eben diese Zeit begann dieser kühne Minister zugleich eine förmliche Fehde mit dem hohen Adel. Mehrere der angesehnsten Glieder desselben, selbst Verwandte des Königs, die seine Feinde waren, wurden theils exilirt, theils ihrer Stellen entsetzt und auf ihre Güter verwiesen. Immer allgemeiner und völliger wurde er von der Theilnahme an der Regierung entfernt und durch alles dieß, nach eben dem Verhältnisse, der Haß, des Adels, gegen den Minister, vermehrt und verstärkt, als ihm die Gele-

genheit erschwert wurde, denselben gegen ihn wirksam zu machen.

Immer enger und thätiger verbanden sich nun die Jesuiten, mit dem Adel, gegen den Minister; und da sie verzweifelten, diesen zu stürzen, so lange jener lebe, so entstand der Entschluß, den König zu ermorden, um unter seinem Bruder und Nachfolger, Dom Pedro, die gestörten alten Verhältnisse wieder herzustellen und an dem Minister die gewünschte Rache zu nehmen.

In der Nacht, vom 3ten auf den 4ten September (1758) als der König, von seinem vertrauten Kammerdiener begleitet, von seiner Maitresse, der jungen Marquise von Tavora, zurück nach dem Schlosse fuhr, fielen mehrere Schüsse; deren einige von hinten zu durch den Wagen drangen und den König getroffen, auch wohl getödtet haben dürften, wenn nicht der Kammerdiener die Gegenwart des Geistes gehabt hätte, ihn in der Chaise auf den Boden und sich auf ihn zu werfen, und dem Kutscher zu befehlen, daß er in eine Seiten-Gasse beugen und eiligst davon jagen sollte. Durch einen der Schüsse war der König jedoch am Arm gestreift und leicht verwundet.

Der Minister, der sogleich davon unterrichtet wurde, fand gerathen, die Sache anfangs geheim zu halten, um sie desto sicherer erforschen zu können. Das Gerüchte, was sich gleichwohl verbreitet hatte: der König sey mörderisch angefallen und verwundet worden, wurde dadurch widerlegt, daß sich der König dem Volke, vom Balkon

des Schlosses, dem Anscheine nach, völlig wohl und unverletzt zeigte. Der Minister wollte das ganze Gerücht für ein Märchen erklärt und vergessen wissen; was ihm auch gelang. Nunmehr begann er seine geheimen Nachforschungen, und entdeckte die ganze Verschwörung.

Ein Vierteljahr war vergangen; Niemand dachte mehr an die Sache, als plötzlich der Marquis von Tavora mit seiner ganzen Familie, der Herzog von Avairo, beide mit mehrern ihrer Domestiken, nach und nach auch mehrere der angesehnsten Jesuiten, eingezogen und des Mordanschlags gegen den König bezüchtigt wurden. Jene Personen des Adels wurden, nach einer Kriminal-Inquisition, für überführt erklärt und auf eine gräßliche Art öffentlich hingerichtet. Die Jesuiten blieben eine Zeitlang im Gefängnisse, und wurden dann — einer unter dem Vorwande der Ketzerey öffentlich — die übrigen in Geheim, im Gefängnisse ebenfalls getödtet.

Diese schaudervollen und den bisherigen Begriffen und Gewöhnungen so ganz widerstrebenden Ereignisse erfüllten das ganze Publikum mit Schrecken und Entsetzen. Die Macht des Ministers wurde dadurch erhöht und befestigt; gewann aber, von jetzt an, das Ansehn einer Schreckens-Regierung; was seine Feinde benuzten, um ihn als einen Tyrannen zu verschreyen, auf seine ganze Administration einen düstern Schatten zu werfen und das viele Gute, was von ihm beabsichtet und durchgeführt wurde, zu verunglimpfen.

Der Adel war durch seine letztern Maasregeln völlig überwältigt; die Jesuiten aber immer mehr gegen den Minister erbittert worden. Er erkannte die Alternative der Nothwendigkeit, sie ganz aus Portugal und den portugisischen Besitzungen zu vertreiben; oder seine Sache gegen sie aufzugeben. So schwierig und gefahrvoll es schien, wählte sein kühner Muth doch das erste.

In Portugal bereitete er diese Maasregel dadurch vor, daß er sie, gleich nach der Hinrichtung der Häupter, des Komplotts gegen den König, für Mitschuldige erklären und ihre Güter einziehen ließ. Zugleich wurden ihnen die Kanzel und der Beichtstuhl verboten; und Schriften in dem Publikum verbreitet, welche die Absicht hatten, dasselbe über ihren wahren Charakter und ihre Zwecke und Plane aufzuklären.

Anfangs suchte er sodann, durch die Mitwirkung des Papstes, die Verweisung der Jesuiten, aus Portugal zu bewirken. Da dieß aber mißlang, geschah es unter königlicher Autorität; durch ein Edikt, das der Cardinal Sandanha, der die Visitation des Jesuiten-Ordens, im Namen des Papstes zu besorgen gehabt hatte, (am 3. September 1759) publicirte, und in welchem die Jesuiten offenbare Rebellen, Verräther, Feinde und Beleidiger des Königs und Störer der Ruhe und Sicherheit seiner Staaten genannt und ihnen, bey Todes-Strafe untersagt wurde, in der Ordens-Verbindung in Portugal zu

bleiben, oder in der Folge, unter welchem Vorwande es auch immer seyn möge, dahin zurück zu kehren.

Diesem Dekrete versagten die Jesuiten geradezu die Folgsamkeit. Der Minister fand sich dadurch veranlaßt, es durch eine Gewalts-Maasregel zur Ausführung zu bringen. Er ließ sie sämmtlich (tausend achthundert und vier und funfzig an der Zahl) auf Schiffe bringen und, in verschiedenen Transporten, nach dem Kirchenstaate führen.

Ein gleiches Gericht erging über sie in allen portugisischen Kolonieen und hier sowohl als in Portugal wurde ihnen die Rückkehr, für immer, auf das strengste verboten.

Diese Maasregel gab Gelegenheit, zu einer Zwistigkeit, selbst mit dem päpstlichen Stuhle; die so weit ging, daß auch der päpstliche Legat, auf Befehl des Königs, über die Gränze gebracht wurde. Erst unter dem Nachfolger Clemens des dritten wurde dieser Fehde ein Ende gemacht; indem dieser nicht nur die Verweisung der Jesuiten aus Portugal gut hieß, sondern auch (1773) den Jesuiten-Orden überall und völlig aufhob und dadurch also das Betragen des Ministers, gegen diesen Orden, nicht nur auf die möglichst genugthuende Weise rechtfertigte, sondern auch seinen Plan, gegen dieselben, in seiner ganzen Ausdehnung, zur Ausführung brachte.

Während diese großen und schwierigen Angelegenheiten, von dem Grafen von Oeyras mit der ihm eigenen

genen Energie betrieben und zu Ende gebracht wurden, ermangelte er nicht, auf die Ausführung seiner Verbesserungs-Ideen, in Betreff der Industrie und Administration, ununterbrochen und gleich ernstlich und thätig Bedacht zu nehmen.

Ein Krieg mit Spanien, in welchem er zur Behauptung der Neutralität Portugals verwickelt wurde, gab ihm Gelegenheit, die dringende Nothwendigkeit, einer radikalen Reform der Land- und Seemacht noch klarer zu erkennen, als sie ihm schon eingeleuchtet hatte; die denn nun auch mit derselben Thätigkeit von ihm betrieben wurde, die seine ganze Wirksamkeit belebte. Einer der geachtetsten und erfahrensten Feldherrn der damahligen Zeit, der Graf von der Lippe-Bückeburg, wurde veranlaßt, in portugisische Dienste zu treten, um diese Reform zu bewirken; mit der es jedoch nicht so weit gedieh, als von dem Minister gewünscht wurde und noth that; indem der Krieg bald beendet wurde und die Reform so manche Schwierigkeiten fand, die von dem Minister selbst nicht beseitigt werden konnten und den Reformator daher endlich ermüdeten.

Besser gelang es dem Minister, in Betreff seiner Ideen und Plane, zur Verbesserung der übrigen Administrationszweige; wiewohl er auch hier stets neue Schwierigkeiten zu bekämpfen hatte. Um den Ackerbau mehr empor zu bringen, bediente er sich selbst Gewalts-Maasregeln; die aber, wie man erwarten kann, keinen son-

derlich wohlthätigen Erfolg hatten. Die inländische Industrie bemühte er sich fortgesetzt, durch Erschwerung der Einfuhr auswärtiger Kunst-Produkte zu heben; welche Maasregeln er zugleich als Finanzoperationen behandelte. Auch die Gerechtigkeits-Pflege unterwarf er einer Reform; der sie ebenfalls höchst bedürftig war. Verschiedene Einrichtungen wurden, in Betreff ihrer, von ihm begründet; die, wie alles Uebrige, sehr wohlthätig hätten werden können, wenn darauf in der Folge weiter gebauet worden wäre.

Seinem auf alles Nützliche aufmerksamen Geiste entging auch das Bedürfniß, der Vermehrung und Verbesserung der Unterrichts-Anstalten und wissenschaftlichen Institute nicht. Er stiftete eine Handlungs-Schule; er ließ eine beträchtliche Anzahl Bürgerschulen einrichten. In dem Arsenale zu Lissabon legte er eine Industrie-Schule an, für die verarmtesten Kinder; welche als Vagabunden, oder Bettler, in den Straßen dieser Stadt und auf dem Lande umher streiften. Auch die gelehrten Unterrichts-Anstalten reformirte er; und nahm hier, wie dort, besonders auf die Anstellung tüchtiger Lehrer Bedacht; deren Herbeyschaffung freylich noch die größeste Schwierigkeit erregte.

Die Universität zu Coimbra wurde ganz neu organisirt und besonders, durch die Erhöhung des Fleißes und der Thätigkeit der Lehrenden und Lernenden, ihrer Bestimmung um Vieles näher gebracht. Eine gleiche Reform

dehnte er auch über die Klöster aus; von denen er ebenfalls verlangte, daß sie sowohl selbst in den Kenntnissen fortgehn, als zur Verbreitung derselben auch außer ihren Mauern mitwirken sollten.

Die Schriftstellerey befreyte er von dem Pfaffen-Drucke; durch die Einsetzung eines königlichen Censur-Gerichts, das nach, für das Land und die Zeit, sehr liberalen Grundsätzen verfuhr. Er legte eine königliche Druckerey an; welche, durch ihre Einrichtung, die Tadelsucht der Feinde des Stifters und selbst der Jesuiten zum Schweigen brachte.

Alle diese Reformen waren eigenthümliche Ideen des Grafen von Oeyras und wurden auch von ihm selbst, vermittelst königlicher Befehle, zur Ausführung gebracht. Da er sich dem Könige immer nothwendiger zu machen wußte und die Kunst verstand, auch ihm den Werth seiner Dienste einleuchtend zu machen, so blieben seine Arbeiten für den Staat, auch nicht ohne Nutzen für ihn; den er, bey allem Interesse für sein Vaterland, doch auch nicht außer Acht gelassen zu haben scheint. Zum großen Verdrusse seiner Feinde und Neider, verlieh ihm der König, nach und nach, mehrere beträchtliche Grundstücke, Pfründen und Pensionen und erhob ihn (im September 1770) auch zum Marquis von Pombal.

Die Nation, im Ganzen genommen, blickte auf ihn, mit einer an Furcht gränzenden Achtung. Sie erkannte, nach und nach wenigstens, manches von dem,

was er stiftete, in seinen Wirkungen, als etwas Gutes; wenn sie auch die Strenge und zum Theil Härte, womit er es zur Ausübung zu befördern suchte, unangenehm und zum Theil wirklich schreckend empfand. Uebertreibung ist es ohnstreitig, wenn man liest: die Nation habe in ihm nur einen blutdürstigen Tyrannen erblickt.

Wie man aber auch sein Verfahren und seinen Charakter beurtheilen mag, so wird man nicht leugnen können, daß er für die Wiederherstellung der innern Kraft und des äußern Ansehns seines Staats vieles gethan hat. Sechs und zwanzig Jahre war er planmäßig rastlos thätig, füe denselben Zweck; aber freylich war das große Werk, was er unternahm, dennoch nur erst begonnen, als der König (am 4. Februar 1777) starb und er darauf seiner Aemter entsetzt wurde.

Ein reicher Schatz war gesammlet; in die Administration war Ordnung und Thätigkeit gebracht; der Geist der Industrie und Aufklärung war wenigstens geweckt; und wäre in seinem Geiste fortgefahren, es hätten große Fortschritte zur Kultur gemacht werden können. So aber trat von allem das Gegentheil ein. Der Adel und der Clerus erneuerten ihre Anmaßungen und ihren Einfluß; das Reich des Hochmuths, des Aberglaubens, der Faulheit und Dummheit wurde wieder hergestellt. Alles sank in Kurzem, in dem Zustand zurück, in welchem es, vor Pombal's Administration war und ist darin geblieben, bis zu dem Zeitpunkte, welcher, als Folge die-

ser Gegen-Revolution, dem Hause Braganza den portugisischen Thron raubt und eine neue Epoche für diesen Staat beginnt.

Die Rachbegierde des Adels und Clerus beabsichtete eine blutige Genugthuung, für die Verfolgungen des Ministers; die Milde der Königin beschränkte sie auf seine Entsetzung und Entfernung vom Hofe. Sein Fall erschütterte ihn zwar anfangs; aber sein kräftiger Geist erhob ihn bald wieder. Er lebte noch vier Jahre, das Leben eines Weisen; auf seinem Gute Pombal, und überlebte so zum Theil schon sein Werk. Wenn dieß ihn kränkte, so hatte er doch auch die Genugthuung noch zu erleben, daß Manche ihm Gerechtigkeit wiederfahren ließen, die sonst seine Feinde waren. Der gebildetere Theil der Nation erkannte es nun erst recht eigentlich, daß der Staat einen großen Verlust an ihn erlitten hatte und der große Haufe selbst empfand es. Ein allgemeiner Volks-Spruch wurde das Epigramm:

Mal por Mal
Melhor Pompal.

Historischer Anzeiger merkwürdiger Todesfälle

in dem Jahre 1806.

Fortsetzung.

98. Am 4. September starb zu Altenburg Friedrich August Christian Mörlin, dritter Professor an dem Gymnasium daselbst, auswärts bekannt als talentvoller Dichter, in Altenburg außerdem als ein kenntnißreicher und thätiger Schulmann, und allgemein geliebt wegen seines vortrefflichen Herzens, vorzüglich aber von seinen Schülern, — noch nicht 31 Jahre alt, von denen er nur die letzten fünftehalb Jahre als Lehrer wirksam war. Ein feyerliches Leichenbegängniß und eine zu seinem Andenken herausgegebene Schrift von einigen Freunden zeugen von der allgemeinen Theilnahme, die sein Tod erregte. Als Schriftsteller lieferte er unter andern: „Kenotaphien; Dichtungen dem Andenken verdienter Menschen gewidmet (Altenburg 1800. 8.)“, die eine belehrende Unterhaltung gewähren.

99. Am 7. Sept. starb zu Marburg Johann Wilhelm Christian Brühl, Dr. der Arzneygelahrheit, ordentl. Professor der Anatomie und Director der Entbindungsanstalt auf der dortigen Universität, ein durch Kenntnisse und Eifer eben so sehr als durch eine fast schüchterne Bescheidenheit ausgezeichneter Gelehrter, der eben deßhalb außer Marburg nur wenig (durch einige kleine lateinische Schriften und durch einige Beyträge zu Baldingers Journal) bekannt wurde, unter denen aber, die ihn kannten, in rühmlichem Andenken steht. Er wurde zu Weimar am 25. Dec. 1757 geboren.

100. An eben diesem Tage starb zu Molières im Canton Limours Georg Jean Baptiste Target, ehemaliger Parlamentsadvocat und als solcher durch vorzügliche Beredsamkeit ausgezeichnet, nachher Deputirter bey den Generalständen, und zuletzt Mitglied des Cassationstribunals. Als Sachwalter und Deputirter bey den Generalständen ließ er mehrere der von ihm geführten Prozesse und einen Auszug der dieser Versammlung überreichten Vorschläge zu Reformen mit eigenen Bemerkungen drucken; auch ward er als Bearbeiter der ersten Constitution genannt. Späterhin lieferte er noch Bemerkungen über den Prozeß des unglücklichen letzten Königs von Frankreichs. Sein Ruhm als Redner verschaffte ihm die Aufnahme in die für die Cultur der französischen Sprache gestiftete Academie française, und bey der Errichtung des National-Instituts wurde er mit andern Mitgliedern jener Academie in die zweyte Classe desselben aufgenommen; auch war er Mitglied der Ehrenlegion. Er starb im 74sten J. seines Alters.

101. Am 10. Sept. starb der um die deutsche Sprache und Literatur unsterblich verdiente kurfürstl. sächsische Hofrath und Oberbibliothekar Johann Christoph Adelung zu Dresden, 75 Jahre alt. Er wurde am 30. August 1731 zu Spantekow unweit Anklam in Pommern geboren, wo sein Vater Prediger war, studirte zuerst auf den Schulen zu Anklam und Klosterbergen und dann auf der Universität zu Halle, wurde 1759 Professor an dem Gymnasium zu Erfurt, legte aber 1761 diese Stelle nieder, und lebte nun zu Leipzig bis zum Jahre 1787, da er das obige Amt erhielt, von allen öffentlichen Geschäften zurückgezogen, bloß dem Studiren und der Schriftstellerey. Daher ist denn auch das Verzeichniß seiner eignen Schriften und der Uebersetzungen, die er größtentheils ohne Namen herausgab, sehr bedeutend. Durch keine Arbeit erwarb er sich jedoch mehr Ruhm, als durch sein Wörterbuch der hochdeutschen Mundart und durch seine

übrigen Schriften, die deutsche Sprache betreffend, die zu bekannt sind, als daß es hier einer genauern Anzeige derselben bedürfte. Auch stiftete er noch zuletzt seinem Namen ein ehrenvolles Denkmal durch den Anfang eines wichtigen Werks über die allgemeine Sprachkunde unter dem Titel: Mithridates, das nach seinem Tode vom Hrn. Prof. Vater zu Halle, aus Adelungs hinterlassenen Papieren, fortgesetzt wird. Möchte doch auch ein Gelehrter seine „Fortsetzung und Ergänzungen zu Jöchers allgemeinen Gelehrtenlexicon", das unerwartet bey dem Buchstaben J. abgebrochen wurde, vollenden!

102. An eben dem Tage starb zu Braunschweig Johann Anton Leisewitz, als Schriftsteller nur durch wenige, aber seinen Ruhm fest gründende Producte, besonders durch sein Trauerspiel „Julius von Tarent", bekannt, und auf mehr als eine Art durch Staatsdienste ausgezeichnet. Er wurde am 1. May 1752 zu Hannover geboren, und, nachdem er die Rechte zu Göttingen studirt hatte, zu Braunschweig im J. 1777 als landschaftl. Secretär angestellt, im J. 1790 aber vom Herzoge als Hofrath zu der geheimen Canzley versetzt, und im J. 1801 zum geheimen Justizrath und Referent mit Sitz und Stimme im geheimen Conseil, endlich aber noch im Jahr 1805 zum Präsidenten im Ober-Sanitätscollegium ernannt. Auch verehrten in ihm die Prinzen von Oranien nebst ihrer Schwester ihren Lehrer in der neuern Geschichte, und den bald nach ihm verstorbenen Erbprinzen von Braunschweig unterrichtete er in der Verfassung und dem Geschäftsgange des Braunschweigschen Landes. In allen diesen Aemtern und Verhältnissen erwarb er sich unverkennbare Verdienste. Auch verdankt ihm die Stadt Braunschweig eine musterhafte Armenanstalt, die ihm den Dank und die Liebe seiner Mitbürger in einem hohen Grade erwarb, so daß auch seiner Leiche einige Hundert seiner Mitbürger freywillig folgten. Von andern dramat. Arbeiten,

die man noch von ihm erwartete, und von seiner Geschichte des dreyßigjährigen Kriegs, mit welcher er sich früher sehr ernstlich beschäftigte, zogen ihn späterhin seine Amtsgeschäfte ab, und selbst die vorgearbeiteten Bruchstücke entzog er dem Publicum durch die Verordnung an die Seinigen, alle seine Papiere zu verbrennen.

103. Am 19. Sept. starb zu Braunschweig der im zunächst vorhergegangenen Artikel erwähnte Erbprinz Karl Georg August von Braunschweig. Er ward am 8. Februar 1766 zu London geboren, und war seit dem 14. Oct. 1790 mit der Prinzessin Friederike Louise Wilhelmine von Oranien verheirathet, die, so wie er, von Leisewitzen Unterricht genoß. Er starb noch früh genug, um nicht, wie sein am 10. Nov. verstorbener Vater, den Untergang seines Hauses zu erleben, das bekanntlich durch die unglücklichen Ereignisse des Octobers herbeygeführt wurde.

104. Am 28. Sept. starb zu Gotha Prinz August, Herzog zu Sachsen u. s. w., ein Bruder des unvergeßlichen Herzogs Ernst II. und Oheim des jetztregierenden Herzogs, im 60. Jahre seines durch Wohlthaten ausgezeichneten, ruhigen, größtentheils den Wissenschaften gewidmeten Lebens. Er wurde zu Gotha 1747 geboren, und war Anfangs dem Militärstand gewidmet, zog sich aber schon im Jahr 1769 in die Ruhe des Privatlebens zurück, das nur durch zwey Reisen nach Italien im J. 1771 und 1777 unterbrochen wurde, nachdem er vorher im J. 1768 eine Reise durch die Niederlande und England gemacht hatte.

105. An eben dem Tage, nach andern Nachrichten am 27., starb zu Manheim im 56. Jahre s. A., Wolfgang Heribert Freyherr von Dalberg, Bruder des verehrten Fürsten Primas des deutschen Bundes, großherzogl. Badenscher Oberhofmeister und Staatsminister, in frühern Jahren Kämmerer von Worms, kurpfälzischer geheimer Rath und Kämmerer, wie auch Hofkammer-Präsident,

und nachher Präsident des Ober-Appellations-Gerichts zu Manheim. Er war ein ausgezeichneter Beförderer der Wissenschaften und Künste. Die Manheimer deutsche Gesellschaft verehrte in ihm, so lange sie bestand, ihren Obervorsteher, und die Manheimer Schaubühne ihren Schöpfer und Erhalter bis zum Jahre 1803. Auch zeugen von seiner Liebe zur Schauspielkunst mehrere dramatische Arbeiten.

106. Am 29. Sept. starb zu Greußen im Schwarzburgischen der Rector Friedrich Höpfner, ein als Schulmann und Schriftsteller für die Jugend sehr thätiger Gelehrter.

107. Am 10. Oct. starb der Prinz Ludwig (Friedrich Christian Ludwig) von Preußen den ruhmvollen Tod für's Vaterland in einem hitzigen Gefechte mit den Franzosen bey Saalfeld, nachdem er vergebens alle körperlichen und geistigen Kräfte aufgeboten hatte, dem Gefechte einen glücklichen Ausgang zu verschaffen. Er war ein Sohn des noch lebenden Prinzen Ferdinands von Preußen, Bruders Friedrichs des Großen, wurde den 18. Nov. 1772 geboren, war königl. preußischer Generallieutenant und Chef des ehemaligen Prinz von Badenschen Infanterie-Regiments, des schwarzen Adler-Ordens Ritter und Domprobst zu Magdeburg. Er starb mit dem Ruhme eines muthigen Kriegers, eines talentvollen Freundes der Künste, besonders der Musik, worin er es zu einer großen Fertigkeit gebracht hatte, und eines wohlwollenden Menschenfreundes. Uebrigens ist das, was öffentliche Blätter von ihm erzählt haben, bey dem Interesse, das sein frühzeitiger Tod erweckte, noch zu sehr in frischem Andenken, als daß wir es hier zu wiederholen nöthig finden sollten; auch ist kürzlich sein Leben besonders gedruckt erschienen.

108. An eben diesem Tage starb zu Rom eine berühmte Künstlerin, die schon wegen ihres in den Annalen der deutschen Kunst denkwürdigen Namens hier eine Erwähnung

verdient; nämlich die verdiente Miniaturmalerin Theresia Mengs, Schwester des berühmten Malers dieses Namens und Gattin eines ebenfalls berühmten Malers zu Rom, Antonio de Maron, in dem hohen Alter von 81 Jahren.

109. An demselben Tage verlor Strasburg einen seiner berühmtesten und geschätztesten Lehrer, Jeremias Jacob Oberlin, im 72sten Jahre seines Alters. Er war zu Strasburg am 7. August 1735 geboren, und wurde dort, nach vollendeten Studien, jedoch nur langsam befördert, zuerst als Adjunct des Professors der lateinischen Beredsamkeit, dann (1778) als außerordentlicher Professor der Philosophie an der Universität und zugleich als Lehrer am dasigen Gymnasium, späterhin (im J. 1782) als ordentlicher Professor der Logik und Metaphysik an der Universität, und nachher noch (1787) als Gymnasiarch, nach der Revolution aber, während welcher nicht nur die Universität und das Gymnasium, wie andere Schulanstalten, gefährdet, er selbst aber mit mehrern Collegen als Gefangener nach Metz gebracht wurde, Professor bey der an die Stelle des Gymnasiums getretenen Centralschule, und darauf bey der statt der Universität errichteten protestantischen Akademie. Durch seine größtentheils lateinischen Schriften erwarb er sich nicht geringe Verdienste um die ältere und neuere Sprachkunde und die Alterthumskunde, die Diplomatik und die Literaturgeschichte; durch mehrere französische Schriften, besonders den Almanac d'Alsace, suchte er seine Landsleute mit ihrem Vaterlande genauer bekannt zu machen. So wie er sich übrigens fast ein halbes Jahrhundert hindurch große Verdienste als Schriftsteller und als Lehrer erwarb: so machte er sich auch während der Revolution durch Verwaltung mehrerer Aemter um seine Mitbürger verdient, die seinen Sarg mit einem Bürgerkranze schmückten, so wie seine Collegen Blessig und Schweighäuser und sein Schüler Winkler zu Paris ihm literarische Ehrendenkmäler setzten, die ihn (nach den Auszügen

daraus im teutschen Merkur (1807. Sept.) in allen Verhältnissen als musterhaft darstellen.

110. An eben diesem Tage starb zu Wien Aloys Rudolph Vetter, Professor der Anatomie und Physiologie an der Universität zu Krakau, bekannt durch mehrere Schriften über die Wissenschaften, die er mündlich lehrte, im 42sten Jahre seines Alters.

111. Am 15. Oct. starb zu Narbonne der dort seit einigen Jahren in einem hohen Alter privatisirende Arzt Paul Joseph Barthez, consulirender Arzt des Kaisers von Frankreich und Königs von Italien, Mitglied der Ehrenlegion und des National-Instituts, Präsident der medicinischen Gesellschaft zu Montpellier, und ehemals Kanzler der dasigen Universität, ein sehr kenntnißreicher Gelehrter, und verdient als praktischer Arzt. Er ist Verfasser mehrerer medicinischer Schriften, von denen er noch einige in spätern Jahren herausgab, wie die vom Hrn. Professor Sprengel zu Halle übersetzte Neue Mechanik der Bewegungen der Menschen und Thiere, und die vom Hrn. Dr. Bischof zu Berlin verdeutschte Abhandlung über die Gicht-Krankheiten.

112. Am 16. Oct. starb zu Leipzig Christian Ludwig Sebas, außerordentlicher Professor der Philosophie und Collegiat des kleinen Fürsten-Collegiums, im 52sten Jahre seines Alters. Er war 1755 zu Hemersdorf bey Zittau geboren, und beschäftigte sich vorzüglich mit dem Studium der Mathematik und der französischen Sprachkunde. Seine, mit den Franzosen Dumesnil bearbeitete, neue französische Grammatik wurde mit Beyfalle aufgenommen.

113. Am 27. Oct. starb zu Gießen der großherzoglich hessische geheime Rath und Vicekanzler der Universität, Helwig Bernhard Jaup, bekannt als Schriftsteller im staatsrechtlichen Fache. Er war zu Darmstadt am 9. Aug. 1750 geboren, lehrte viele Jahre als Professor des Staatsrechts, wurde 1798 Substitut bey der landesständischen Ober-

Einnehmerey mit dem Charakter eines Regierungsraths, dann 1801, mit dem Titel eines geheimen Raths, Comittialgesandter auf dem Reichstage zu Regensburg, 1802 aber wiederum Professor zu Gießen und Vicekanzler der Universität.

114. Am 30. Oct. starb zu Magdeburg, während der Schrecken der Belagerung, Friedrich Gabriel Resewitz, königl. preußischer Consistorialrath, Generalsuperintendent und Abt des Kloster Bergen, im 81sten Jahre seines Lebens, das er zuletzt in einem ehrenvollen Ruhestande zubrachte. Er war zu Berlin 1725 geboren, wurde, nach Vollendung seiner Studien, zuerst als Prediger in Quedlinburg, und dann (1767) zu Kopenhagen angestellt, von wo er, nach der Herausgabe des 1773 erschienenen, mit vielem Beyfalle aufgenommenen, Werkes; die Erziehung des Bürgers, (1775) als Vorsteher der berühmten Schulanstalt Klosterbergen berufen wurde, für die er nun, wie die neuen Schulgesetze für das Pädagogium zu Klosterbergen (1771) und die Nachrichten von dieser Schulanstalt (1776 u. 1783) und seine Predigten für die Jugend in Klosterbergen zeugen, mit thätigem Eifer sorgte, wie denn auch seine „Gedanken, Vorschläge und Wünsche zur Verbesserung der öffentlichen Erziehung“ (1777—87) beweisen, daß das Erziehungs-Geschäft ununterbrochen der Gegenstand seines Nachdenkens war.

115. In der Nacht zum 31. Oct. starb zu Heidelberg die bekannte Dichterin Sophie Brentano, ehemal. Mereau, geb. Schubert, an den Folgen der Niederkunft mit einem todtgebornen Kinde. Sie war zu Altenburg den 27. März 1761 geboren, und wurde zuerst die Gattin des ehemal. Professors F. E. K. Mereau zu Jena, dann des ebenfalls als Schriftsteller bekannten Clemens Brentano zu Heidelberg.

116. In diesem Monate starb auch zu Paris Phil. A. Grouvelle, ehemal. französischer Gesandter zu Kopen-

hngen, den in der unglücklichen Zeit der Hinrichtung Ludwigs XVI. das Schicksal traf, diesem Monarchen sein Todesurtheil vorlesen zu müssen, wie man sagt, aus Kummer über einen ihm darüber öffentlich gemachten Vorwurf. Als Schriftsteller lieferte er früher verschiedene Gedichte und kleine politische Schriften und Aufsätze; auch arbeitete er während der Revolution mit andern an einem Volksblatte zur Belehrung der niedern Stände, und lieferte zuletzt auch Memoiren über den Tempelherrnorden, die gegen die neueren Vertheidiger ihrer Unschuld gerichtet waren.

117. Zu Moskau starb in diesem Monate der nur erst vor einigen Jahren dort als Professor der Mathematik bey der dasigen Universität angestellte Joh. Joseph Anton Ide, erst 31 Jahre alt, nachdem er bereits vollgültige Beweise seiner großen Fortschritte in der höhern Mathematik gegeben hatte.

118. Am 5. Nov. starb zu Weimar an den Folgen der Leiden der Jenaischen Schlacht Georg Melchior Kraus, herz. S. Weimarischer Rath und Director der herzogl. freyen Zeichenakademie, die er im J. 1775 auf Befehl des Herzogs anlegte, und seitdem bis zu seinem Tode mit unverdrossenem Eifer leitete. Durch mehrjähriges Studium in Paris (1761—67) gebildet, war er ganz dazu geeignet, ein solches Institut mit Nutzen zu unternehmen und fortzuführen. Auch versuchte er, sich dem größern kunstliebenden Publicum durch sein ABC der Zeichner, die dazu gehörigen Uebungsblätter, durch die deutschen Nationaltrachten u. s. w. nützlich zu machen. Ueberdieß kennt man ihn als Mitunternehmer des Bertuchschen Journals des Luxus und der Moden. Er war zu Frankfurt a. M. am 28. Jul. 1733 geboren.

119. Am 6 Nov. starb zu Berlin der dort seit einigen Jahren privatisirende mecklenburgische schwerinische Hofrath Ernst Joh. Fried. Mantzel, bekannt durch seine

„Mecklenburgische Staatskanzley“ und verschiedene Deductionen für Mecklenburg. Er war zu Rostock 1747 geboren.

120. Am 10. November starb zu Ottensen bey Altona der regierende Herzog von Braunschweig, Karl Wilhelm Ferdinand, königl. preußischer Generalfeldmarschall, an den Folgen einer in der Schlacht bey Auerstädt erhaltenen Wunde, 71 Jahre alt. Nähere Nachrichten von ihm behalten wir uns für die Folge vor.

121. An demselben Tage starb zu Lissabon einer der ausgezeichnetsten Portugiesen neuerer Zeit, Don Juan de Braganza, Herzog von Lafoens, Oheim der Königin, der in frühern Jahren, nachdem er im siebenjährigen Kriege bey der österreichischen Armee als Freywilliger gedient hatte, ganz Europa bereiset und mit allen Regenten seiner Zeit Bekanntschaft gemacht hatte, und späterhin Stifter und beständiger Secretair der Akademie der Wissenschaften zu Lissabon wurde, die, ehe sie den Königl. Schutz erhielt, fünf Jahre hindurch auf seine Kosten bestand. So wie er früher von Joseph II., mit dem er in Briefwechsel stand, und von andern Regenten seiner Zeit geschätzt wurde, so war dieß auch der Fall in Hinsicht auf den französischen Kaiser, der ihn im J. 1804 zum Großkreuze der Ehrenlegion ernannte.

122. Am 11. Nov. verlor Dänemark einen seiner besten Schriftsteller für die Jugend, Peter Thonboe, Kapellan zu Nyeborg auf Fyhn. Unglücklicherweise hatte dieser würdige Mann, der Verfasser mehrerer mit vielem Beyfall aufgenommenen Schriften, sein ganzes Leben hindurch, da die geringen Einkünfte seiner Pfarrstelle für ihn und seine Familie nicht ausreichten, mit Nahrungssorgen zu kämpfen, die ihn früh ins Grab stürzten. Er war 1769 in Lolland geboren.

123. Am 12. Nov. starb zu Rendsburg der Oberconsistorialrath und Generalsuperintendent des Herzogthums Holstein, Johann Leonhard Callisen, im 68sten Jahre

seines Alters. Er war zu Preetz im Herzogthum Holstein am 23. Aug. 1738 geboren, wurde im J. 1764 Pastor an der Neustadt vor Plön, dann 1769 zu Zarpen im Amte Reinfeld, und 1782 Pastor zu Oldesloe, von wo er 1792 nach Rendsburg zu den obgedachten Aemtern berufen wurde. Erst in den spätern Jahren trat er als Schriftsteller über religiöse Materien, z. B. über den Freyheitssinn und den Werth der Aufklärung unserer Zeit (1792 u. 1795) auf; zwey seiner Schriften: Warum wird im gemeinen Leben so wenig von Gott geredet? (1791) und: Ist es rathsam, bey unserm Glauben an die Weissagungen der Bibel von unserm Herrn Christo zu bleiben? wurden zum zweytenmale (1793 u. 1794) aufgelegt. Nach dem Zeugnisse mehrerer Nachrichten über ihn war er ein wahrhaft frommer Mann, der durch seine Predigten und durch sein Beyspiel nützlich wirkte.

124. Am 20. Nov. starb zu Leipzig Karl Gottlob Rössig, Doctor der Philosophie und der Rechte, und seit 1793 ordentl. Professor des Natur- und Völker-Rechts auf der Universität zu Leipzig, wo er anfangs als Advocat practicirte, ein sehr fleißiger Schriftsteller in mehreren, besonders jedoch in den Fächern der Oekonomie, Polizey und Kameralistik. Er war zu Merseburg 1752 geboren.

125. Am 20. Nov. starb zu Brandoberndorf im Hessendarmstädtischen der dasige Pfarrer Karl Philipp Michael Snell, ein durch mehrere Schriften bekannter Gelehrter, in dessen Leben mehr Mannigfaltigkeit herrscht, als man gewöhnlich in dem Leben von Schulmännern und Predigern findet. Er wurde zu Dachsenhausen am Rhein in der Grafschaft Katzenellenbogen am 16. Jul. 1753 in einer an Schriftstellern sehr fruchtbaren Familie geboren, wurde nach Vollendung seiner Studien zu Gießen Lehrer an dem dasigen Pädagogium, gieng aber 1780 nach Riga als Rector der dasigen Domschule, über die er mehrere Programme heraus-

herausgab. Auch beschäftigte er sich hier fleißig mit dem Studium der Geschichte und Statistik der russischen Provinzen, besonders derer an der Ostsee, und ließ unter andern Nachrichten über die Stadt Riga drucken; kehrte aber im J. 1787 zu seinem Vater in Dachsenhausen zurück, wo er privatisirte, bis er im J. 1790 zweyter Prediger zu Butzbach wurde, welche Stelle er nachher (1797) mit der Pfarrey zu Brandoberndorf vertauschte. Eine Frucht seiner in Riga über Rußland gesammelten Kenntnisse waren noch die ohne seinen Namen erschienenen „Briefe über das russische Kriegswesen“ (1790) und die „Beschreibung der russischen Provinzen an der Ostsee“ (1794). Außerdem lieferte er einige pädagogische Arbeiten und Schriften für die Jugend.

126. Am 30. Nov. starb zu Darmstadt der großherzogl. hessische Kammerrath Moritz Balthasar Borkhausen, im 46sten Jahre seines thätigen Lebens. Er wurde 1760 in Gießen geboren, widmete sich anfangs der Rechtsgelahrtheit, vertauschte diese aber bald mit dem Studium der Naturwissenschaften, wobey sein vortreffliches Gedächtniß ihn auf eine fast wunderbare Art unterstützte. Doch dauerte es lange, ehe er dadurch sich ein Amt erwerben konnte. Erst nachdem schon das Ausland ihm seine Achtung für mehrere seiner Schriften bewiesen hatte, wurde er (1792) als Assessor bey der Landesökonomie-Deputation, im J. 1796 in gleicher Eigenschaft bey dem Oberforstcollegium, und im J. 1801 als Kammerrath bey demselben Collegium angestellt. Uebrigens fuhr er neben seinen, mit Eifer betriebenem, Amtsgeschäften fort, seine Mußestunden dem Studium der Natur zu widmen, und durch Vorlesungen über Forstbotanik und Forsttechnologie auch als Lehrer zu wirken. Außer den eigenen Schriften für die Naturgeschichte und die Forstwissenschaft, die hier nicht aufgeführt zu werden bedürfen, war er bekanntlich auch Mitherausgeber der deutschen Orni-

thologie, deren Studium ihn vorzüglich in den spätern Jahren seines Lebens beschäftigte, und für die er eine meistens selbst bearbeitete Sammlung ausgestopfter Vögel angelegt hatte, und Mitarbeiter an der Frankfurter Encyklopädie der Wissenschaften, wovon er mehrere Jahre lang bis zu seinem Ende den botanischen Theil fast ganz allein bearbeitete. — In seinen Privatverhältnissen als Gatte, Vater und Freund genoß er die allgemeine Achtung aller die ihn kannten.

127. An eben diesem Tage starb Joh. Peter Sieveking, Bruder des 1799 verstorbenen berühmten Kaufmanns dieses Namens, seit 1793 Syndicus der Stadt Hamburg, und seit 1803 Gesandter dieser Stadt zu Regensburg, auf seiner Rückreise in seine Vaterstadt zu Hanau, im 43sten Jahre seines Alters. Er war Verfasser einer Schrift „von der Assecuranz eines ungenannten Versicherten“ (Göttingen 1791. 8.)

128. In diesem Monate starb auch zu Kopenhagen Karl Friedrich Dichman, seit 1796 Professor der Geschichte, Philosophie und schönen Wissenschaften an der See-Akademie zu Kopenhagen, wo er 1765 geboren wurde, geschätzt als Jugendlehrer und als Verfasser mehrerer nützlicher Schriften, besonders einer dänischen Sprachlehre, mehrerer historischer Lesebücher und einiger Schriften über das dänische Seewesen.

129. Am 1. Dec. starb zu Hamburg Johann August Urlsperger, Doctor der Philosophie und Theologie, und ehedem Senior und Pfarrer bey der evangelischen Kirche zum heil. Kreuze in Augsburg, bis zum Jahre 1776, da er diese Stelle niederlegte und nach Oettingen zog; correspondirendes Mitglied der englischen Gesellschaft zur Beförderung der Erkenntniß Christi, und, wenn nicht Stifter, doch eines der wirksamsten Mitglieder der deutschen Gesellschaft thätiger Beförderer reiner Lehre und Gottseligkeit, oder, wie sie sich seit 1786 gewöhnlicher nannte, der Gesellschaft

von Freunden und Liebhabern christlicher Wahrheit und Gottseligkeit. Diese Gesellschaft suchte er durch mehrere Schriften (1779 u. f. J.), worin er sie empfahl und vertheidigte, zu verbreiten. Außerdem hat man von ihm mehrere ascetische und verschiedene dogmatische Schriften über die Dreyeinigkeitslehre, die ihn in mehrere Streitigkeit verwickelte. Er war zu Augsburg am 25. Nov. 1728 geboren.

130. Am 5. Dec. starb Franz Regis Crauer, Professor der Rhetorik und Chorherr des Stifts St. Leodegar zu Luzern, wo er 1739 geboren wurde. Er war Verfasser mehrerer Schauspiele und anderer Schriften, und wird als ein um das Schulwesen seiner Vaterstadt verdienter Mann gerühmt.

131. Am 9. Dec. starb zu Koburg der regierende Herzog Franz von Sachsen-Coburg-Saalfeld, im 57sten Jahre seines Lebens und im 7ten seiner Regierung, ein Regent, voll des besten Willens, seinem durch Schulden gedrückten Lande wiederum aufzuhelfen, der aber seine Entwürfe durch mancherley Umstände so gehindert sah, daß er deren gänzliche Ausführung nicht erlebte.

132. Am 10. Dec. starb zu Wien Joseph Georg Hörl, k. k. Hofrath, ehemaliger Bürgemeister und Oberster der Bürgermiliz, geliebt und geschätzt von den Bürgern Wiens, in einem Alter von 85 Jahren, nachdem er ein halbes Jahrhundert hindurch dem Staate in mehrern Aemtern so treu gedient hatte, daß der Kaiser ihn im März 1797 nach vollen 50 Dienstjahren mit der goldnen Verdienstmedaille und dem Titel eines Regierungsraths beehrte, und späterhin, am 3. Febr. 1804, als er in den Ruhestand trat, ihm noch den Titel eines k. k. Hofraths ertheilte.

133. An eben diesem Tage starb der zu Görlitz wohnende, den Freunden der Kunst als Landschaftsmaler bekannte, Christoph Nathe, auf einem Besuche zu Schadewalde, da er eben im Begriffe war, eine zahlreiche Menge von Ansichten der sächsischen Schweiz, die er im Sommer

aufgenommen hatte, auszuarbeiten. Er war am 3. Januar 1753 unweit Görlitz geboren.

134. Am 21. Dec. starb zu Hamm Joh. Ant. Arnold Möller, zweyter Burgemeister und Commissionsrath, ein unbestechlich redlicher und für das gemeine Wohl sehr thätiger Mann, verdient durch manche nützliche Erfindung und mehrere Schriften im ökonomischen und technologischen Fache, im 76sten Jahre seines Alters.

135. Am 24. Dec. starb zu Wien der Erzherzog Ferdinand (Karl Anton Joseph Johann Stanislaus), Königl. Prinz von Ungarn und Böhmen, Erzherzog von Oestreich, Oheim des jetztregierenden Kaisers. Er war am 1. Junius 1754 geboren, und seit dem 15. Oct. 1771 mit der Prinzessin Maria Beatrix, Tochter des Herzogs von Modena vermählt. Vermöge dieser Verbindung war er zum Nachfolger in den sämmtlichen deutschen Ländern des herzogl. modenesischen Hauses bestimmt, und seit 1803 Administrator des Breisgaus und der Ortenau; diese Länder kamen aber neuerlich an Baden, das sich mit ihm darüber gegen eine Geldsumme abfand. Außerdem war er k. k. Generalfeldmarschall und Oberster eines Infanterie-Regiments. Er war Vater von neun Kinder, vier Prinzen und fünf Prinzessinnen; von jenen leben noch drey (zwey in östreichischen Militairdiensten), von diesen auch noch drey, die Königin von Sardinien, die verwittwete Kurfürstin von Bayern, und eine unverheirathet.

136. Am 27. Dec. starb zu Bernburg Simon August Culemann, Dr. der Rechte, und Anhalt-Bernburgischer wirklicher geheimer Hof- und Regierungs-Rath, vorher Kammergerichts-Advocat zu Wetzlar. Als solcher lieferte er mehrere Deductionen in verschiedenen Rechtssachen, besonders auch für Anhalt-Bernburg, die seinen Ruf nach Bernburg veranlaßten. Er wurde zu Detmold 1734 geboren.

Literarischer Zuwachs
an allgemeinen biograph. Werken und einzelnen Lebensbeschreibungen. Michaelismesse 1807.

1.
Allgemeine und vermischte Schriften biographischen Inhalts.

Baur's (Sam.) interessante Lebensgemälde der denkwürdigsten Personen des achtzehnten Jahrhunderts, 6ter Theil. gr. 8. Leipzig, bey Voß.

— — neues allgemeines historisch-biographisch-literarisches Handwörterbuch von der Schöpfung der Welt bis zum Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts, in welchem das Leben, der Charakter und die Verdienste der größten und denkwürdigsten Personen aller Zeiten, Länder und Stände, nach den zuverlässigsten Quellen bearbeitet, enthalten sind, 2ter Band. gr. 8. Ulm, in der Stettin. Buchhandl.

v. Hormayr's (Jos. Freyhr.) Oesterreichischer Plutarch, oder Leben und Bildnisse aller Regenten und der berühmtesten Feldherren, Staatsmänner, Gelehrten und Künstler des österreich. Kaiserstaats, 5 — 8. Bändchen. 8. Wien, bey Doll.

Meusel's (J. G.) Lexicon der vom J. 1750 bis 1800 verstorbenen Deutschen Schriftsteller, 7ter Band. gr. 8. Leipzig, bey Fleischer d. j.

2.
Einzelne Biographieen.

Cromwell, (Olivier) Protector von England, von K. Sebald, 2te Ausgabe, 2ter und letzter Band. gr. 8. Leipzig, bey Sommer.

Dutens Lebensbeschreibung, oder Memoiren eines Gereiseten, der ausruht; aus dem Franz. von J. F. v. Meyer. 2ter und letzter Band. 8. Amsterdam, in der Kunst- und Industriehandl.

Eugen's, des Prinzen, Kriegsthaten. Aus dem Latein. 2 Bände. Türkenkrieg und französischer Krieg. gr. 8. Karlsruhe, bey Macklot.

Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen. Mit dem Brustbilde des Prinzen. 8. Berlin, bey Maurer.

Nelson's Leben, nach dem Englischen des J. Charnock. 2ter Theil. gr. 8. Bremen, bey Müller.

Biographie des Würzburgischen Arztes Reder, von Kasp. Friedr. Heusinger. 8. Straubing, bey Heigel und Comp.

J. Alb. H. Reimarus nach zurückgelegten zwanzig Jahren seiner medicinischen Laufbahn; ein biographischer Beytrag zur Feyer des 29. Aprils, von D. Veit. gr. 8. Hamburg, bey Perthes.

G. F. Seiler, eine dankbare Reminiscenz von W. L. Steinbrenner. 8. Erlangen, bey Gredy.

Sokrates, als Mensch, als Bürger und als Philosoph, oder Versuch einer Charakteristik des Sokrates, von D. G. Wiggers. 8. Rostock, beym Verf. (Neustrelitz, bey Albanus.)

Merkwürdiges Leben und Thaten des Freyherrn Franz von der Trenck, k. k. wirklicher Obersten und Inhaber eines slavonischen Panduren-Regiments, das von ihm selbst bis zu Ende des J. 1747 geschrieben wurde. Mit dessen Bildniß. 8. Wien, bey Mößle.

Charakterzüge aus dem Leben des verstorbenen Herrn Seb. Friedr. Trescho. Mit einem Bildniß. 8. Königsberg, bey Göbbels und Unzer.

Register

über

die sechs ersten Bände des Biographen.

Die römische Zahl bedeutet den Band, und die deutsche die Seitenzahl.

A.

Aaskow, U. B. V, 521.
Abele, Johann Martin v. V, 222.
Ackermann, Joh. Friedrich, IV, 248.
Acrel, Olof v. V, 520.
Adams, Samuel, IV, 119.
Adelung, Johann Christoph, VI, 521.
Adler, Georg Christian Freiherr v. IV, 380.
Aepinus, Friedrich Ulrich Theodor, II, 125.
Ahlemann, Ernst Heinrich Friedrich, III, 496.
Alba, Herzog v. V, 317.
Albert, Prinz v. Hohenlohe-Schillingsfürst, V, 230.
Alfieri, Victor, Graf v. IV, 121.
Allione, Carlo, IV, 356.
Almeyda, Theodor de, IV, 240.
Almon, John, V, 243.
Alphen, Hieronymus v. IV, 106.

Alströmer, Patrik, Freiherr v. IV, 378.
Alter, Franz Xaver, IV, 236.
Alvensleben, Philipp Karl, Graf v. II, 361.
Andanson, Michael, VI, 107.
Anisse de Villoison, Gaspard d' IV, 481.
Anstey, Christoph, V, 217.
Apel, Heinrich Friedrich Innocenz, II, 484.
Arbogast, Louis François Antoine de, III, 235.
Arco, Philipp, Graf v. V, 234.
Arnemann, Just, VI, 105.
Arnim, Albrecht Heinrich v. V, 232.
Arnold, Samuel, III, 234.
Arretino, Peter, VI, 77.
Arz u. Wasseg, Edmund Maria, Graf v. IV, 469.
Arzelecki, Hieronymus, IV, 371.
Aster, Friedrich Ludwig, IV, 389.
Astle, Thomas, IV, 219.
Aubigne, siehe Maintenon.
August, Prinz, Herzog zu Sachsen, VI, 523.
Averani, Benedetto VI, 439.
Azara, Joseph Nicolas, IV, 226.

B.

Baemeister, Hartwig Ludwig Christian, V, 521.
Baculard d'Arnaud, François Thomas Maria d' V, 237.
Baden, Jacob, IV, 354.
Bärensprung, Georg Wilhelm, IV, 109.
Bajazeth II. und Selim I. I, 445.
Balboa, Vasco Nunnez de, V, 485.
Baldinger, Ernst Gottfried, IV, 223.
Ballabene, Karl Anton, IV, 117.
Ballhorn, Georg Friedrich, V, 218.
Ballois, IV, 220.
Bamberger, Johann Peter, IV, 362.
Bandini, Angelo Maria, IV, 114.
Baratier, Johann Philipp, VI, 165.
Barter, Robert, V, 514.
Barthelemy, J. J. IV, 1.
Barthez, Paul Joseph VI, 526.
Bartholomäo, Paulinus a Sanct, V, 513.

Batsch, Johann Georg Karl, II, 252.
Bauer, Georg Lorenz, V, 246.
Bauer, Johann Georg Sebastian, IV, 456.
Beattie, James, IV, 116.
Beauclair, Pierre Louis, IV, 243.
Beaumé, Antoine, IV, 373.
Bechthold, Johann Georg, V, 231.
Beck, Johann Heinrich, IV, 108.
Becker, Elisabeth, IV, 383.
Becker, Karl Friedrich, V, 396.
Beer, Johann Ernst, V, 247.
Behr, Johann Adam, V, 237.
Benda, Joseph, IV, 231.
Bensen, Karl Daniel Heinrich, IV, 478.
Bentley, Samuel, III, 365.
Berckenthal, Samuel, Freyherr v. III, 352.
Berendtson, Bernhard, IV, 371.
Berger, Immanuel, III, 352.
Bergler, III, 485.
Bergmann, Joseph, III, 490.
Bernier, Pierre François, IV, 111.
Bertram, Joachim Christoph, I, 483.
Besecke, Johann Melchior Gottlieb, II, 361.
Beyer, Adolph, V, 211.
Bibra, Siegmund Freiherr v. III, 235.
Bichat, Marie François Xavier, II, 126.
Bing, Isaak Berr, V, 214.
Bisset, Robert, IV, 485.
Biwald, Leopold Gottlieb, V, 222.
Blair, Hugo, I, 303.
Boccage, Marie Anna le Page du, II, 127.
Beckshammer, Johann Christian, IV, 384.
Böckmann, Johann Lorenz, II, 488.
Böhme, Jacob, I, 107.
Böhmer, Georg Rudolph, IV, 106.
Böhr, V, 244.
Börner, Georg Gottlieb, IV, 242.
Börnicke, Christian, IV, 491.
Bogdanich, Daniel Emmerich, I, 134.
Boje, Heinrich Christian, V, 393.
Boisiermain, Peter Joseph Franz Luneau de, I, 481.

Bonaterre, Joseph P. IV, 369.
Bondini, Angelo Maria, III, 487.
Bonnet, Karl, VI, 53.
Borgia, Stephan, IV, 386.
Borkhausen, Moritz Balthasar VI, 531.
Bosch, Johann Bernhard, III, 492.
Bothmer, Karl Freiherr v. V, 235.
Bottani, Giovanni, III, 352.
Bouchaud, Matthieu Antoine, IV, 228.
Bouchholz, Friedrich August Georg, II, 251.
Bourdonnais, de la, III, 1.
Boys, William, III, 236.
Brasch, G. S. v., III, 336.
Brentano, Sophie, ehemalige Mereau, geb. Schubert, VI, 527.
Bretonne, Nicolas Edmé Rétif de la, V, 250.
Bridgewater, Herzog von, III, 230.
Brigleb, Johann Christian, IV, 494.
Brisson, Matthurin Jacques, V, 522.
Brixen, Karl Anton v. III, 365.
Brodhagen, Christian, IV, 487.
Brühl, Johann Wilhelm Christian VI, 520.
Brühl, Karl Adolf Graf von, II, 121.
Bruix, Eustachius, IV, 473.
Brunck, Richard Philipp Friedrich, IV, 111.
Bryant, James, IV, 386.
Buchan, William, IV, 466.
Buchwald, Juliane Franziska von, VI, 1.
Bühl, Johann Daniel, IV, 244.
Buquoy, Johann Graf v. III, 366.
Burghaus, Konrad Johann August, Graf v. IV, 243.
Burgsdorf, Friedrich August Ludwig v. I, 374.
Buri, Ernst Karl Ludwig Isenburg v. V, 394.
Burscher, Johann Friedrich, V, 223.
Buttler, W., IV, 475.

C.

Cacault, François, V, 229.
Cadell, Thomas, II, 489.
Callisen, Johann Leonhard VI, 529.

Calmus, Armand Gaston, IV, 381.
Calonne, Karl Alexander von, II, 253.
Campomanez, Pedro Rodriquez, Graf v., I, 135.
Cappel, Ludwig Wilhelm Christoph, IV, 354.
Caraccio, Marquis de, III, 361.
Caraccioli, Karl Marquis de, IV, 110.
Carignan, Marie Thereſe Louiſe Prinzeſſinn von Lamballe, VI, 327.
Carlyle, Joſeph Dacre, IV, 239.
Carpzov, Johann Benedict, III, 108.
Carlowitz, Karl Wilhelm, VI, 107.
Carter, Eliſabeth, V, 392.
Carvalho, Sebaſtian Joſeph von VJ, 489.
Caſti, Giambatiſta, III, 227.
Cavanilles, Anton Joſeph, IV, 246.
Cauſſe, Iſaak Ludwig, II, 250.
Cels, Jacob Martin, V, 520.
Chappe, Claude, IV, 453.
Charpentier, Friedrich Wilhelm, V, 215.
Charrières, V, 393.
Chodowiecki, Wilhelm, V, 233.
Chriſtian Friedrich Karl, Markgraf v. Brandenb., V, 245.
Chriſtofferſon, Anders, IV, 252.
Chriſtoph Franz, Biſchof von Bamberg, V, 225.
Chydenius, Andreas, III, 364.
Clairon, Claire Hippolyte Delatude, III, 227.
Claproth, Juſtus, IV, 461.
Clarke, William, V, 233.
Clauſewitz, Daniel Gottlieb, IV, 107.
Cleß, David Jonathan, III, 365.
Clive, Robert Lord, I, 185.
Cölln, Friedrich Auguſt von, IV, 230.
Cohen, Raphael, III, 494.
Colbert, Johann Baptiſta, II, 257.
Collini, Kosmus, V, 397.
Colloredo, Franz von, V, 395.
Colombo, Chriſtophoro, III, 111.
Conquiſta, Graf de la, V, 244.
Conrad, Karl Ludwig, IV, 366.
Conté, J. S., V, 241.
Cook, James, V, 188.

Corelli, Arcangelo, VI, 403.
Corfiz Ulfeld und Eleonore Christine, seine Gemahlin, II, 369.
Cornwallis, Karl Graf von, V, 226.
Coulomb, Karl Augustin, VI, 109.
Crauer, Franz Regis, VI, 533.
Crichton, Wilhelm, IV, 479.
Croix, Charles de la, V, 237.
Cugnot, Nicolaus Joseph, IV, 371.
Culemann, Simon August, VI, 534.
Currie, James, V, 220.
Curtius, Michael Conrad, II, 250.

D.

Dach, Simon, IV, 440.
Dachröden, Ernst Ludwig Wilhelm, V, 249.
Däniker, Johann Jacob, IV, 489.
Dahme, Georg Christoph, III, 362.
Daiser zu Sylbach, I, 483.
Dalberg, Wolfgang Heribert, Freyherr von VI, 523.
Dangers, Christian Wilhelm, V, 519.
Dannenmayer, Matthias, V, 213.
Danz, Wilhelm August Friedrich, IV, 220.
Darwin, Erasmus, I, 263.
Debelle, II, 123.
Degen, Martin v. IV, 112.
Deken, Agatha, IV, 383.
Desprez, Louis Jean, IV, 234.
Devaines, Jean, III, 235.
Devienne, IV, 111.
Devonshire, Georgina v. V, 398.
Dichmann, Karl Friedrich, VI, 532.
Didot, Français Ambroise, IV, 354.
Dietmann, Karl Gottlieb, IV, 390.
Dietrich, Karl Friedrich, V, 221.
Dieux Raymond de Boisgelin de Cucé, Jean de, IV, 359.
Dillinger, Georg Adam, IV, 247.
Dippold, Gottfried Ehregott, IV, 388.
Dobmaier, Marian, V, 244.
Dömling, Joseph, III. 235.

Dörnburg, Hans Friedrich Anton, Freyherr v. III, 230.
Dörner, Christian Friedrich, V, 250.
Dome, Ulrich Ludwig Dominikus v. V, 395.
Domokos, Ludwig v. IV, 124.
Donauer, Georg Friedrich, IV, 360.
Dresde, Friedrich Wilhelm, IV, 469.
Drüßlein, Johann Albrecht, IV, 251.
Duboy-Laverne, Johann Gottlieb, II, 487.
Duclos, I, 482.
Dürr, Franz Anton, IV, 482.
Dürrfeld, Bernhard Friedrich, IV, 235.
Dumaresq, Daniel, V, 234.
Dumesnil, Gardin, I, 370.
Dumesnil, Marie Françoise. III, 227.
Dunckelberg, Ildefons, V, 242.
Durich, Fortunat, II, 485.
Dyrsen, Johann Heinrich, IV, 237.

E.

Ebermaier, J. E. L., III, 488.
Eberstein, Wilhelm Ludwig v. IV, 459.
Ebert, Johann Jacob, IV, 472.
Eckartshausen, Karl v. IV, 108.
Eginton, Francis, II, 477.
Ehrenreich, Johann Ludwig Eberhard, III, 490.
Eichhorn, Michael, III, 490.
Eisenbach, Georg Michael, IV, 110.
Eisenberg, Friedrich Philipp, IV, 233.
Ellis Henry, V, 246.
Emerson, William, II, 355.
Engel, Johann Jacob, I, 374.
Engelbrecht, Johann Andreas, IV, 117.
Engelmann, E. Th., II, 388.
Ermann, Johann Georg, IV, 483.
Erneſti, Johann Chriſtian Gottlieb, I, 372.
Ernſt Karl, Herzog von Sachſen-Gotha, IV, 240.
Erthal, Lothar, Freyherr v. V, 240.
Ettinger, Karl Wilhelm, IV, 250.
Euchel, Iſaak Abraham, IV, 250.
Evanſon, Eduard, V, 224.

Evers, Karl Friedrich, III, 350.
Eymar, III, 108.
Eyring, Jeremias Nicolaus, IV, 107.

F.

Fabroni, Angiolo, III, 490.
Falcke, Philipp Konrad, IV, 488.
Faprat, Franz Andreas v., IV, 362.
Fawcett, John, IV, 226.
Fearon, Henry, III, 366.
Federici, III, 230.
Feller, Franz Xaver, I, 371.
Ferdinand (Erzherzog), Karl Anton Joseph Johann Stanislaus, VI, 534.
Ferdinand, Karl Wilhelm, Herzog von Braunschweig, VI, 529.
Ferner, v. II, 484.
Ferriere, Charles Elie de, IV, 365.
Fischer, Johann Nicolaus, IV, 465.
Fischer, IV, 236.
Fleischacker, Karl Nepomuk, IV, 99.
Flintberg, Jacob Albrecht, IV, 235.
Florian, Ritter v. III, 70.
Fontana, Felix, IV, 468.
Fontana, III, 488.
Fontenay, Louis Abel Bonafont, V, 398.
Fordyce, Georg, II, 124.
Franceschi, Angelo, V, 513.
Frankenberg, Friederike Louise v. IV, 379.
Franz Xaver August von Polen, Herzog von Sachsen, VI, 103.
Fredenheim, v. III, 365.
Friedrich August Prinz von Braunschweig, V, 227.
Friedrich Christian Heinrich Ludwig, Prinz von Preußen, V, 161.
Friedrich, Erbprinz von Dännemark, V, 241.
Friedrich Heinrich Ludwig, Prinz v. Preußen, II, 485.
Friedrich Karl Joseph, Kurfürst von Mainz, II, 122.
Fröbing, Johann Christoph, IV, 455.
Fülleborn, Georg Gustav, III, 233.

Fürstenau, Karl Gottfried, IV, 111.
Fuß, Franz, V, 217.

G.

Gadebusch, Thomas Heinrich, IV, 236.
Gang, Philipp, V, 240.
Gaillard, Gabriel Heinrich, V, 392.
Galantha, Johann Gf. Tekete v. IV, 112.
Gallizin, Fürst Dmitri v. IV, 102.
Gallowey, Joseph, IV, 117.
Gardil, Hiacinthe, I, 483.
Garnet, Thomas, II, 487.
Garnier, Jean Jaques. IV, 457.
Gauthey, E. M., VI, 106.
Gebhardt, Ludwig Albrecht, II, 363.
Geddes, Alexander, I, 136.
Gedike, Friedrich, III, 357.
Geishüttner, Joseph, IV, 449.
Georg, Herzog von Sachsen-Meiningen, IV, 222.
Georgi, Johann Gottlieb, II, 487.
Gerhard, Marcus Rudolhh Balthasar, V, 226.
Geyser, III, 236.
Gibbon, Eduard, III, 289.
Gilpin, William, IV, 237.
Giraudet, Charles Philipp Toussaint, IV, 227.
Glauber, Christian Gottlieb, IV, 361.
Gleim, Johann Friedrich Ludwig, III, 231.
Glouceſter, William Henry, Herzog v V, 220.
Gmelin, Johann Friedrich, IV, 380.
Gönner, Gebhard Theodor, IV, 388.
Goldsmith, Oliver, IV, 479.
Golenitschef-Kutsow, I, 263.
Gottsched, Johann Christoph, VI, 415.
Gouthorot, III, 492.
Gräfe, Karl Rudolph, IV, 460.
Graumann, Peter Benedict Christian, III, 493.
Grellmann, Heinrich Moritz Gottlieb, IV, 370.
Grenier, III, 107.
Greuze, IV, 475.
Griffiths, Ralph, IV, 118.

Grohmann, Johann Gottfried, IV, 470.
Grouvelle, Phil. A., VI, 527.
Gruber, Gabriel, IV, 475.
Gruber, Johann Siegmund, V, 240.
Gruber, Tobias, V, 400.
Gruner, Gottlieb Lebrecht, V, 214.
Grupin, Johann Friedrich Gottfried, IV, 461.
Guené, de, III, 492.
Günther, Johann Arnold, V, 219.
Gürnth, Georg Samuel, III, 364.
Güte, Ernst, V, 241.
Gustav III, König von Schweden, I, 47.
Gymnich, Freyherr v. V, 250.

H.

Haar, Damian Ferdinand, IV, 478.
Hahn, Friedrich, Graf v. V, 229.
Hahn, Johann Heinrich v. III, 489.
Hahn, K. F., III, 235.
Hamilton, Hugh, V, 239.
Hamilton, William, III, 355.
Hanke von Hankenstein, Johann Aloys, V, 398.
Hansen, Friedrich Ludolph, IV, 222.
Hardy, Johann, I, 482.
Harleville, Jean François Collin de, V, 393.
Harris, Heinrich, II, 484.
Hartenbach, Wilhelm Ritschl v. IV, 385.
Hasse, Johann Gottfried, V, 516.
Hasselgren, Erich, IV, 223.
Hausen, Karl Renatus, V, 224.
Hauswald, August Wilhelm, IV, 240.
Haydn, Johann Michael, VI, 108.
Hebenstreit, Ernst Benjamin Gottlieb, IV, 220.
Hedwig, Romanus Adolph, V, 103.
Heiliger, Ernst Anton, IV, 112.
Heinicke, Johann Gotthilf Friedrich, II, 365.
Heinitz, Friedrich Anton, Freyherr v. I, 371.
Heinke, Franz Joseph v. III, 495.
Heinse, Wilhelm, III, 362.
Heinsius, Johann August, IV, 124.

Hennemann, Christian Albrecht Ludwig, V, 520.
Hensler, Philipp Gabriel, V, 239.
Hentzi, Rudolph, IV, 125.
Herder, Gottfried v. V, 518.
Herder, Johann Gottfried v. IV, 221.
Hermanni, Johann Wilhelm, IV, 226.
Herz, Marcus, III, 353.
Heydenreich, Adam Friedrich v. IV, 380.
Hildt, Johann Adolph, V, 235.
Hiller, Johann Adam, IV, 252.
Hinteldey, Hieronymus Heinrich v. V, 214.
Hirzel, Hans Caspar, III, 234.
Hoditz, Albert Joseph, Graf v. III, 367.
Högh, Hans Görgen Christian, V, 243.
Höpfner, Friedrich, VI, 524.
Hörl, Joseph Georg, VI, 533.
Hoffmann, v. IV, 462.
Hoffmann, Johann Daniel, IV, 244.
Hoffmann, Wilhelm David, IV, 229.
Hoffstede, Peter, III, 492.
Hagdson, Bernhard, IV, 489.
Hohenlohe-Kirchberg, Friedrich Eberhard, IV, 22.
Hohenlohe-Neuenstein, Ludwig Friedrich Karl, Fürst von V, 215.
Holberg, II, 98.
Hole, Richard, III, 361.
Holmus, Robert, V, 238.
Holzapfel, Johann Gottlob, IV, 252.
Honking, Bernhard August, V, 232.
Honrichs, Ignaz v. IV, 106.
Hoogen, Jacob, IV, 475.
Hopf, Georg Casper, III, 492.
Hopff, Philipp Heinrich, IV, 379.
Hopfgarten, Christian Wilhelm v. V, 394.
Hopfgarten, Ludwig Ferdinand v. V, 394.
Houard, David, III, 229.
Howard, I, 244.
Huber, Leonhard Friedrich, IV, 395.
Huber, Michael, IV, 239.
Hübler, Daniel Gottlieb Joseph, IV, 478.
Hüpeden, Friedrich Gottfried, V, 231.

Hüpsch, Joh. Wilhelm Karl Adolph, Freyh. v. IV, 447
Hungar, Karl Ferdinand, IV, 237.
Huntel, Henry, II, 485.
Hurwitz, Pineus Levi, V, 211.
Huth, Wilhelm, V, 518.

J.

Jacquemart, Pierre, IV, 354.
Jagemann, Christian Joseph, IV, 228.
Jacob III, König von England, IV, 34.
Jamb, Helwig Bernhard, VI, 526.
Ide, Johann Joseph Anton, VI, 528.
Jeaurat, Edmé Sebastien, IV, 101.
Jellenz, Xaver v. IV, 280.
Jetze, Franz Christoph, III, 355.
Johann Adolph, Herzog von Sachsen-Weißenfels und Querfurth, II, 3.
Johnstone, James. II, 487.
Jones, William, V, 129.
Irminger, Johann Ulrich, IV, 494.
Itzig, Isaak Daniel, VI, 105.
Juel, Jan, II, 488.
Junker, Georg Adam, IV, 482.

K.

Kahle, Friedrich Ludwig, IV, 490.
Kaibel, Georg David, IV, 490.
Kalkbrenner, Christian, VI, 108.
Kaltenstein, Johann Samuel, V, 211.
Kant, Immanuel, IV, 230.
Kapp, Georg Christian Friedrich, V, 393.
Karl Georg August, Erbprinz v. Braunschweig, VI, 523.
Keck, Alexander, IV, 385.
Kempeln, Wolfgang v. IV, 235.
Kepler, Johann, I, 210.
Kerner, Johann Georg, IV, 393.
Keup, Johann Bernhard, II, 124.
Kimpfel, Johann Christoph, IV, 493.
Kindervater, Christian Victor, V, 518.

Kinsky, Graf v. IV, 490.
Kirschbaum, Johann Jacob, IV, 248.
Klauke, Johann Gottlieb, V, 217.
Klausing, Anton Ernst, IV, 112.
Klenke, Karoline Louise v. II, 364.
Klipfel, Karl Jacob Christian, I, 371.
Klopstock, Friedrich Gottlieb, IV, 101.
Knös, Olaus, IV, 225.
Knötzschkel, Johann Christoph, IV, 398.
Koch, Christian Martin, III, 234.
Könen, Johann v. IV, 291.
König, Christoph Philipp Ferdinand, IV, 373.
Königsmark, Marie Aurore, Gräfin v. II. 124.
Kosegarten, Bernhard Christian, III, 496.
Kosmann, Johann Wilhelm Andreas, IV, 266.
Krasicki, Ignaz v. II, 127.
Kraus, Georg Melchior, VI, 528.
Kraushaar, Lorenz, V, 520.
Krayen, August Wilhelm, IV, 100.
Kregting, Andreas Joseph v. III, 364.
Kreuchauf, Franz Wilhelm, IV, 99.
Krüdener, Burchard Alexius Constantius, Freyherr von I, 373.
Kruse, Karl Friedrich, Freyherr von V, 395.
Kühnau, Johann Christoph. V, 231.
Küster, Karl Daniel, IV, 269.
Küttner, Karl Gottlob, IV, 462.
Kummerdy, Blasius, IV, 468.

L.

Laclos, Pierre Ambroise François Choderlas de, IV, 119.
Lafoens, Don Juan de Braganza, Herzog v. VI, 529.
Lagrénée, der ältere, IV, 495.
Laharpe, Johann Franz, III, 229.
Lamballe, s. Carignan.
Lambert, Saint, III, 227.
Lang, Georg Heinrich, V, 396.
Lasius, Hermann Jacob, III, 487.
Laurens, v. IV, 115.
Lazansky, Prokop, Graf v. IV, 357.

Le Brigant, IV, 232.
Leclerk, Victor Emanuel, II, 362.
Lefren, Lars Oloffon, III, 363.
Leich, Christian Andreas, IV, 115.
Leiſewitz, Johann Anton, VI, 522.
Lemnius, Simon, II, 106.
Lennox, Charlotte, IV, 224.
Lentin, Lebrecht Friedrich Benjamin, IV, 397.
Leopold, Fürſt von Deſſau, VI, 117.
Leychln, Iwan, I, 264.
Levy, Behrend, II, 487.
Lichtenſtein, Aloys Fürſt v. IV, 476.
Liffmann, Lucius Abraham, IV, 126.
Liſſoire, Remacle, V, 396.
Lobkowitz, Joſeph, Fürſt v. III, 107.
Locatelli, IV, 489.
Lockner, J. P. C., III, 494.
Löben, Otto Ferdinand, Graf v. IV, 397.
Lösner, Chriſtoph Friedrich, IV, 124.
Loime, Johann Ludwig de, VI, 106.
Louiſe, Königin von Preußen, IV, 465.
Lowitz, Tobias, IV, 391.
Ludwig, Friedrich Chriſtian, Prinz v. Preußen, VI, 524.
Lüdecke, Chriſtian Wilhelm, IV, 492.

M.

Macartney, Graf v. V, 399.
Märklin, Johann Friedrich, IV, 244.
Mahner, Johann Paul, IV, 460.
Maintenon, Franciſca von Aubigné Marquiſe von I, 470.
Mangelsdorf, Karl Ehrgott, II, 123.
Manzel, Ernſt Johann Friedrich, VI, 528.
Marechal, Silvain, III, 364.
Marées, Simon Ludwig Eberhard v. II, 255.
Marinelli, Karl v. IV, 99.
Mariot, James, III, 350.
Martens, Franz Heinrich, IV, 485.
Martini, Johann Chriſtoph, IV, 243.

Martini, Johann Matthias, V, 517.
Matthieu, Daniel, IV, 100.
Mechain, Pierre François André, IV, 367.
Meckel, Philipp Friedrich Theodor, IV, 102.
Meil, Johann Wilhelm, IV, 457.
Meißner, Johann Gottlieb, VI, 106.
Mengs, Theresia, VI, 524.
Mesurier, Paul Havillard le, V, 242.
Metzger, Johann Daniel, V, 223.
Meuron, Graf v. V, 517.
Meyer, Daniel Wilhelm v. V, 225.
Meyer, Friedrich August, IV, 460.
Michaeler, Karl Joseph, IV, 225.
Michaelis, Christian Friedrich, IV, 360.
Migazzi, Graf v. III, 350.
Mnioch, Johann Jacob, IV, 231.
Möhrlein, Ferdinand, II, 484.
Möller, Johann, V, 242.
Möller, Johann Anton Arnold, VI, 534.
Mönch, Konrad, IV, 449.
Mörlin, Friedrich August Christian, VI, 520.
Molé, Rene, II, 483.
Molière, Jean Baptiste Poquelin genannt, I, 379.
Moore, Johann, I, 135.
Moore, John, IV, 457.
Moreau, Jacob Nicolas, III, 362.
Morgenbesser, Johann Gottfried, IV, 229.
Mossotz, Michael Institoris, IV, 120.
Mourner, Johann Joseph, V, 248.
Müller, August, IV, 353.
Müller, Johann Dietlost, IV, 233.
Müller, Johann Konrad, IV, 353.
Müller, Ludwig, IV, 250.
Münzer, Thomas, II, 60.
Mütschefahl, v. III, 489.
Mützschefahl, C. F. C., III, 491.
Muhroeck, Johann Christoph, IV, 449.
Mulat, François Valentin, IV, 248.
Muock, Peter, III, 485.
Muser, Johann Rudolph, IV, 457.

Murphy, Arthur, IV, 493.
Murray, Adolph, IV, 107.
Murray, ſ. Stuart.

N.

Nagy, Johann, IV, 108.
Nathe, Chriſtoph, VI, 533.
Naumann, Johann Jacob Nathan, IV, 125.
Nebel, Daniel Wilhelm, V, 212.
Necker, Jacob, IV, 238.
Neikkel, Johann Friedrich, IV, 108.
Nelſon, Horatio, V, 232.
Nemeth, Ladislaus v. V, 519.
Neſemann, Peter, I, 133.
Neſtler, Karl Chriſtoph, IV, 231.
Neuenhagen, Henriette Charlotte, III, 488.
Newton, Andreas, V, 247.
Nicolai, Ernſt Anton, II, 251.
Nölting, Johann Heinrich Vincent, VI, 109.
Nordenanker, Johann, IV, 362.

O.

Oberlin, Jeremias Jacob, VI, 525.
Oelsfeld, Karl Ludwig v. IV, 381.
Oemler, Chriſtian Wilhelm, I, 372.
Ojeda, Alonſo de, V, 430.
Oldecop, Chriſtian Friedrich, V, 398.
Ompteda, Dietrich Heinrich Friedrich, Freyh. v. III, 352.
Oſten, Chriſtoph Albrecht v. IV, 489.

P.

Pachaly, Friedrich Wilhelm, IV, 246.
Palaſtor y Croy, Antonio, III, 108.
Paldamus, Friedrich Chriſtian, V, 397.
Palearius, Aonius, IV, 405.
Palen, Joſepha, Fürſtin v. I, 374.
Paley, William, IV, 487.
Palmberg, Lars Johann, IV, 379.

Palthen, Franz v. IV, 238.
Panzer, Georg Wolfgang Franz, V, 213.
Parker, William, II, 489.
Pasteur, David, IV, 224.
Paterson, Samuel, III, 351.
Pauco, de, III, 228.
Pelt, Christian Ludwig, V, 235.
Perron, Anquetil du, IV, 451.
Pestel, Friedrich Wilhelm, V, 231.
Petrini, Pietro Anton, III, 366.
Petzeck, Joseph v. IV, 355.
Pfennig, Johann Christoph, VI, 357.
Pilchowky, David, IV, 219.
Pirckheimer, Bilibald, III, 239. Fortsetzung 424.
Pirscher, Johann Karl Dietrich, IV, 246.
Pischon, Josann Karl, V, 238.
Pitt, William, V, 247.
Platner, Johann Zacharias, VI, 59.
Pleßing, Victor Lebrecht, V, 391.
Podewils, Friedrich Heinrich v. IV, 246.
Pötzsch, Christian Gottlieb, IV, 470.
Poirier, Germain, III, 228.
Porthan, Heinrich Gabriel, IV, 234.
Posewitz, Friedrich Siegmund, IV, 475.
Posselt, Ernst Ludwig, IV, 249.
Posselt, Karl Friedrich, IV, 389.
Poßevin, Anton, I, 323.
Pott, Johann Friedrich, IV, 479.
Potter, Robert, IV, 357.
Pownall, Thomas, IV, 466.
Preuschen, August Gottlieb, III, 355.
Priestley, Joseph, IV, 229.

R.

Rabe, Georg Ludwig, V, 222.
Racine, Ludwig, VI, 95.
Rabenstein, Johann Polykop, IV, 355.
Rancé, Bouthillier de III, 322.
Rasche, Johann Christoph, IV, 430.
Ratte, Hiacinthe de V, 218.

Reichenbach, Christian Wilhelm Friedrich Stromer v. IV, 487.
Remer, Julius August, III, 489.
Reß, Johann Heinrich, III, 354.
Resewitz, Friedr. Gabriel, VI, 527.
Reusch, Karl Daniel, VI, 110.
Reuß v. Plauen, Heinrich XXXV, Graf v. IV, 478.
Reybaz, Etienne Salomon, IV, 378.
Ricard, Dominique, III, 108.
Richepance, II, 251.
Rieffestahl, Hermann Andreas, IV, 486.
Riemer, Johann Andreas, IV, 366.
Rindfleisch, Arnold Wilhelm, IV, 372.
Ritson, Joseph, IV, 118.
Rivett, Nicolas, IV, 247.
Robert, Karl Wilhelm, III, 236.
Robinson, John, IV, 486.
Rochow, Friedrich Eberhard v. IV, 485.
Röhm, Johann Konrad, III, 496.
Röhr, Karl Heinrich, V, 241.
Röllig, Leopold, IV, 232.
Röse, Christian Friedrich, V, 391.
Rössig, Karl Gottlob, VI, 530.
Rohan Guemené, Ludwig Ren. Eduard, Prinz v. IV, 100.
Romme, Charles, IV, 495.
Roos, Friedrich, IV, 396.
Roos, Magnus Friedrich, III, 495.
Roose, Theodor August Georg, III, 354.
Roppan, Johann Karl, IV, 240.
Rosenthal, Ignaz Taulow, Ritter v. IV, 477.
Rost, Cajetan, IV, 232.
Roy, David le III, 107.
Rüling, Johann Philipp, III, 350.
Rütz, Franz Georg Christian, III, 229.
Ruhkopf, Karl Heinrich, V, 214.
Rußel, Patrik, V, 212.

S.

Saalfeldt, Franz von Sachsen-Coburg, VI, 533.
Sage, Gabriel le III, 492.

Saint, Martin, Marquis de III, 492.
Sangerhausen, Christoph Friedrich, II, 489.
San Pedro, Gonzalez de III, 352.
Sarpi, Peter, III, 292.
Sarti, Joseph, II, 122.
Sattler, Johann Paul, IV, 373.
Savage, Richard, VI, 203. Fortsetzung 243.
Saxe, Christoph, V, 517.
Schärtlin, Sebastian, II, 189.
Scharf, Christoph Berthold, IV, 220.
Schaumburg-Lippe, Wilhelm Graf v. III, 90.
Schedel, Johann Christian, III, 355.
Scheller, Immanuel Johann Gerhard, III, 496.
Schenau, Johann Eleazar, VI, 109.
Schiedmayer, Johann David, IV, 475.
Schiller, Friedrich v. IV, 484.
Schilling, Friedrich, III, 485.
Schirach, Gottlieb Benedict v. IV, 391.
Schlettwein, Johann August, I, 369.
Schloisnigg, Johann Baptist v. IV, 370.
Schlüter, Joachim Friedrich, IV, 234.
Schmid, Christian Wilhelm Friedrich, VI, 110.
Schmidt, Magnus, III, 494.
Schmidt, V, 238.
Schneider, Karl Heinrich Gottlieb, IV, 227.
Schönemann, Karl Traugott Gottlieb, I, 369.
Scholvin, Gerhard Philipp, III, 496.
Schorch, Christian Friedrich Immanuel, IV, 235.
Schott, Augustin, IV, 469.
Schrämbl, Franz Anton, IV, 220.
Schraud, Franz v. V, 514.
Schröter, Corona, II, 488.
Schützencrantz, Hermann, II, 126.
Schultheß, Johann Georg, II, 252.
Schulz, August, V, 218.
Schulz, Johann Christoph Friedrich, V, 248.
Schulz, Johann, IV, 494.
Schulz, Johann Friedrich, V, 517.
Schulz, Johann Ernst, V, 516.
Schulze, Johann Heinrich August, III, 488.
Schulze, Samuel Friedrich, IV, 249.

Schwaget, Johann Moritz, IV, 242.
Schwarz, Johann Christoph, IV, 385.
Schwarzkopf, Joachim v. VI, 104.
Schwenkfeld, Kaspar v. V, 102.
Schwerin, Curt Christoph Graf v. V, 401.
Scopp, Johann Georg, IV, 377.
Scriba, Ludwig Gottlieb, IV, 246.
Sebas, Christian Ludwig, VI, 526.
Seckendorf, Graf v. I, 276.
Segaar, C., IV, 221.
Segner, Johann Joseph, IV, 250.
Seibt, Karl Heinrich v. V, 514.
Seip, Anton Ludwig, VI, 104.
Selim I, siehe Bajarzeth II.
Serviez, Emanuel, IV, 377.
Serz, Thomas, III, 354.
Seybold, David Christian, IV, 230.
Sieveking, Joh. Peter, VI, 532.
Sinclair, Bartholomäus v. III, 489.
Singpius, Karl Friedrich, IV, 237.
Sommer, Johanna, II, 488.
Snell, Karl Philipp Michael, VI, 530.
Sonneburg, Franz Anton, Freyh. v. V, 239.
Spalding, Johann Joachim, IV, 244.
Spangenberg, Georg August, V, 394.
Sparre, Graf Friedrich v. III, 108.
Spatz, Johann Friedrich Wilhelm, IV, 100.
Spazier, Karl, IV, 452.
Spener, Philipp Jacob, IV, 127.
Spinoza, Benedict, V, 257.
Splittegarb, Karl Friedrich, II, 367.
Spohr, Georg Heinrich Ludwig, V, 235.
Sprengel, Matthias Christian, III, 106.
Springer, Benedict Friedrich, IV, 112.
Stael-Holstein, Erich Magnus, Bar. v. I, 370.
Stängel, Gregor, II, 489.
Stapfer, Johann Jacob, IV, 456.
Steigentesch, Freyh. v. II, 121.
Stein, Georg Wilhelm, IV, 118.
Steimer, Johann Friedrich Adolph, IV, 232.
Stengel, Christian Ludwig, I, 264.

Steffeck, V, 514.
Stetfeld, Ludwig Friedrich Theodor, V, 394.
Stetten, Barbara v. IV, 463.
Stiefel, Michael, VI, 458.
Störk, Anton Freyherr v. III, 230.
Storr, Gottlob Christian, IV, 450.
Storr, Ludwig Wilhelm, IV, 382.
Strauch, Benedict, IV, 122.
Streit, Sigismund, II, 79.
Struensee, Karl August v. IV, 374.
Stuart, Jacob, Graf v. Murray, IV, 161.
Fortsetzung 253.
Stubenrauch, Friedrich Heinrich, V, 521.
Stütz, Anton, V, 392.
Subow, Valerian, IV, 353.
Swieten, Gottfried van IV, 105.
Swinburne, III, 355.
Szalkai, Anton v. IV, 360.

T.

Tafinger, Johann Andreas, IV, 356.
Talbert, Franz Xaver, III, 361.
Target, Georg Jean Baptiste, VI, 521.
Teller, Wilhelm Abraham, IV, 392.
Thieme, Karl Traugott, I, 372.
Thomann, Joseph Nicolaus, IV, 476.
Thompson, Gilbert, III, 363.
Thonboe, Peter, VI, 529.
Thym, Johann Friedrich Wilhelm, IV, 108.
Tiedemann, Dietrich, III, 359.
Tode, Johann Clemens, V, 396.
Tomasi, IV, 492.
Topham, Jones, IV, 116.
Townley, Charles, IV, 448.
Trendelenburg, Adolph Friedrich, IV, 116.
Trentel, Franz Xaver, IV, 227.
Treschow, Sebastian Friedrich, IV, 379.
Treville, Louis René Levassot Latouche, IV, 358.
Troil, Uno v. III, 486.
Tromel, III, 228.

Trouchet, V, 395.
Trosby, John, III, 236.
Trotter, Thomas, III, 365.
Tschirpe, Johann Christoph, V, 246.
Tude, Henri Masers de la IV, 447.
Turben, François, IV, 124.
Turner, J., I, 481.

U.

Uhland, Ludwig Joseph, II, 484.
Uhle, August Georg, IV, 244.
Uphagen, Johann, II, 484.
Urlsperger, Johann August, VI, 532.
Ussieux, Lous D' V, 220.

V.

Vahl, Martin, IV, 396.
Valiere, Herzogin v. IV, 323.
Vaudreuil, v. III, 228.
Vega, Georg Freyherr v. II, 123.
Velthusen, Johann Peter, III, 494.
Venturini, Georg, II, 124.
Vermehren, Johann Bernhard, III, 494.
Veronese, Dominico, III, 363.
Vetter, Aloys Rudolph, VI, 526.
Volkmann, Johann Jacob, IV, 113.
Volpato, Johann, III, 488.
Voß, v. V, 516.

W.

Wadler, Franz, IV, 110.
Wagemann, Gerhard Ludwig, IV, 226.
Wagner, Andreas v. IV, 467.
Wagner, Gottfried, IV, 372.
Walch, Bernhard Georg, IV, 471.
Walcher, Joseph, IV, 125.
Waldbot-Bassenheim, Graf v. IV, 463.
Wallenburg, Jakob v. V, 521.

Walther, Bernhard Gottlieb, V, 245.
Walther, Konrad Samuel, IV, 489.
Wardenburg, Jakob Georg, IV, 232.
Warner, Joseph, II, 487.
Weber, Friedrich August, V, 246.
Wedderborn, Alexander, IV, 447.
Wehrl, Johann Gottlieb, V, 239.
Weigel, Johann Valentin, V, 522.
Weikard, Adam Melchior, IV, 113.
Weiße, Christian Felix, IV, 394.
Weißenstein, Johann, III, 229.
Weitbrecht, III, 361.
Weitsch, Pascha Johann Friedrich, IV, 115.
Wenck, Helfrich Bernhard, III, 356.
Wendler, Christian Ludwig, V, 246.
Werniſcheck, Johann Jacob, IV, 354.
Wernsdorf, Gottlieb, II, 365.
Werthern, Hans Adolf Erdmann Freyh. v. III, 228.
Weßely, Harewich, IV, 466.
Weſten, Leopold, IV, 377.
Whitehead, John, IV, 233.
Whiſton, Wilhelm, II, 22.
Wichmann, J. E., I, 373.
Wiedewelt, Johann, II, 488.
Wienhold, Arnold, IV, 361.
Wilhelm, Fürſt v. Naſſau-Oranien, V, 515.
Winkelmann, Stephan Auguſt, V, 393.
Winterfeld, Hans Karl v. V, 465.
Winterwerber, Johann Jakob, IV, 466.
Witte, Samuel Simon, II, 365.
Wöhner, Paul Gottlieb, V, 226.
Wölkern, Lazarus Karl Freyh. v. V, 238.
Wolfter, Peter, I, 216.
Wolters, Michael, III, 495.
Woltersdorf, Theodor Georg Karl, V, 391.
Woodfall, Henry Sampſon, V, 293.
Woodville, William, IV, 477.
Warsley, Richard, V, 218.
Wouters, Cornelie, I, 483.
Wulfen, Franz Xaver, Freyh. v. IV, 471.
Wundt, Daniel Ludwig, IV, 464.

Wutwehr, Matthäus Mederer v. IV, 488.
Wydra, Stanislaus, IV, 390.

Y.

Ysenburg, Wolfgang Ernst, Fürst v. III, 227.

Z.

Zahira, Georg, IV, 368.
Zahelein, Justus Friedrich, I, 370.
Ziegenhagen, Franz Heinrich, VI, 108.
Zink, Friedrich, I, 135.
Zinzendorff, Friedrich August, IV, 234.
Zöllner, Johann Friedrich, IV, 368.
Zumsteg, Johann Rudolf, I, 133.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Inhalt des fünften Bandes.

Erstes Stück.

I. Juliane Franziska von Buchwald, gebohrne Freyinn von Neuenstein. Von H. R. G. S. 1

II. Carl Bonnet. Vom Herrn M. Nebe zu Crumpa. 53

III. Johann Zacharias Platner. Nach Ernesti von H. D. W. 59

IV. Peter Aretino. Nach dem Italien. von E. U. 77

V. Ludwig Racine. Von H. F. A. 95

Historischer Anzeiger merkwürdiger Todesfälle in dem Jahre 1806. (Fortsetzung.) Franz Xaver August, Prinz von Polen — Hedwig — v. Schwarzkopf — Seip — Itzig — Arnemann — de Lolme — Gauthey — Meißner — Adanson — v. Carlowitz — Haydn — Kalkbrenner — Ziegenhagen — Nölting — Schenau — Coulomb — Reusch — Schmid. 103

Literarischer Zuwachs an allgemeinen biograph. Werken und einzelnen Lebensbeschreibungen. Ostermesse 1807. 113

Zweytes Stück.

VI. Leopold, Fürst von Anhalt-Dessau. Vom Herrn Feldprediger Spieker in Halle. S. 117

VII. Johann Philipp Baratier. Von einem Ungenannten. 165

VIII. Richard Savage. Vom Herrn Hofrath Eschenburg in Braunschweig. 203

Drittes Stück.

VIII. Richard Savage. Vom Herrn Hofrath Eschenburg in Braunschweig. (Beschluß.) 243

IX. Marie Therese Louise von Carignan, Prinzessin von Lamballe. Von einem Ungenannten. 327

Viertes Stück.

X. Arcangelo Corelli. Vom Herrn M. Nebe in Crumpa. S. 403

XI. Johann Christoph Gottsched. Vom Herrn P. Richter in Königsberg. 415

XII. Benedetto Averani. Vom Herrn M. Nebe in Crumpa. 439

XIII. Michael Stiefel. Vom Herrn Prediger Fulda in Halle. 458

XIV. Sebastian Joseph von Carvalho. Vom Herrn Professor Voß in Halle. 489

Historischer Anzeiger merkwürdiger Todesfälle in dem Jahre 1806. (Fortsetzung.) Mörlin — Brühl — Target — Adelung — Leisewitz — Erbprinz Karl Georg August von Braunschweig — Prinz August, Herzog zu Sachsen — v. Dalberg — Höpfner — Prinz Ludwig (Friedrich Christian Ludwig) von Preußen — Theresia Mengs — Oberlin — Vetter — Barthez — Sebas — Jaup — Resewitz — Sophie Brentano — Grouvelle — Ide — Kraus — Mantzel — Karl Wilhelm Ferdinand, Herzog von Braunschweig — Don Juan de Braganza, Herzog v. Lafoens — Thonboe — Callisen — Rössig — Snell — Borkhausen — Sieveking — Dichman — Urlsperger — Crauer — Herzog Franz v. Sachsen-Coburg-Saalfeld — Hörl — Nathe — Möller — Erzherzog Ferdinand (Karl Anton Joseph Johann Stanislaus) Prinz von Ungarn und Böhmen — Tulemann. 520

Literarischer Zuwachs an biographischen Werken und einzelnen Lebensbeschreibungen. 535

Register über die sechs ersten Bände des Biographen. 537

Inhalt des sechsten Bandes. 561

Inhalt
des sechsten Bandes viertes Stück.

X. Arcangelo Corelli. Vom Herrn M. Nebe in Crumpa. S. 403

XI. Johann Christoph Gottsched. Vom Herrn P. Richter in Königsberg. 415

XII. Benedetto Averani. Vom Herrn M. Nebe in Crumpa. 439

XIII. Michael Stiefel. Vom Herrn Prediger Fulda in Halle. 458

XIV. Sebastian Joseph von Carvalho. Vom Herrn Professor Voß in Halle. 489

Historischer Anzeiger merkwürdiger Todesfälle in dem Jahre 1806. (Fortsetzung.) Mörlin — Brühl — Target — Adelung — Leisewitz — Erbprinz Karl Georg August von Braunschweig — Prinz August, Herzog zu Sachsen — v. Dalberg — Höpfner — Prinz Ludwig (Friedrich Christian Ludwig) von Preußen — Theresia Mengs — Oberlin — Vetter — Barthez — Sebas — Jaup — Resewitz — Sophie Brentano — Grouvelle — Ide — Kraus — Mantzel — Karl Wilhelm Ferdinand, Herzog von Braunschweig — Don Juan de Braganza, Herzog v. Lafoens — Thonboe — Callisen — Rössig — Snell — Borkhausen — Sieveking — Dichman — Urlsperger — Crauer — Herzog Franz v. Sachsen-Coburg-Saalfeld — Hörl — Nathe — Möller — Erzherzog Ferdinand (Karl Anton Joseph Johann Stanislaus) Prinz von Ungarn und Böhmen — Culemann. 520

Literarischer Zuwachs an biographischen Werken und einzelnen Lebensbeschreibungen. 535

Register über die sechs ersten Bände des Biographen. 537

Inhalt des sechsten Bandes. 561

XVI.
XVII.
XVIII.

WIS 416a